Wiener Stadt-Bibliothek.
7876 A

6214.

A I 1/1

Erzählungen

von

G. Reinbeck

Wien 1815

Im Verlage bey Katharina Gräffer und Härter.

6214

Reinbeck's

Erzählungen.

1.

Die unverhoffte Erbschaft.

Röschen war eine hübsche schlanke Dirne und gut und redlich dabey. Als eine Waise hatte sie ihr Geburtsdorf früh verlassen müssen und war in ihrem zehnten Jahre bey einem reichen Müller in der Gegend von Auerstädt in Dienst gegangen. Ihr gutes Herz gewann ihr bald die Liebe ihrer Herrschaft, und da diese weiter keine Kinder hatte, als einen Sohn, welcher auf die Wanderschaft ging, so nahm sie sich des armen Mädchens an, als wäre sie ihre eigene Tochter. Sie ließ sie in die Schule gehen, und der verständige Schulmeister, welcher an Röschen vorzügliche Fähigkeiten bemerkte, machte sich ein Vergnügen daraus, diese zur Entwickelung zu bringen. Bald war Röschen die Krone der Dorfjugend, und zog die besondere Aufmerksamkeit des Herrn Superintendenten auf sich, als dieser bey der Schul-Visitation das Kirchspiel besuchte. — Dieß machte sie aber nicht stolz, und ihre Dienstfertigkeit, ihr liebreiches Gemüth söhnten alle ihre Mitschülerinnen mit ihren Vorzügen aus: alle liebten sie, und Röschen war die Königinn ihrer ländlichen Feste; wenn sie fehlte,

schien alle Freude zu fehlen; wenn sie erschien, dann lächelte jedes Auge heiterer.

Möchte doch unser Fritz solch ein Mädchen einmahl zur Frau bekommen, Jacob! sagte die Müllerinn oft zu ihrem Manne, wie froh wollte ich seyn!

Ich auch, antwortete der Müller, wenn sie ihm so ein vierzig Morgen mitbrächte.

Dieß schienen Worte ohne Bedeutung; und der Müller und die Müllerinn waren beyde weit entfernt, sie geradezu auf Röschen zu ziehen; denn Röschen war eine Waise und hatte nicht einen einzigen Morgen im Vermögen. Ihre Ältern waren Tagelöhner und sehr arm gewesen; Verwandte hatte sie in der ganzen Gegend, und, so viel sie wußte, auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr. — Aber Röschen vergalt die Wohlthaten ihrer guten Herrschaft mit einem dankbaren Herzen, und gewann ihre Liebe immer mehr. Früh und spät ging sie der guten Mutter zur Hand, keine Arbeit war ihr zu gering, keine zu schwer, und oft, wenn der Müllerinn erst einfiel, dieß und jenes zu besorgen, hatte Röschen es schon vollbracht. Dem Alten führte sie die Rechnungen, konnte ihm die Zeitungen vorlesen, und die Morgen- und Abendsegen, und wenn sie diese las, fühlte er sich beynahe mehr erbauet, als durch die hochstudierte Predigt des Herrn Pastoren, die er oft nicht verstand. Auch hatte sie von dem Schulmeister viele schöne Lieder gelernt, und sang mit reiner Stimme

und fühlendem Herzen. — Die beyden Alten verdachten es den Nachbarn nicht, wenn sie sie um Röschen beneideten, setzten aber auch ihren Stolz darein, daß sie keinem Mädchen im Dorfe nachzusehen brauchte: sie ging gekleidet, als wäre sie die Jungfer Müllerinn; auch hieß sie nur immer Müllers Röschen.

Jetzt war das liebe Mädchen in ihr siebzehntes Jahr getreten, und entwickelte sich immer schöner an Geist und Körper. In den Ballsälen der Stadt würden ihr natürlicher Verstand und ihre pfirsichrothen Wangen vielleicht wenig Glück gemacht haben; denn dort gilt nur Flittergold und nervenschwache Bläßlichkeit; in der ländlichen Flur erquickte sie aber den Blick in der üppigen Fülle, und duftete lieblich wie die Rose, welche im Strahle der Sonne sich frey entfaltet. Die Jünglinge des Dorfes buhlten um sie, und die Dirnen haßten sie nicht, wenn sie ihnen auch die Herzen stahl; allein Röschen blieb ungerührt, und kam beynahe in den Ruf, daß sie nicht lieben könne.

Da kehrte Fritz von seiner Wanderschaft zurück, ein Bursch von einigen zwanzig Jahren. Er hatte viel gesehen, viel erfahren; aber sein Herz war rein geblieben, wie es die väterliche Flur verlassen hatte. Seine Rückkunft war ein hohes Fest im Hause und im ganzen Dorfe. Des reichen Müllers Sohn ist wieder da! — Wie manches Mutterherz schwoll bey diesem Gedanken von süßen Hoffnungen für die blühende Tochter. — Des reichen Müllers hübscher Fritz ist

da! Höher färbte sich die Wange der Mädchen und stärker pochte das Herz. — Die Väter rechneten zusammen, was sie wohl in die Wagschale gegen den Gevatter Müller zu legen hätten, und wer sich bewußt war, daß er allenfalls das Gleichgewicht halten konnte, sahe auch schon die Tochter in die schöne Mühle ziehen. — Nur Röschen fühlte, so dünkte ihr wenigstens, nichts als die Freude ihrer alten Pflegeältern, und kein Gedanke fiel ihr ein, daß Fritzens Rückkunft sonst noch für sie von Bedeutung seyn könne.

Nicht so der Jüngling. Der erkannte bald in Röschen das einzige Mädchen, das ihn glücklich machen konnte, und sein Herz blieb ungerührt bey dem Lächeln ihrer Gespielen, und bey den Lockungen der Alten. Mit heiterem Blicke folgte er der Geschäftigen überall, wohin Herz und Pflicht sie trieben, mit frommer Andacht hörte er zu, wenn sie den Morgen- und Abendsegen las, und mit sanften Entzücken lauschte er den Silbertönen ihrer Lieder. Die Liebe schlich sich so unvermerkt in einer so heiteren Gestalt in sein Herz, daß sie darin ganz heimisch war, ehe es ihm noch ahndete. Röschen, so schien es, war ihm eine liebe Schwester; er scherzte oft und gern mit ihr, sie war seine liebste Tänzerinn; allein er begnügte sich, daß sie ihm nicht mehr gewährte als jedem andern; nie sahe man ihn ihr nachschleichen, nie bemerkte man irgend eine Unruhe an ihm, wenn sie abwesend war, er scherzte auch mit andern Dirnen

und nannte sie schön, ja vielleicht öfter noch als Röschen selbst; denn bey der fiel es ihm nur selten ein, ihr so etwas zu sagen, es schien seinem Herzen zu unbedeutend. Röschen war ihm mehr, als schön.

Lange wäre Fritz vielleicht noch in dieser glücklichen Unbefangenheit geblieben, hätte ihn der Vater nicht auf die Gefühle im Innersten seines Herzens aufmerksam gemacht. Es war ein halbes Jahr ungefähr seit seiner Rückkunft verflossen, als sie einst an einem Sonntage vor der Mühle unter einer schattigen Linde saßen, und der Alte ihn fragte:

Hast du dir denn noch nichts Liebes ausgesucht, Fritz?

Röschen war gegenwärtig bey dieser Frage und wurde blutroth, ohne zu wissen worüber. — Unwillkürlich blickte sie von ihrem Nähezeuge halb verstohlen nach Fritzen hin, und eben so unwillkürlich blitzte sein Auge nach Röschen. Ihre Blicke trafen einander und drangen tief in ihre Herzen. — Ohne etwas davon zu ahnden, nannte der Alte eine nach der andern von den reichen Mädchen der Gegend, und war genau davon unterrichtet, wie hoch sich die Mitgift einer jeden belaufen würde.

Ich nehme kein Mädchen um des Geldes willen, Vater! sagte Fritz, und eine Thräne quoll in Röschens Augen.

Nicht um des Geldes willen, antwortete der Vater, aber doch mit Geld. Wo die junge Frau nichts mit in die Wirthschaft bringt, als sich selbst, da

bleibt sie immer fremd. Wenn Jüngling und Mädchen beyde nichts haben, das laß ich gelten, was sie dann erwerben, gehört beyden; hat das Mädchen Geld, und der Jüngling keins, das gehet auch noch wohl; denn das Geld braucht einen Mann, der es zu benutzen weiß: allein ein reicher Jüngling und ein armes Mädchen das gehet selten gut; sie bleibt immer die Magd des reichen Mannes.

Das war nun so die Philosophie des guten Alten. Ob sie Grund haben und wie viel daran wahr seyn mag, sey dahin gestellt, nur Fritzen wollte sie gar nicht einleuchten, ob er schon voraus sahe, daß sie den Wünschen, die sich im Innern seines Herzens vernehmlich hören ließen, in den Weg treten könnte. — Röschen vermochte nicht mehr auf der Bank sitzen zu bleiben, sie stand auf, um ihre innere Bewegung zu verbergen, und machte sich geschwind in der Wirthschaft etwas zu thun, um die mannigfaltig sich durchkreuzenden Gedanken und Gefühle zu zerstreuen, von denen sie sich selbst kaum Rechenschaft zu geben wußte.

Sie liebt dich, sagte Fritz zu sich selbst, Röschen liebt dich gewiß, und bringt dir mehr in das Haus, als alles Gold der Welt; ein treues Herz voll Liebe, frommen Sinn und Wirthschaftlichkeit, verständig ist sie auch; was bedarfst du mehr?

Ein armes Mädchen bleibt immer die Magd eines reichen Mannes, sagte Röschen traurig zu sich selbst; nur ein armer Mann ist für sie; Fritz ist nur

für eine Reiche. Wen er doch nehmen wird? — Glücklich wird gewiß jede mit ihm.

Nie hatten sich ihre Gedanken so viel mit Fritzen beschäftiget, ob ihr gleich nicht einfiel, daran zu denken, daß auch sie glücklich mit ihm seyn könnte. — Jetzt wurde es dunkel. Sie ging hin, den Abendsegen zu lesen, und setzte sich darauf an den Rand des stäubenden Mühlbaches in der Dunkelheit unter dem bestirnten Himmel, und hier machte endlich ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

Auch Fritzen war das Herz zu voll, als daß er schon in seine Kammer hätte gehen können. Röschens Blick schwebte ihm immer vor. Bekannter mit seinen Gefühlen hatte er auch deutlicher in ihrem Herzen gelesen, als sie selbst; er war entschlossen, ihr seine Liebe zu gestehen, und wenn er ihrer ganz versichert wäre, seine Wünsche der Mutter vorzutragen, damit diese den Vater ihnen geneigt machen sollte. In diesen Gedanken ging er den Bach entlang und erkannte Röschen im Sternenschimmer unter den drey hohen Pappeln, deren schlanke Stämme im kühlen Westwinde sich wiegten.

Zwey junge feurige Herzen im Schweigen der Nacht, von keinem Späher belauscht, nur von milden Sternen angelächelt, verstehen einander bald. Fritz setzte sich zu Röschen unter den Pappeln; sie zitterte; noch war ihr so nie zu Muthe gewesen! — Er ergriff ihre Hand, und fragte mit sanft beweg-

ter Stimme, warum sie weine; und da sie dieß läugnen wollte, fuhr er ihr mit der Hand über die Augen und zeigte ihr, daß sie feucht seyen. — Röschen weinte stärker, es wollte das Herz ihr springen.

Ich bin eine Waise Fritz, und arm, sagte sie endlich, was wird aus mir werden?

Meine Frau, erwiderte der Jüngling, wenn du mich liebst, Röschen! und umfing den schlanken Wuchs mit männlichem Arme.

Wie durchbebten diese Worte ihr Herz. Sie wand sich sanft aus seinen Armen. — Deine Magd bin ich, und werde deiner Frau dienen, wie deiner Mutter; aber deinen Spott verdiene ich nicht, rief sie schluchzend.

Es wurde Fritzen nicht schwer, sie zu überzeugen, wie wenig er an Spott denke, und wie tief jedes seiner Worte aus dem Innern seines Herzens hervorquoll.

Du mußt eine reiche Frau nehmen, sagte der Vater, erwiderte Röschen, und ich einen armen Mann! nur dann können wir beyde glücklich seyn.

Das sagte er nur so, erwiderte Fritz; wenn er aber hören wird, daß du mich liebst, dann wird er mich für glücklich genug halten. Er redete nur von gewöhnlichen Mädchen, die freylich dem Manne wenig genug mitbringen, wenn sie weiter nichts haben, als ihr glattes Gesicht. Du aber bringst mir alle Reichthümer mit, die ein Mann sich nur wünschen kann.

Ach, versetzte Röschen weinend und innig, ich habe ja nichts, als mein Herz, was könnte ich dir mitbringen?

In diesem Herzen voll Liebe für meine alten Ältern, Frömmigkeit, Häuslichkeit und Treue; darf ich das von einem andern Herzen auch erwarten? Willst du, so spreche ich morgen mit der Mutter, die soll uns des Vaters Einwilligung wohl verschaffen. Er wird dich mir nicht versagen, und sollte er, so schwöre ich dir, nehme ich keine andere.

Schwöre nicht, Fritz, fiel ihm Röschen in das Wort; man muß in der Welt nichts verschwören.

Du würdest dir also wohl, versetzte Fritz lebhaft, allenfalls auch einen andern Mann gefallen lassen, wenn der Vater sich widersetzte?

Ich bin eine Waise, habe nichts; nach mir wird sich niemand zerreißen, erwiderte Röschen; aber dich wünschen sich alle reiche Mädchen in der ganzen Gegend umher, und dem Vater mußt du doch gehorchen.

Der Vater wird mich nicht zwingen, eine Frau zu nehmen, die ich nicht mag, versetzte Fritz, das wird er gewiß nicht; und ich hoffe, er wird mir auch die einzige nicht verweigern, die mein Herz gewonnen hat.

Er drückte Röschen mit reiner Inbrunst an sein Herz und einen heißen Kuß auf ihre Purpurlippen. Sie konnte das nicht wehren; allein sie stand auf und eilte mit tief bewegten Herzen in ihre Kammer.

Fritz rief ihr zärtlich eine gute Nacht nach und blieb noch ein Weilchen unter den Pappeln, welche Zeugen der Seligkeit gewesen waren, da er Röschen in seinen Armen hielt.

Den andern Morgen, als Röschen mit dem Vater die Rechnungen durchsahe, ging er zur Mutter und schloß ihr sein Herz auf. Er hoffte, sie würde diese Wahl billigen und sich freuen, das Mädchen, welches sie bereits wie eine Tochter liebte, auch wirklich als Tochter zu erkennen; aber die Mutter antwortete mit bedenklichem Kopfschütteln:

Das gibt der Vater nimmermehr zu, Fritz! Röschen hat nichts, ist eine Waise, das geht nicht, die mußt du dir aus dem Sinne schlagen.

Nimmermehr, Mutter, erwiderte Fritz lebhaft, ohne Röschen kann ich nicht glücklich seyn. Will der Vater sie mir nicht zur Frau geben, so nehme ich auch keine andere. Röschen ist hübsch und brav, sie liebt euch wie eine Tochter, ihr habt sie nun schon so lange mit den Augen und dem Herzen einer Mutter betrachtet; wenn ich euch da eine Frau mit Tausenden ins Haus brächte, und ihr könntet sie nicht als Tochter lieben, sie euch nicht als Ältern, was hätten wir dann für ein Glück? Und Röschen müßtet ihr dann auch verlieren.

Ey bewahre Gott! rief die Alte erschrocken, Röschen lassen wir nicht von uns, so lange unsere Augen offen stehen. Wenn du heiratheſt, kauft der Vater die große Mühle in Steinach, da zieheſt du

mit deiner jungen Frau hin und Röschen bleibt bey uns.

Ich sollte diese väterliche Hütte verlassen, Mutter, sagte Fritz wehmüthig, eine reiche Frau sollte mich ihr entführen? Nein, sie ist groß genug für mich und eine Tochter, die euch liebt, wie Röschen.

Das ging der Mutter an das Herz. Sie küßte den lieben Sohn. Röschen Fritzens Frau! der Gedanke war ihr ja nicht ganz fremd.

Ich will versuchen Fritz, sagte die liebende Alte... Aber liebt dich denn Röschen auch?

Ja, Mutter. — Zwar gesagt hat sie mir es nicht, aber sie liebt mich gewiß; denn ich bin ja euer Sohn.

Meinen Segen sollt ihr haben, Kinder, wenn der Alte Ja sagt, aber, aber ....

Der Tag verging, Röschen war geschäftig wie immer aber sie war nicht so heiter. Fritzens Blick fragte sie oft, warum sie es nicht sey, sein Mund hätte sie so gern darum gefragt; allein Röschen vermied sorgfältig jede Gelegenheit dazu. Fritz hoffte auf den Abend, sein Herz zog ihn nach dem Bache hin, wo die Sterne, Zeugen der gestrigen seligen Stunde schon funkelten; allein wer nicht erschien, war Röschen. — Sie wurde ihm nur noch lieber, daß sie nicht kam; denn sie gewann in seiner Achtung. Er wußte ihr Ausbleiben recht wohl zu deuten, und freuete sich dessen, so sehr es ihn schmerzte. Lange weilte er unter den Pappeln in

süßen Gedanken zwischen Furcht und Hoffnung verloren.

Vater Jacob hatte Röschens stille Trauer bemerkt. Als er mit seiner trauten Alten in das Kämmerchen kam, fragte er, was dem Mädchen wohl fehlen möchte: Ort und Stunde waren sonst wohl günstig gewesen, wenn die Alte einen Wunsch auf dem Herzen hatte; sie wagte es also, ihm Fritzens Anliegen zu offenbaren. — Jacob hörte sie ruhig an.

Das geht nicht, Mutter, sagte er endlich, entweder muß Röschen oder Fritz aus dem Hause. Die jungen Leute denken, das heirathe sich nur so, aber das wissen wir Alten besser. Fritz muß eine Frau nehmen, die ihm etwas in die Wirthschaft bringt; denn er selbst ist gottlob nicht arm. Wenn der erste Rausch vorüber ist, dann kommt die Reue hinterher und die Vorwürfe. Ich hätte diese und jene haben können, heißt es dann, und das Unglück ist fertig. Ich mag mit Fritz darüber nicht sprechen, er hat sich an dich gewandt, also sage ihm nur, daß er den Gedanken sich ganz aus dem Sinne schlagen soll. Dazu gebe ich meine Einwilligung nimmermehr.

Die Alte mochte einwenden, was ihre Liebe ihr eingab, Vater Jacob blieb fest bey seinem Ausspruche.

Mit klopfendem Herzen eilte Fritz am andern Morgen zur Mutter. Lange konnte er den Augenblick nicht finden, mit ihr ein Wörtchen allein zu

sprechen; und als er ihn endlich fand und die traurige Bothschaft hörte, da war sein Herz zerrissen.

Nöschen soll euch nicht verlassen, Mutter, sagte er weinend; ich will in die weite Welt gehen, und wer weiß, ob wir uns wieder sehen.

Wie erschrack das Mutterherz. — Sey nicht so voreilig, Fritz, sagte die Alte mit bebender Stimme, mache deinen Ältern keinen Gram. Der Vater ist gut, er hat seine Grillen, aber das kann sich geben.

Wenn ich Nöschen nicht als mein betrachten kann, Mutter, erwiderte Fritz, dann kann ich auch nicht um sie bleiben, und daß sie meinetwegen von hier wegziehen, und bey fremden Leuten dienen sollte, das lasse ich nimmermehr zu. Sie ist euch unentbehrlicher als ich. — Lieber will ich gehen; vielleicht vergesse ich meinen Gram.

Wider den Willen des Vaters ihm eine Schwiegertochter aufdringen, das fiel Fritzens unverdorbenem Herzen nicht ein; aber Nöschen sehen und nicht lieben, das, fühlte er, sey unmöglich. Er ging also zum Vater und bath um die Erlaubniß, noch ein Mahl vom Vaterhause sich entfernen zu dürfen.

Verdrießlich antwortete der Alte: Jetzt willst du deine Ältern verlassen, da überall von Krieg gesprochen wird? Die Preußen sind im Anzuge, die Franzosen auch. Wer weiß, wie nahe uns das Unglück kommen kann. Warte das wenigstens noch ab, und wenn es ruhig bleibt, so gehe in Gottes Nahmen; denn, was mir die Mutter gesagt hat, dar-

aus, Fritz, kann nichts werden. Suche dir eine Frau, die sich für dich paßt; eine andere bekommst du nicht.

Traurig schlich Fritz vom Vater weg. Seine alten Ältern in einer solchen Zeit zu verlassen, dessen war er nicht fähig; denn das drohende Ungewitter ging nicht vorüber, es zog immer furchtbarer zusammen. Bald wimmelte die ganze Gegend voll Preußen, und ein dumpfes Gerücht ließ die Franzosen bereits durch den Thüringer Wald kommen. Wie hätte er den Gedanken ertragen können, in diesen bangen Augenblicken fern zu seyn. — Mit Röschen wagte er nicht zu sprechen; denn ach, was hätte er ihr sagen sollen? Er hatte ihr Herz mit süßen Hoffnungen erfüllt, und alle diese waren jetzt zertrümmert. Auch vermied das gute Kind jede Gelegenheit, ihre Wohlthäter vielleicht zu kränken, und suchte selbst ihren Kummer zu verbergen. Sie weinte nur, wenn sie keine Zeugen hatte, und nur Fritz belauschte ihre Thränen.

Wie ein Sturm kam jetzt das Heer der Franzosen über die Gegend, der erste schreckliche Durchbruch fand bey Saalfeld Statt und warf die schönste Hoffnung des Preußischen Heeres in den Staub. Das Gerücht davon verbreitete sich mit den Flüchtlingen, und alles starrte in banger Erwartung. — Die Preußischen Heere brachen auf, und bezogen ein Lager auf den Höhen bey Weimar bis gegen Frankendorf, welche hier zum letzten Mahle den

Stolz der glänzenden Monarchie Friedrichs des Einzigen versammelt erblickten. — Jacobs Mühle lag etwas von der Landstraße entfernt in einem Thale. — Die grausenvolle Stille, welche dem Sturme vorher zu gehen pflegt, herrschte die Tage nach dem Treffen bey Saalfeld. Bedenklich stand Jacob vor dem Erbtheile seiner Väter, und dachte: Wird der Sturm deiner schonen?

Indem er noch so da stand, trat ein Französischer Officier mit einem Gemeinen, beyde in voller Rüstung, vor die Mühle. Der Müller erschrak heftig; so nahe hatte er den Feind nicht vermuthet.

Fürchtet nichts, redete ihn der Officier mit rauhem Tone an, euch soll von uns nichts geschehen. Bey euch dienet ein Mädchen, Nahmens Rose Brandt aus Gräfenthal, ist sie zu Hause?

Fritz war in der Nähe. Als er die beyden Krieger auf die Mühle zugehen sahe, eilte er zu seinem Vater hin. Er hörte den Officier nach seinem Röschen fragen, und bebte. Der Alte stammelte: ja... nein..., und vermochte kein Wort weiter hervor zu bringen.

Was habt ihr denn, Alter? was fürchtet ihr euch? Wir haben mit euch weiter nichts zu thun, schafft mir nur die Rose her.

Schnell sprang Fritz hinter die Mühle herum zu Röschen, welche mit der Mutter im Zimmer war, die Frage des furchtbaren von der Sonne geschwärz-

ten Mannes gehört hatte und wie Espenlaub zitterte.

Röschen, ein Franzose fragt nach dir, er will dich mit aller Gewalt sprechen, rette dich geschwind, er kommt in die Mühle.

Jesus, Gottes Sohn! schrie die Alte.

Was will er von mir? zitterte Röschen. Fritz, lieber Fritz, schütze mich. Ich kenne ihn nicht. Wo soll ich mich verbergen?

Auf dem Heuboden, geschwind! rief Fritz, und Röschen flog hinauf.

Unterdessen hatte der Officier von dem Müller so viel heraus gebracht, daß er nicht unrecht, und daß Röschen zu Hause sey.

Aber was wollen Ihro Gnaden von dem Mädchen? fragte Jacob. Sie ist schon seit vielen Jahren bey mir, und kennt sie gewiß nicht.

Nun, so will ich sie kennen lernen, versetzte der rauhe Krieger; macht nicht so lange, Alter, ich habe keine Zeit. Und wenn ihr mir sie nicht zur Stelle schafft, so suche ich sie mir selbst. — Und damit ging er in die Mühle hinein und gerade in das Zimmer.

Erbarmen sie sich, gnädiger Herr General, rief die Alte bebend, wir wollen ja gern alles geben, was wir können; nur schonen sie unseres Lebens.

Wer Teufel will euer Leben, fluchte er wild, seyd keine Memmen. Rose will ich haben, und das gleich!

Fritz wollte schon eine Einwendung machen, allein ein Blitz aus dem wilden, sprühenden Auge des Officiers, und das Aufstampfen des Gewehres in der Hand des Gemeinen gebothen ihm Schweigen. — Endlich sagte der Alte:

Nun wo ist denn Röschen? Laß sie kommen, die Herren werden ihr ja nichts zu Leide thun. Fritz, rufe sie her!

Fritz ging hinaus, allein Röschen weigerte sich zitternd, ihm zu folgen.

Was wollen die Soldaten von mir? rief sie weinend, Fritz, willst du mich ihnen überliefern? Ist das deine Liebe?

Todt schlagen will ich sie, rief Fritz, wenn sie eine Miene machen, dir das geringste Leid zu thun. Es sind ihrer nur zwey und die Knechte müssen bald kommen. Sey unbesorgt.

Dem Officier wurde die Zeit lang, er wollte schon hinaus, sie zu hohlen, als der Vater, welcher auch zu ihr gegangen war, Röschen endlich überredete, zu kommen.

Als sie schüchtern und bebend eintrat, stand der Officier da, und sahe ihr lange unverwandt ins Auge.

Bist du Rose Brandt aus Gräfenthal? fragte er sie endlich.

Sie fuhr erschrocken zurück vor dem rauhen Tone, doch stammelte sie: Ja.

Des Taglöhners Tochter?

Sie bejahete auch dieß.

Nun gut, sagte er, wenn du das bist, so will ich mit dir allein sprechen. Gehet hinaus, ihr da!

Nein, um Gottes willen, rief Röschen, und erblaßte, ich bleibe nicht ohne euch hier.

Sey kein Narr, ich thue dir gewiß nichts. Ich habe dir nur etwas zu sagen, was dich allein betrifft. — Hinaus ihr, zürnte er gegen die Andern, die Miene machten, Röschen nicht zu verlassen; gehet da drauß en hin auf den Platz. Von da könnt ihr hier in das Zimmer sehen und euch überzeugen, daß ihr nichts zu Leide geschehe. Aber bey euerem Leben wagt es nicht, dem Fenster zu nahen und zu horchen! — Da, Camerad, sagte er Französisch zu seinem Begleiter, stehe vor der Thür und laß niemand nahe kommen.

Da half keine Widerrede, doch Vater Jacob, der schon Manches in der Welt erfahren hatte, redete den Seinigen beruhigend zu und nahm die zitternde Alte und den wuthknirschenden Fritz mit sich auf den Platz. Sie verwandten keinen Blick vom Zimmer. Unwillkürlich wollte Fritz zuweilen näher hin, allein das va-t-en des hohen Mannes mit dem blitzenden Bajonett am Gewehre schüchterte ihn zurück.

Röschen stand da, als sollte das letzte Gericht über sie gehalten werden.

Fürchte nichts, Röschen, sagte der schwarzbraune Mann, so sanft er vermochte und faßte ihre bebende Hand. Sprich frey mit mir. Wie alt bist du?

Siebzehn Jahr Michaelis gewesen.

Wie lange sind deine Ältern todt?

Kommende Weihnachten werden es acht Jahr, als die Mutter ein halbes Jahr nach dem Vater starb.

Ich habe ihre Gräber gesehen. Hast du denn keine Geschwister?

Ach! meine einzige Schwester ist ein Jahr nach den Ältern gestorben.

Im Kindbette, sie war nach Königshofen verheirathet; ich weiß es; antwortete der feindliche Krieger. Röschen sahe ihn mit großen Augen an, und konnte nicht begreifen, woher er das wissen könne, oder was das ihm anginge. — Und sonst hattest du keine Geschwister weiter?

Nein. . . . Doch ja. . . . Ich hatte noch einen Bruder, von dem die Ältern oft erzählten, aber ich habe ihn nicht gekannt.

Sprachen sie von ihm, die Ältern? Oft? — Ist er denn todt?

Doch wohl. Ich war noch nicht geboren, als er einen Abend vor der Thür spielte, und mit einem Mahle verschwunden war. — Seit dem haben wir nie etwas von ihm gehöret. Er soll so gut gewe-

sen seyn, wie die Ältern sagten. Ach, wenn er noch lebte!

Würdest du ihn gern sehen, Röschen? fragte der rauhe Mann mit bebender Lippe und eine Thräne glühete im feurigen Auge. — Und wenn Du ihn sähest, woran würdest du ihn erkennen?

An einem Mahle vor der Stirn, das wie eine Erdbeere aussehen soll, wie die Mutter uns gesagt.

So wie dieß, erwiderte der Officier und schlug die Haare zurück. Dieser verdammte Hieb — er zeigte auf eine tiefe Narbe — hätte es mir beynahe weggehauen.

Welch ein neues Gefühl durchströmte Röschens Brust, als sie dieses Mahl erblickte? Was sollte sie denken, was sollte sie hoffen?

Nun, Röschen! sagte der Krieger und öffnete seine Arme, ist dir denn der Bruder nicht lieb?

Mein Bruder! schrie Röschen, und stürzte an seinen Hals. Fritz, der dieß sahe, sprang nach dem Fenster hin. Sacre dieu reste là! schrie die Schildwache.

Was will der Junge? fragte der Officier, und lächelte unter den Thränen. Ein hübscher Bursch. Ist er dein Bräutigam?

Verschämt senkte Röschen den Blick zur Erde; die Gluth brannte auf ihrer Wange. — Es ist der Sohn meiner Herrschaft, stammelte sie.

Nun, was geht es denn ihn an, warum ist er denn so wild, daß du in meinen Armen liegst? — Sage mir, liebt ihr euch?

Röschen schwieg.

Nun, wenn ist denn die Hochzeit?

Ach nein rief sie schmerzhaft aus, ich bin arm und er ist reich, für ein armes Mädchen ist kein reicher Mann.

Wer sagt denn, daß du arm bist? erwiderte der Bruder dem überraschten Röschen, hast ja einen Bruder, und der bringt dir deine Aussteuer mit. — Höre mich an, liebes Röschen. Ich wurde von den Zigeunern vor der Thür unserer Ältern geraubt, als ich in der Kühlung spielte. Mehrere Jahre zog ich mit ihnen herum, und wuchs unter dem Gesindel auf. Nur dunkel erinnerte ich mich meines Wohnortes und unserer Ältern; allein es gefiel mir das Leben nicht, also entlief ich und ging in Französische Dienste, da wir nicht weit von der Gränze waren. Was ich alles erfahren habe, kann ich dir jetzt nicht erzählen, aber ich bin überall mit gewesen, auch mit unserm jetzigen Kaiser in Ägypten, und er selbst hat mich zum Officier ernannt. Vor einem Jahre traf ich von ungefähr auf einen der Zigeuner, unter welchen ich aufgewachsen war, und erkannte ihn bald. Ich drang in ihn, mir zu erklären, wie ich unter sie gekommen sey. Da hörte ich meinen Wohnort und meine Ältern nennen. Es war kurz vor der Schlacht bey Austerlitz, wo alle glaubten, wir würden auch mit

Preußen Händel bekommen, und schon damahls in diese Gegend vorrücken. Ich sehnte mich, meinen Geburtsort und meine Ältern wieder zu sehen. Aber aus der Hoffnung wurde nichts. Nun ist dennoch Preußens Stunde gekommen, und ich bin hier und bringe dir, was ich erworben habe. Ich war in Gräfenthal und hörte von dem Tode unserer Ältern und der Schwester, und daß du hier seyest. Du bist meine einzige Erbinn. In zwey Tagen werden wir eine Schlacht liefern. Möglich, daß dieß die letzte ist, der ich beywohne, da soll denn doch das Meine nicht in ganz fremde Hände kommen. Ist die Schlacht vorbey, und ich komme den Tag darauf nicht zu dir, dann kannst du mit dem, was ich dir geben werde, machen was du willst, du kannst deinen Liebhaber heirathen, und mich . . . mich suchst du dann auf dem Schlachtfelde und begräbst mich, wenn du mich findest.

O du wirst nicht sterben! rief Röschen angstvoll aus; ich habe dich ja kaum gesehen, und du wolltest schon scheiden auf ewig?

Fragt uns das Schicksal, Röschen, ob wir wollen? — Aber jetzt sage, wo wirst du hinthun, was ich dir gebe? Ist deine Herrschaft redlich und gut?

O wie gut! Ihr verdanke ich alles; sie hat mich erzogen, mich in die Schule gehen lassen, und die Alten lieben mich, wie eine Tochter.

Wollten dir aber den Sohn doch nicht geben, weil du arm wareſt? Nein du mußt ihnen nichts

sagen, bis die Schlacht vorbey ist, und du siehest, daß ich nicht wieder komme, das mußt du mir versprechen. Komm zeige mir, wo du es hinlegen willst, damit niemand etwas davon merkt.

Röschen lief an das Fenster und rief: Sey ruhig, Fritz! Vater, Mutter, seyd unbesorgt, er thut mir nichts! — Und damit ging sie mit dem Officier hinaus, und führte ihn auf den Boden. — Die Alten und Fritz wollten in das Haus, allein der Officier hatte dem Gemeinen zugerufen, niemand herein zu lassen, und sie mußten zurück.

Nun geht sie gar mit ihm aus dem Zimmer, rief Fritz; Röschen, wer hätte das gedacht!

Du bist ein Narr, sagte der Vater, laß du Röschen walten, sie weiß wohl, was sie thut.

Auf dem Boden stand im Winkel eine alte Kiste, welche Röschen noch aus der Ältern Hause mitgebracht hatte, und worinn sie alte Kleidungsstücke und dergleichen hielt. Hier hinein legte der Bruder einige Rollen, welche er aus dem Mantelsacke nahm und in einige alte Lumpen wickelte.

Laß die Kiste nur so stehen, sagte er zur Schwester, es wird niemand etwas darin vermuthen, und vielleicht komme ich nach der Schlacht selbst her, euch zu schützen, wo nicht, so kommt mein Begleiter. Der ist mir treu bis in den Tod. Beyde werden wir doch nicht fallen. — Jetzt komm, ich will mit deiner Herrschaft reden.

Freudig hüpfte Röschen hinunter und rief alle in das Zimmer, wohin der Officier bezeits zurück-

gekehrt war. Nicht ohne Groll ging Fritz mit hinein, und Röschen lachte ihn aus. Zum ersten Mahle, daß sie seit jenem Abend unter den Pappeln vertraulich mit ihm scherzte.

Ihr seyd rechtschaffene Leute, sagt mir Röschen, redete der Officier sie an, und ich danke euch, daß ihr meine Schwester wie eine Tochter behandelt.

Seine Schwester?! riefen alle erstaunt.

Ja Vater, ja Mutter, Fritz, er ist mein Bruder! — und Röschen hing an seinem Halse. — Seht, hier ist die Erdbeere — sie strich ihm die Haare aus dem Gesichte — von der uns die Mutter so oft erzählt hat. Als ein Kind ist er geraubt worden, ich habe ihn nicht mehr gekannt, aber er ist weit, sehr weit gewesen, selbst in Ägypten, und der Kaiser hat ihn zum Officier gemacht und nun ist er gekommen, mich zu sehen und . . . Sie stockte; denn der Bruder blickte sie bedeutend an.

Und nun, fiel er ein, will ich von euch Abschied nehmen. Behüthe euch Gott! — In wenigen Tagen haben wir eine Schlacht.

Röschen weinte laut und alle waren tief bewegt.

Weine nicht Röschen! rief der rauhe Krieger und über die braune Wange rollte ihm selbst eine Thräne. Zwar thut mir es wohl, da ich glaubte, niemand in der Welt anzugehören; aber dennoch brennen diese Thränen mir auf dem Herzen. Was seyn muß, muß seyn! Vater, Mutter, gebt mir die Hand darauf, daß ihr Röschen nie verlassen und im-

mer gut behandeln wollt. Euer Sohn liebt sie, und sie liebt ihn. Nach der Schlacht komme ich wieder und dann gebt ihr die Beyden zusammen. Ich werde meine Schwester aussteuern, daß ihr zufrieden seyn sollt. Komme ich nicht wieder, so — sucht mich unter den Todten, und Röschen wird es auch dann nicht an einer Aussteuer fehlen. Es wird scharf hergehen; auch ist mir bange um euch hier. Kann ich euch nicht selbst schützen, so sende ich euch meinen treuen Begleiter, ihm könnt ihr sicher trauen. Und kann auch er nicht kommen, nun dann beschütze euch Gott! — Lebe wohl Röschen! — Noch diesen Kuß. — Hier, alter Vater, Mutter, euere Hände. — Und du, Bursch, komm und küsse mich. — Da, nimm Röschen und mache sie glücklich. — Er drückte sie Beyde fest, fest an seine Brust. — Nun komm, Camerad, rief er seinem Begleiter auf Französisch zu, nach der Schlacht ist dieß dein Posten! — und er riß sich los und eilte aus der Mühle und zum Thale hinaus.

Noch standen alle wie betäubt da. — Röschen wankte ihm nach; allein er war schon ihm Gebüsche verschwunden.

Geleite dich Gott, mein Bruder! rief sie laut und fiel auf ihre Knie. —

Fritz wußte nicht wie ihm war; er sank neben ihr hin. Alle streckten dem furchtbaren Manne die Arme nach, und es währte lange, ehe sie zur Besinnung kamen.

Von den Knechten war keiner zu Hause, sie kamen also überein, den ganzen sonderbaren Vorfall zu verschweigen. Mit welcher Angst sahen sie aber dem Tage der Schlacht entgegen, und als nun der Donner des Geschützes mit dem fallenden Nebel ihren Anfang verkündigte, und Berg und Thal davon erzitterten, wer vermag Röschens Gefühl zu beschreiben, Röschen, die in jedem einzelnen Schusse den Tod eines Bruders befürchtete, den ihr Auge wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, nur einen Augenblick gesehen, ihr Herz aber mit Liebe erkannt hatte.

Die Mühle lag von dem Wahlplatze und der Heerstraße abwärts in einer Schlucht. Nur einzelne Flüchtlinge und Verwundete verirrten sich dahin; der Müller hatte aber alle seine Knechte versammelt, so daß Einzelne seinem Eigenthume nicht gefährlich werden konnten. Die Dienstleistungen der Menschlichkeit versagte er niemand, und er erquickte die Unglücklichen, so viel er vermochte, und wies ihnen die Seitenwege, auf welchen sie sich retten konnten. — Bald füllte sich das Thal mit den Flüchtigen aus der Gegend, wo tausend Feuerschlünde Verwüstung und Tod umher spieen. Sie hatten ihre friedlichen Wohnungen in Flammen aufgehen, ihre sauer erworbene Habe plündern und zertrümmern sehen, Freund und Feind war über sie hergefallen; hier jammerte ein Weib über den Verlust des Gatten; dort ein Greis über die Mißhandlung einer einzigen geliebten Tochter, lallende Kinder irrten umher und weinten, denn sie hatten ihre Ältern verloren; jene

heulende Mutter sucht ihr Kind; eine zweyte trägt den Säugling an der Brust und hält im andern Arme den bluttriefenden Leichnam ihres ältern Kindes; die Hufe der Pferde haben ihn zerfleischt. — Doch wer wendet nicht den Blick ab von den Scenen der Gräuel, vor denen die Menschheit auch im rohesten Herzen zurückbebt!

Die Schlacht war geendet, die Preußen flohen wie das schüchterne Reh vor dem Löwen, und das Schicksal des nördlichen Deutschlands war entschieden. — In schrecklicher Angst verlebten die Bewohner des Thales die grausenvolle Nacht. — Röschen harrete des Bruders, der Müller des verheißenen Schutzes und — niemand erschien; doch drang auch keiner der Feinde in das Thal. Nur erst am folgenden Morgen zog ein Reitertrupp herein mit einem Officier an der Spitze. — Die Unglücklichen warfen sich ihm zu Füßen. Er sprach Deutsch; sie fleheten um sein Mitleid; er war ein Mensch und erbarmte sich ihrer. — Auch erforderte es die Klugheit, die Mühle nicht zu hemmen, welche dem Heere nützlich werden konnte. — Der Müller erzählte ihm Röschens Geschichte. Mit Französischer Lebhaftigkeit äußerte der Officier, daß er den braven Brandt kenne; er war mit ihm zusammen in Ägypten gewesen, und hatte damahls bey einem Regimente mit ihm gestanden. Er verhieß seine Schwester zu schützen, und nahm selbst in der Mühle sein Quartier. — Röschen erkundigte sich ängstlich nach dem Bruder, konnte aber keine Auskunft erhalten,

nur hörte sie, daß sein Corps bey Capellendorf gefochten und dort stark gelitten habe.

Er ist todt, rief sie schmerzhaft, mein Bruder ist todt, sonst wäre er gewiß gekommen!

Zwey Tage vergingen, der Reitertrupp zog weiter, der Officier hatte jedoch dafür gesorgt, daß die Mühle beschützt wurde, und verweigerte edel das Geschenk, welches der Müller ihm anboth. — Jetzt gedachten Röschen und Fritz der Bitte des Bruders und machten sich auf nach dem Schlachtfelde hin, ihn unter den Todten zu suchen. Ihr Weg ging die Anhöhe hinauf nach Capellendorf. Noch lag der grause Schauplatz voll der Schlachtopfer des tödtenden Geschosses und der Krieger Wuth. Wie bebte Röschen! doch der Drang des Herzens für den Bruder trieb sie weiter. Wo sie eine Französische Uniform erblickte, da glaubte sie den Bruder zu erkennen, und endlich erkannte sie ihn wirklich. Er lag an der Anhöhe bey Capellendorf links, wenn man vom Schlosse kommt, von einer Flintenkugel in der Brust getroffen. Der Wind spielte mit seinen Haaren, und entblößte das Mahl, an welchem sie ihn vor wenigen Tagen erkannt hatte, Einige Schritte von ihm lag ein zweyter Leichnam, dem eine Kanonenkugel den Kopf weggenommen hatte, und sie glaubten der Gestalt nach in ihm den Begleiter des Bruders zu erkennen. Röschen stürzte auf den Bruder hin und umschlang ihn mit ihren Armen; Fritz grub mit einem Knechte, den er mitgenommen hatte, ein Grab, das beyde Leichname fassen konnte. Die Schwester warf bebend die erste

Hand voll Erde ihnen nach, und Fritz bezeichnete die Stelle mit einigen Steinen, die er hinauf warf.

Hier wollen wir zuweilen hergehen, Röschen, sagte er, den Bruder besuchen und um ihn weinen.

Die Erbschaft war ganz aus Röschens Gedächtnisse verschwunden, als Vater Jacob nach den ersten Tagen der Besinnung zu ihr sagte:

Deine Aussteuer, Röschen, bleibt zwar aus; aber dir verdanke ich, daß mein Eigenthum gerettet ist, daß diese Mühle steht; sie bringst du meinem Fritz mit. Willst du ihn, so gib ihm deine Hand und nehmt unsern Segen.

Fritz schrie laut auf vor Freuden, Röschen fiel der Mutter um den Hals; die beyden guten Alten legten die Hände der Liebenden in einander und segneten sie.

Aber meine Aussteuer ist nicht ausgeblieben, Vater, sagte Röschen nach den ersten Ergießungen der Freude; wie groß sie ist, weiß ich nicht; allein etwas bringe ich meinem Manne doch gewiß in die Wirthschaft. Kommt nur und sehet, was der gute Bruder mir gegeben hat, als ich mit ihm aus dem Zimmer ging.

Sie führte die Erstaunten hin zu der Kiste aus der väterlichen Erbschaft, nahm die eingewickelten Rollen heraus, und siehe, es fanden sich tausend Louisd'or darin. Daß den Alten die Schwiegertochter deßwegen nicht unwillkommener war, läßt sich leicht denken. Fritz freuete sich nur Röschen zu besitzen, und ob das Geld gleich auch in seinen Augen

nichts dadurch von seinem Werthe verlor, das Röschen es gerade besaß, so gewann diese selbst doch dadurch auch weiter nichts. Röschen aber weinte Thränen des Schmerzens über den Verlust des Bruders. Ach! sie hätte gern das Gold hingegeben, hätte sie ihn lebend an ihr Herz drücken können!

2.

Nemesis,

oder

das Opfer des Herzens.

Völkner lebte mit der Welt und mit sich selbst in Frieden. Seine Wünsche waren nie höher gestiegen, als das Schicksal ihn gestellt hatte, und er kannte keinen größeren Stolz, als den, die Pflichten des Postens, den ihm die Vorsehung, wie er gläubig wähnte, hienieden anvertrauet hatte, in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Er hatte das Gebieth seines Wirkens sich streng abgesteckt. Darüber hinaus zu gehen, hielt er nicht nur für unnütz, sondern selbst für unrecht; denn die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß der, welcher zu viel leisten will, gemeinhin im Grunde nicht viel leistet. Allein in seinem Wirkungskreise waren seine Anforderungen an sich keineswegs gering. Über alles gingen ihm die Pflichten seines Amtes. Er war Zoll-Director in einer Residenz, die zugleich einen ausgebreiteten Handel führte, und verdankte diesen Posten seiner anerkannten Pünctlichkeit und Redlichkeit. Der Minister, in dessen Bureau er diente, hatte ihn aus eigener Bewegung dahin gestellt als einen Mann auf den er sich verlassen konnte. Es war eine wichtige Stelle, zu welcher die unerschütterlichste Rechtschaffenheit und die strengsten Grundsätze erfordert wurden, je stärker die Versu-

chung war, von dem Pfade der Pflicht abzuweichen; denn nicht nur gingen die beträchtlichsten Summen durch des Zoll-Directors Hände, sondern der Eigennutz ließ auch kein Mittel unversucht, ihn in sein Interesse zu ziehen, und es konnte dem nicht schwer werden, diesen Posten zu einem der einträglichsten im Lande zu machen, der diesen Lockungen Gehör geben wollte, ohne daß er gerade Verantwortlichkeit zu befürchten gehabt hätte. Er durft nur über manches ein Auge zudrücken; das war alles, was man von ihm erwartete. Wer aber beyde Augen stets offen behielt, war unser Völkner; ohne deßwegen durch unnütze Weitläuftigkeiten oder durch kleinliches Mißtrauen die Geschäfte zu erschweren. Er war in allem Rechten und Billigen gern gefällig, und niemand konnte sich mit Grund über ihn beklagen. Dafür hatte er aber auch die Befriedigung, daß jedermann seine Rechtschaffenheit anerkannte, und mit Achtung den Nahmen Völkner aussprach, ja, daß in kurzer Zeit gar kein Versuch mehr gewagt wurde, ihn von seiner Pflicht zu verlocken; und das ist gewiß die höchste Achtung, welche der Redlichkeit werden kann, wenn der listige Betrug selbst den Versuch, etwas über sie zu gewinnen, für verlorene Mühe hält.

Außer seinem Amte waren ihm die Pflichten der Freundschaft am heiligsten. Sein weich geschaffenes Herz gab sich gern der süßen Vertraulichkeit hin, deren nur eine edle Seele fähig ist; die Trockenheit seiner Berufsgeschäfte hatte ihn nicht gegen fremde Leiden und Freuden vertrocknet. Oft war sein Ver-

trauen freylich gemißbraucht worden; allein doch nur immer höchstens auf Unkosten seines Beutels, und nie von denen, die ihm die Theuersten waren; hier war seine Wahl selten unglücklich gewesen. Werth, edle Freunde zu finden, fand er sie. — Wenn er dann in ihrem traulichen Kreise saß in dem Gärtchen, dessen Schatten und Blüthen er selbst zog, der Abend unter geistreichen Gesprächen oder freundschaftlichen Plaudereyen hinschwand, und ein Glas Wein Herz und Zunge lösete: dann konnte er oft im Hochgefühle seines Glückes aufstehen, seine Arme feyerlich über seine Freunde hinbreiten, und der Vorsehung danken, die ihm so schöne Tage verlieh im Herbste eines Lebens, dessen Frühling nur Arbeit und Mühseligkeit zu verheißen geschienen hatte; dann drückte er seine Freunde an sein Herz, und segnete sie für die Liebe, die sie ihm gewährten.

«Ihr seyd alle gelehrter, aufgeklärter, gebildeter, als ich,» sagte er zu ihnen; denn ich bin nur ein sehr gewöhnlicher Mensch, hatte in meiner Jugend nicht Gelegenheit, viel mehr zu lernen, als Lesen, Schreiben und Rechnen, und was denn noch so zur höchsten Nothdurft gehört; gegen euch, meine Freunde, komme ich mir oft so gering vor, und doch wieder so bedeutend, da ihr mich liebet und traget."

«Gelehrter, lieber Völkner," erwiderte dann dieser und jener, mögen einige von uns wohl seyn, aber wahrhaft aufgeklärter und menschlich gebildeter als sie schwerlich, und edler und besser gewiß nicht."

Dieses Zeugniß seines Werthes ehrte ihn desto mehr, je gebildeter der Kreis war, den er um sich versammelte, ein Kreis, nicht zahlreich, doch um so gewählter. Sein Haus stand zwar jedem Verdienste offen, und er sahe es gern, wenn seine vertrauteren Freunde ihm eine neue interessante Bekanntschaft zuführten, allein sie mußten darin sehr vorsichtig seyn; denn er hatte einen ungewöhnlichen Scharfblick, wahres Verdienst vom Scheinverdienste zu unterscheiden. Herzensgüte war der Hauptschlüssel zu seinem Herzen. Konnte sie ihm auch nicht alles ersetzen, so konnte ihr Mangel ihm wenigstens durch nichts ersetzt werden, nicht durch glänzenden Witz, nicht durch gebildeten Geist. «Zuerst und vor allem muß der Mensch Mensch seyn,» pflegte er oft zu sagen. «Witz und Geist können einen Teufel bilden; das Herz macht den Menschen, und dieser ist zur Liebe geschaffen, wird von der Liebe geboren, durch Liebe erzogen, und kann nur durch Liebe vollendet werden. Nimm dieser Erde die Liebe, und sie wird ein Wohnsitz des Elendes, der bald veröden muß; nimm ihr alles Übrige, und laß ihr die Liebe, und bald wird ein Eden in ihr aufblühen. Das liebende Herz des Menschen ist ein heiliger Tempel der Gottheit! Wehe dem, der ihn verwüstet, oder auch nur sein nicht achtet.»

Mit diesem Herzen voll Liebe war Völkner dennoch unverheirathet geblieben. In früheren Jahren konnte er bey der Eingeschränktheit seiner Lage an keine Verbindung denken, und als seine Pünctlichkeit und Rechtschaffenheit ihm durch ein reichlicheres Aus-

kommen, ja selbst durch Wohlhabenheit vergolten wurde, da beschäftigten andere Sorgen sein Herz. Er war der Versorger seiner Schwester, die von seiner sterbenden Mutter ihm, dem bereits erwachsenen Bruder, war an das Herz gelegt worden. Einige Wochen nach dem Tode des Vaters geboren, kostete sie der gebeugten Mutter das Leben; mehrere Geschwister waren den rechtschaffenen Ältern voran gegangen. Völkner stand damahls in den ersten Jahren der Mannheit mit seinem liebevollen Herzen an dem Sarge der theueren Entschlafenen, und hielt das hülflose noch in Sinnlichkeit ganz befangene kleine Wesen, das mit ihm unter einem Herzen gelegen hatte, zum Himmel auf, und gelobte, ihm Vater und Mutter zu ersetzen. — Die Hinterlassenschaft der Ältern war nur gering und nicht zureichend zur früheften Erziehung der Kleinen. Völkners Einkünfte waren damahls noch sehr beschränkt, er darbte sich selbst ab, um alles auf das Unterpfand der Liebe zu wenden, das ihm von so theueren Händen war anvertrauet worden. Es lag schon in seinem früheren Charakter, nichts halb zu seyn. Die neuen wichtigen Pflichten, welche das Schicksal ihm auferlegte, forderten ihn zu neuer Thätigkeit auf. Jede Stunde, die seine Geschäfte ihm frey ließen, wandte er an, sich zu dem großen Geschäfte der Erziehung eines menschlichen Wesens geschickt zu machen; er suchte sich die Schriften zu verschaffen, in welchen er für diesen Zweck Belehrung zu finden hoffte; und da er mit reinem unverblendetem Blicke auffaßte, was sich ihm darin darboth, da

er aufrichtig sich zu belehren wünschte, und alles, was er las, gleich an seiner eigenen Erfahrung zu prüfen sich gewöhnte: so bildete er sich ein Erziehungs-System, das sich in seinem Geiste und Herzen frey entwickelte und nicht selten mit den Behauptungen der Erziehungskünstler im Widerspruch stand, auch gewiß eben so oft ihre Systeme zu berichtigen vermochte hätte.

Die Pflege der frühesten Kindheit Laidens vertrauete er der mütterlichen Sorgfalt einer Mutterschwester, welche diesem Zutrauen entsprach. So bald Laide das Alter erreichte, wo es ihm rathsam dünkte, durch eigentlichen Unterricht in die bisher der Natur ganz überlassene Entwickelung ihrer Geisteskräfte einzugreifen, übernahm er selbst dieses Geschäft. Zwar fühlte er nur zu wohl die Lücken in seinem Wissen; allein was er wußte, darüber hatte er sich eine helle, lichte Übersicht erworben, bey der man oft mit wenigem weiter reicht, als mit einem Wuste von Kenntnissen, der ohne Ordnung in dem Kopfe aufgehäuft ist, und es schien ihm hinreichend für ein weibliches Wesen, das er weiblich bilden, aus dem er aber auf keinem Fall eine Modegelehrte ziehen wollte. — Seine Vermögensumstände verbesserten sich immer mehr, und mit jeder Verbesserung erweiterte er auch den Umfang von Laidens Bildung, indem er ihr in allem, worin er selbst keine Kenntnisse besaß, und was er doch zur weiblichen Bildung erforderlich glaubte, die geschicktesten Lehrer hielt. — So oft er dann konnte, nahm er auch an diesem Unterrichte

Theil, und freuete sich jedes Fortschrittes Laidens, deren reines Herz mit der innigsten Zärtlichkeit einer Tochter an ihm hing.

So wuchs Laide zur Jungfrau heran, und entwickelte sich lieblich und zart, wie die jungfräuliche Rose im Liebeshauche des Frühlings, wenn kein Wurm der frühen Knospe nahet. — Ihre mütterliche Freundinn entschlummerte in ihren Armen, und Völkner, dessen Lage es erforderte, ein eigenes Haus zu machen, nahm seine Schwester zu sich, und stellte sie an die Spitze seines Hauswesens. Mit bescheidener Schüchternheit trat sie diesen Posten an; bey ihrer Pflegemutter aber schon in die Pflichten und Geschäfte einer Hausfrau eingeweihet, wußte sie sich bald darein zu finden, und jetzt erst fühlte sich Völkner ganz glücklich, da der geliebten Schwester Hand ihm seine Speisen bereitete, und ihr liebevoller Blick seine kleinsten Wünsche zu erspähen suchte. —

Zur Entwickelung der glücklichen Anlagen des lieblichen Mädchens beyzutragen, machten seine gebildeten Freunde sich zum angenehmen Geschäfte. Sie war oft bey ihren Unterredungen gegenwärtig, welche dann gewöhnlich solche Gegenstände berührten, die ihr wichtig seyn konnten. Sie suchten ihren Geschmack zu bilden, ohne ihn zu verzärteln; lehrten sie die Schönheiten der Dichter und Schriftsteller, welche sie ihr mit strenger Auswahl in die Hände gaben, fühlen und verstehen; versahen sie mit neuen lieblichen Liedern, an welchen der treffliche Bruder sich so innig ergetzte, wenn Laide ihre reinen Töne mit

der wirbelnden Guitarre begleitete, und auch das eindringendere anschauliche Muster echter Weiblichkeit ermangelte ihr eben so wenig unter den würdigen Gattinnen der Edlen, als süße Gespielen der glücklichsten Jugend unter ihren Töchtern. Sie war der Liebling aller, die sie kannten. — Ihre Liebe fühlte Völkners ganzes Herz, und da er bereits tief in dem Sommer seines Lebens war, fühlte er kein Bedürfniß, das Glück desselben durch die bedenkliche Wahl einer Gattinn auf das Spiel zu setzen.

Zuweilen trübte ein Blick in die Zukunft für einen Augenblick den heitern Himmel, der seine Seele umfloß. Laide wird von dir scheiden, wird in die Arme eines Andern übergehen, und um ihn in das Paradies zaubern, in welchem du jetzt schwelgest! Wenn dieser Gedanke in ihm aufstieg, dann konnte wohl eine Thräne in das männliche Auge treten; allein sein Herz war weit davon entfernt, zu wollen, daß die geliebte Schwester um seinetwillen den Freuden entsagen sollte, die ihrer in den Armen eines braven Mannes harreten, den Pflichten, zu welchen sie ganz vorzüglich geschaffen schien. Schnell zauberte seine Fantasie sich dann das Gemählde von ihrem häuslichen Glücke, und mahlte es mit den reitzendsten, lieblichsten Farben aus. Er sahe sie als geliebte Gattinn, als verständige Hausfrau, als treue Mutter, und in diesem Gemählde blieb sie immer auch noch die zärtlichste der Schwestern. — Dann konnte er oft mit Sehnsucht nach dem Jünglinge aussehen, der diese reitzende Fantasie zur Wirklichkeit bringen konnte. —

Endlich glaubte er, ihn gefunden zu haben. Friedberg schien der Mann, der eine Laide beglücken konnte. Er hatte ihn in Geschäften als einen pünctlichen, thätigen und rechtschaffenen, im Umgange als einen gesetzten, gefühlvollen und liebenswürdigen Mann kennen gelernt, der die von seinem Vater auf ihn gekommene Handlung ansehnlich erweitert, und ihren Credit in allen Handelsplätzen befestiget hatte. Friedberg wurde von ihm in sein Gärtchen eingeladen. Der Jüngling gefiel sich in dem traulichen Kreise der gebildeten Männer und Frauen, der sich dort fast täglich einfand; er wußte zu empfangen und zu geben, und wurde bald darin vermißt, wenn er fehlte. — Dieß traf sich aber nur selten, denn wie hätte er oft des Glückes entbehren können, Laiden zu sehen, Laiden, die ihn mit unauflöslichen Banden fesselte, so bald er nur in ihren Zauberkreis trat, Laiden, deren schüchterner Blick ihm sagte, daß er ihrem Herzen nicht gleichgültig sey. —

Völkner bemerkte bald das Verständniß zwischen den beyden jungen Leuten, und freuete sich dessen. Friedberg hing nur von sich ab, seine Absichten waren redlich, er wagte es, Laiden seine Liebe zu gestehen, sie sank an seinen Busen und ging mit ihm zu ihrem Bruder, seinen Segen zu erflehen. — Völkner schloß sie beyde fest an sein Herz; er führte sie zu den Bildern seiner Ältern, die in seinem Cabinette als ein Heiligthum hingen; er fragte die Mutter, ob er ihr Vermächtniß auch treulich bewahret habe; sie schien ihm zuzulächeln, und sein Herz flü-

sierte ein freudiges Ja; Laidens Herz und Mund bestätigen es laut. Er legte die Hände der beyden Liebenden in einander, und segnete sie in der Verklärten und in seinem Nahmen. Freudestrahlend führte er die Glücklichen nun in den Kreis seiner Freunde, und verkündigte ihnen die Neuigkeit, die keinem unerwartet kam, aber dennoch alle mit lautem Jubel erfüllte. In sechs Wochen sollte die Hochzeit seyn.

Schon nahete der Augenblick, der Laiden mit dem Geliebten ihres Herzens auf immer vereinigen sollte, als mehrere Tage verflossen, und Friedberg nicht erschien. — Es hatte sich wohl eher getroffen, daß er dann und wann durch Geschäfte oder andere Verbindungen abgehalten wurde, den trauten Kreis im Gärtchen zu besuchen; allein drey Tage waren noch nie hingegangen, ohne daß er seinen Freund und Laiden gesehen hätte. — Laide wurde unruhig; Völkner stutzte. Er wußte sich ein so seltsames Benehmen nicht zu erklären, und sahe mit Kummer die Angst seiner Schwester, die mit jeder Stunde, daß Friedberg nicht erschien, höher stieg. Krank war er nicht, das hatte er von dem Commi gehört, der jeden Morgen am Zolle Geschäfte hatte, und den er jedes Mahl darnach fragte; allein auch hier ließ sich Friedberg nicht sehen, und alles, was er erfuhr, war, daß überhäufte Geschäfte ihn an das Comtoir fesselten. Dieses sagte der Commis mit einer gewissen Verlegenheit, die Völknern noch mehr auffiel. Unter diesen Umständen hielt er es für unschicklich ihn selbst um ein so sonderbares Benehmen zu befragen;

denn was konnte er anders vermuthen, als daß des jungen Mannes Herz sich von Laiden gewandt habe, und seine geliebte Schwester aufdringen, das wollte er wahrlich nicht. —

Noch hatte ihn nichts so sehr gekränkt, als daß er sich in Friedberg sollte geirrt haben, da dieser Irrthum nicht bloß seinem, sondern auch dem Herzen seiner Laide so viel kosten sollte. Doch hielt er es für rathsam, als auch der vierte Tag vorüber gegangen war, ohne daß Friedberg von sich hatte hören lassen, mit seiner Schwester zu sprechen, und zu versuchen, sie darauf vorzubereiten, daß ihre heiligsten Gefühle gemißbraucht seyn könnten von einem Leichtsinnigen, der jetzt ihres Grames nicht achte, und, so nahe dem Ziele, eine Verbindung aufzugeben schiene, die vor wenigen Tagen noch sein heißester Wunsch gewesen war. Seine Freunde hatten sich weg begeben; es war eine sternhelle Nacht, als er sich nach der Armen lange vergeblich umsah. Endlich entdeckte er sie am Ende des Gartens in eben der Laube, wo Friedberg zuerst das Geständniß der Liebe zu ihren Füßen gestammelt hatte. Hier saß sie, den Kopf auf die Hand gestützt, den Blick in den Boden gewurzelt, und bemerkte nicht den nahenden Bruder. Wie zerriß dieser Anblick sein Herz! Er nahm sie in seine Arme, an seinen angstvoll klopfenden Busen; eine heiße Thräne fiel auf ihre Wange und sie weinte laut an seinem Halse. — In die-

sem Augenblicke wurde Völkner abgerufen; Friedbergs Commis verlangte ihn zu sprechen.

Endlich werden wir Aufschluß erhalten, Laide, sagte er zu der Armen, die bey dem Nahmen Friedberg aufschrak; fasse dich, mein Kind, es ist vielleicht nicht so schlimm, als wir glauben.

Er eilte in das Haus, wo der Commis seiner ängstlich harrete. Kommen sie zu meinem armen Herrn, um Gottes willen, Herr Zoll-Director! rief er Völkner entgegen; er vergehet sonst in seinem Jammer.

Was ist mit ihm? fragte Völkner bestürzt.

Das werden sie von ihm selbst hören.

Schickt er sie zu mir?

Sein Mund nicht, gewiß aber sein Herz, das unendlich leidet. Säumen sie keinen Augenblick, Herr Zoll-Director, ich beschwöre sie bey allem, was ihnen heilig ist.

Ich komme sogleich, rief Völkner, warten sie nur einen Augenblick. — Johann, Hut und Stock!

Ich eile ihnen voraus, versetzte der brave Commis; denn meine Gegenwart ist zu Hause zu nöthig.

Laide war auch in das Haus getreten, sie hatte diese letzten Worte gehört, sie sah die Angst ihres Bruders, umschlang ihn, und schrie laut auf: Ist Friedberg todt?

Nicht doch, erwiderte Völkner sanft, beruhige dich; ich eile zu ihm; ich bin bald wieder bey dir. Und so eilte er zum Hause hinaus.

Einen Wagen fand er auf der öden Gasse nicht mehr, er mußte den Weg zu Fuß zurücklegen. Friedbergs Wohnung war von der seinigen ziemlich entfernt, sie lag mitten in der Stadt; allein die Angst um Freund und Schwester beflügelte seine Schritte. Er trat in das Haus und ging gerade in Friedbergs Zimmer. — Mit verwirrtem Blicke sah dieser empor, als er eintrat, und stürzte an seinen Hals.

Friedberg, was haben sie, mein Freund? sagte Völkner sanft zu ihm. Warum entfernen sie sich von denen, die sie lieben?

Ach! rief Friedberg im Tone der Verzweiflung, ich bin unaussprechlich elend! Wer wird mich noch lieben, da ich zu Grunde gerichtet bin?

Zu Grunde gerichtet? fragte Völkner bestürzt. Sie? wäre das möglich?

Wahr! Ich darf es mir, ich darf es ihnen nicht mehr verhehlen. Meine Wechsel kommen täglich mit Protest zurück, ich soll sie decken, meine Kräfte reichen nicht zu, und morgen muß ich mich erklären, morgen muß ich allem entsagen, was mich glücklich machen konnte; auch Laiden entsagen.

Kein Wechsel des Schicksals, Friedberg, wird sie von unserem Herzen, von Laidens Herzen reißen, wenn nicht eigene Schuld sie verdammt.

Nein, nein väterlicher Freund, nein, ich bin ihrer nicht unwerth, Laide wird keinen Niederträchtigen betrauern; aber wie dürfte ich ohne Vermögen, mit dem Nahmen Banketeur gebrandmarkt,

ihr meine Hand biethen! Dann, wenn ich das im Stande wäre, dann verdiene ich kein Mitleid, nicht Laidens Mitleid mehr, nur ihre Verachtung.

Sie zerreißen mein Herz Friedberg. Sagen sie, was hat sie zu Grunde gerichtet?

Der Bankerot Jennisons in London, auf den ich ansehnliche Summen gezogen habe. Ich fand an dem letzten glücklichen Abend, den ich bey ihnen, bey Laiden zubrachte, die Nachricht hier vor.

Warum entdeckten sie sich nicht mir, vielleicht daß ich im Stande war . . .

Nein, nein, edler Mann, das vermochten sie nicht, und — halten sie mir die Schwachheit zu Gute — ach! es kostete mir zu viel, alle die süßen Hoffnungen zu vernichten, an die unser Herz sich gewöhnt hatte.

Und so ließen sie uns lieber in der qualvollen Ungewißheit, ob ihr Herz sich nicht von uns abgewandt habe?

Mein Herz von ihnen, von Laiden? Nein brechen wird es, muß es, aber voll Liebe für sie.

Ist denn gar keine Rettung? Lassen sie mich ihre Bücher sehen, lassen sie mich ihren Commis sprechen, sie sind zu sehr außer Fassung, Friedberg, lassen sie den kältern Blick des Freundes. . . .

Ach, er wird zu bald die Gewißheit meines Unglückes erkennen! rief Friedberg schmerzhaft aus, und klingelte.

Der Bediente mußte den Commis rufen. Völkner ging mit diesem in das Comptoir, er ließ sich die Bücher vorlegen, die Briefe, und überzeugte sich dann freylich leicht, daß ohne eine Deckung von 80,000 Thalern für seinen Freund keine Rettung sey, und daß bey dem Andringen der Wechselinhaber die Erklärung der Unmöglichkeit zu zahlen, länger als bis morgen nicht ausbleiben könne.

Lägen nur diese Waaren schon in ihren Gewölben, Herr Zoll-Director, sagte der Commis, die in einigen Wochen ankommen müssen — und er überreichte Völknern Facturen über einen Werth, der die erforderliche Summe beynahe um das Doppelte überstieg, und die Briefe, worin ihre Verladung von Amsterdam angezeiget wurde — so wären wir gerettet. Wir könnten dann leicht die nöthigen Summen zur Deckung der Wechsel aufnehmen, und uns helfen; bey Jennison geht gewiß wenig oder gar nichts verloren, der Mann ist zu solid, und nur die unglücklichen Conjuncturen haben ihn für den Augenblick gehemmt.

Da stand Völkner, und hielt die einzigen Mittel zur Rettung seines Freundes in seinen zitternden Händen. Sie waren unfehlbar, wenn nur für den Augenblick Rath geschafft werden konnte. Sein Herz glühete, und ohne selbst den Gedanken deutlich zu denken, der seine Seele durchblitzte, nahm er diese Papiere, ging zu Friedberg hinauf, und beschwor ihn, sich zu fassen, alle Rettung sey noch nicht ver-

loren, er wolle sehen, ob er für ihn handeln könne, — Friedberg fing den Strahl der Hoffnung auf, den ihm der Mann zeigte, aus dessen Munde nie ein unbesonnenes Wort kam; er sahe sich schon gerettet, hing an dem Halse seines Wohlthäters, und der Taumel des Entzückens war eben so heftig, als der Taumel seiner Verzweifelung vor wenig Augenblicken gewesen war. — Dieß bestürmte zu mächtig Völkners Herz. Er eilte nach Hause, um mit sich selbst zu Rathe zu gehen, was allenfalls bey der Sache zu thun seyn möchte.

Hier erwartete ihn Laide in der angstvollsten Besorgniß. Sie forschte in seinen Blicken, ob er ihr Leben oder Tod bringe.

Beruhige dich, Laide, sagte er sanft zu ihr, und drückte sie an sein Herz. Friedberg ist wohl, er liebet dich, wichtige Geschäfte haben ihn von dir fern gehalten, morgen, morgen wirst du ihn sehen.

Ihr Bruder, ihr väterlicher Freund sagte ihr dieses; welch ein Balsam für ihr wundes Herz! Sie drückte den heißen Kuß schwesterlicher und kindlicher Liebe auf seine Lippen, und ging hin, den Vorgeschmack der Freuden des Wiedersehens im Traume zu genießen.

In Völkners Augen kam kein Schlaf. Sein unglücklicher Freund stand vor ihm mit dem verwirrten Blicke, der bey dem Eintritte in sein Zimmer sein Herz durchbohret hatte; seine Schwester in der Verzweifelung der Liebe. War Friedberg zu Grunde ge-

richtet, dann erlaubte seine Pflicht es nicht, die Hand der Schwester mit dem Unglücke des Jünglings zu verbinden; dann mußte er seine süßesten Hoffnungen aufgeben, und das Glück seines Lebens, der Friede seines Hauses war auf lange, vielleicht auf immer dahin. Welche Gefühle bestürmten seine männliche Brust! Lägen diese Waaren doch schon in ihren Gewölben! — Immer tönten diese Worte vor seinen Ohren. — Sie sind auf der See, in wenigen Wochen müssen sie eintreffen, in wenigen Wochen — ach! wäre diese Ewigkeit zu überspringen! Friedberg, deine Laide, das Glück deines Lebens, alles, alles wäre gerettet! — Bey Jennison wird nichts verloren gehen. — Nur diese wenigen Wochen... Sein eigenes Vermögen, so gern er es auch daran gesetzt hätte, seinen Freund zu retten, reichte bey weitem nicht zu. War denn kein Freund, an den er sich hätte wenden können? — Aber dann war Friedbergs Credit dahin, des Kaufmannes einziger wahrer Reichthum; der Einzelne seiner Freunde war nicht vermögend, ein so beträchtliches Capital baar herzuschießen, und mehreren dieses Geheimniß zu vertrauen, war gefährlich. — Wenn nur diese Waaren schon in ihren Gewölben lägen! — Er konnte sich von diesen Worten nicht los reißen.

Plötzlich rang sich der Gedanke, der nur dunkel in seiner Seele aufgeblitzt war, zur Klarheit empor: Wie, wenn du Friedberg die Papiere ausfertigtest, als lägen sie bereits in den Gewölben des Zollhau-

ses? Friedberg ist ein redlicher Mann, die Waaren sind bereits in See; sind so gut als schon in den Gewölben, du rettest ihn, deine Schwester, dich selbst in ihnen; zu besorgen ist allem menschlichen Ansehen nach nichts dabey, niemand wird gefährdet. — Aber deine Pflicht! — Wie ein Gebirge trat sie vor jeden andern Gedanken hin; er sahe nur sie. — Doch die Liebe übersog das Gebirge und blickte in die reitzenden Hoffnungen hinaus, welche der kommende Morgen alle vernichten sollte. — Hebe den Stein gegen ihn auf, wer es vermag! Die Liebe riß den Mann zu einer Handlung hin, zu der ihn kein Geld, kein Glück, nichts, was die Erde sonst ihm darbiethen konnte, zu verleiten vermocht hätte. Der Mann von den strengsten Grundsätzen, von der unerschütterlichsten Rechtschaffenheit ging hin, und — wähnte, seinen Freund zu retten.

Mit welchem Gefühle empfing dieser am folgenden Morgen die Papiere, die ihm seine Rettung zu sichern schienen. Dieß, nein, dieß hatte er nicht erwartet. Lange stand er betäubt da, als er das äußere Siegel gelöset hatte, und wußte nicht, ob er dieses Opfer der Freundschaft annehmen sollte. — Wie, wenn das anscheinend Unmögliche möglich würde, wenn die Waaren ausbleiben könnten, und dein Freund, der Rechtschaffene, stünde dann von der Welt als Betrieger da? — der schreckliche Gedanke durchbebte sein Innerstes. Schon war er entschlossen, die ihm dargebothene Rettung nicht anzuneh-

men, als die Inhaber der Wechsel sich zur Zahlung meldeten. Der Kampf war heftig, der Augenblick entscheidend. Entweder alles, auch Laiden verloren, oder mit mehr als Wahrscheinlichkeit alles gerettet. — Er unterlag, und wies die Deckung seiner Wechsel auf die Waaren an, die nach den Scheinen des Zoll-Directors in den Gewölben des Zolles liegen sollten.

Jetzt eilte er zu seinem Retter. — Er fand ihn in sich gekehrt; zum ersten Mahle hatte der Friede das Herz verlassen, das nun von den ihm so fremden Gefühle zerrissen wurde, seine Pflicht verletzt zu haben.

Theuer, sehr theuer, Friedberg, habe ich ihre Rettung erkauft! — Dieß war der einzige Vorwurf, der über seine Lippen drang, als er den tief Erschütterten an sein Herz drückte.

Ach! ich hätte das Opfer der Freundschaft nicht annehmen sollen, rief Friedberg schmerzhaft aus, ich hätte es nicht sollen; allein dann hätte ich auch meinem Leben entsagen müssen!

Nun, ich hoffe, erwiderte Völkner, der Richter dort oben, der mein Herz durchschauet, wie fern es von aller Unredlichkeit ist, wird mich dieß Vergehen nicht zu hart büßen lassen. — Sind sie schon bey Laiden gewesen?

Erst mußte ich meinen Dank an ihrem Busen ausweinen.

Gehen sie zu ihr; das Herz der Armen sehnet sich nach ihnen. Friedberg, machen sie Laiden glücklich, damit das große Opfer, welches mein Herz ihnen dargebracht hat, nicht verloren sey.

Friedberg gelobte es auf das herzlichste, und nachdem er Völknern hatte versprechen müssen, Laide mit keiner Sylbe in das Gehe mniß einzuweihen, eilte er zu ihr, die bald in seinem Anblicke, in seinen Schwüren der Liebe und Treue die Leiden der verflossenen traurigen Tage vergaß.

Die Verbindung der beyden Liebenden wurde bis dahin verschoben, wo alles wieder ausgeglichen seyn würde; dieß war eine unnachläßliche Bedingung, die Völkner Friedbergen auferlegte. Laide, die jetzt den Geliebten täglich sahe, und, trotz ihrer Liebe, doch oft vor dem Augenblicke zitterte, der sie dem Hause ihres Bruders entführen sollte, ließ sich jeden Vorwand, unter welchem dieser Augenblick noch verschoben wurde, willig gefallen. Nur der Ernst, nur die Wehmuth, die sie jetzt oft in des geliebten Bruders Auge überraschte, füllten ihr kindliches Herz mit ängstlicher Besorgniß. Sie spähete jeden seiner kleisten Wünsche aus, haschte nach jeder Gelegenheit, ihn zu erheitern: doch nur selten gelang es ihr, die Wolken zu zertheilen, die an diesem reinen Horizonte auch den redlichen Freunden im traulichen Kreise nicht unbemerkt bleiben konnten, von ihnen aber auf die Geschäfte geschoben wurden, welche sich bey der bevorstehenden Revision des Zoll-Departe-

ments häufen mußten. Die wahre Ursache auch nur leise zu ahnden, wem hätte das einfallen können?

So gingen mehrere Posttage hin, und die Ankunft der Waaren mußte in wenigen Tagen erfolgen, als Briefe von den Amsterdamer Häusern einliefen, welche sie verladen hatten. Friedberg erbrach diese Briefe mit einem Zittern, welches er sich nicht zu erklären wußte; aber als er hinein starrte, und die schreckliche Nachricht las, daß die bereits in See gewesenen Waaren, durch widrige Winde gezwungen, in den Hafen wieder einzulaufen, als eben die Nachricht von dem Bruche des Londoner Hauses an der Börse sich verbreitet hätte, von den Abladern wären zurück gehalten worden, da sank er bewußtlos zu Boden. Der treue Commis war gegenwärtig, als sein Herr die Briefe erbrach, und als er ihn hinstürzen sahe, durchbebte die schreckliche Ahndung seinen Busen. Er suchte ihn wieder zu sich zu bringen, aber Gott! zu welchem endlosen Jammer erwachte der Unglückliche. Es war kein Traum, es war schreckliche Gewißheit. Er war zu Grunde gerichtet, und sein Freund, sein redlicher Freund, stand als Betrieger da, und Laide. . . Er sank von neuem hin, und als er wieder erwachte, hatte der Wahnsinn sich seiner bemeistert; ein heftiges Fieber tobte in seinem Blute. Der treue Diener sahe sich gezwungen, Leute zu seinem Beystande zu rufen, und sandte schnell nach seinem Arzte.

In der ersten Verwirrung hatte der Commis des armen Völkner völlig vergessen. Der Bediente flog in unglücklichem Diensteifer zu ihm nach dem Zollhause, und konnte nur keuchend den Nahmen seines Herrn stammeln; mehr mochte er nicht hervor zu bringen. Bestürzt eilte Völkner in das Haus. Er trat in das Zimmer, als eben der heftigste Anfall die Züge des Unglücklichen zerrüttete, und sein Mund die Nahmen Völkner! Laide! gewaltsam herausstieß; seinen Wohlthäter, der sich für ihn in das Verderben gestürzt hatte, erkannte er nicht. — Ohne die schreckliche Ursache zu ahnden, fragte dieser den Commis darum, der ihm statt aller Antwort die Briefe überreichte. Ein Zittern ergriff den Unglücklichen... Er wankte... Der Arzt war gerade zugegen, und ein schneller Aderlaß rettete ihn zwar von einem augenblicklichen Schlagflusse; allein er mußte sich sogleich nach Hause und in das Bett bringen lassen.

Das Gerücht von Friedbergs Unfall verbreitete sich schnell. Die Gläubiger, welche den Ausbruch des Fallissements fürchteten, eilten, die ihnen zum Unterpfande angewiesenen angeblich im Zollhause befindlichen Waaren in Beschlag zu nehmen. Wie erschraken sie, da hier niemand um diese Waaren wissen wollte, und der Zufall, welcher dem Zoll-Director bey seinem künftigen Schwager zugestoßen war, damit in Verbindung zu stehen schien. — Die Bestürzung war allgemein. — Je höher das Zutrauen auf Völkners Redlichkeit gestanden hatte, um so hef-

tiger erwachten jetzt Neid und Schadenfreude, und um so lauter klagte man ihn an. — Der Finger des Herrn hat dem Häuchler die Larve abgezogen! rief die scheinheilige Bosheit; die Werke der Finsterniß kommen an den Tag! Ist das der redliche Diener, auf den man wie auf einen Felsen bauen konnte? Wer einer solchen Handlung fähig ist, der hat es gewiß dabey nicht bewenden lassen; wenn man nur untersucht, es wird sich wohl mehr finden. — Die gutmüthige Gebrechlichkeit sahe mit bedenklichem Kopfschütteln, jedoch nicht ohne geheimes Behagen, den Satz bestätigt, daß keine Tugend aller Versuchung widerstehen könne. — Völkners Freunde, die den redlichen Mann seit Jahren kannten, und so oft in sein Herz geschauet hatten, standen betäubt da, und wußten das Räthsel nicht zu lösen.

Unterdessen hatte das Gerücht auch bald das Ohr des bestürzten Ministers erreicht. Eben wollte dieser zu den nöthigen Maßregeln schreiten, als Völkners Bedienter im Nahmen seines Herrn ihn um die Gnade eines kurzen Gehöres bath. Die Angelegenheit war zu wichtig, Völkner war dem Minister bis jetzt zu ehrwürdig gewesen, als daß er einen Augenblick angestanden hätte, den Wunsch des Unglücklichen zu erfüllen. Er begab sich selbst zu ihm.

Ehe er noch hinkam, war Laide von einigen außerordentlichen Geschäften zurück gekehrt. Sie hörte von der Unpäßlichkeit ihres geliebten Bruders, und flog an sein Bett. Er streckte ihr seine matten Arme

entgegen, und schloß sie — Gott mit welchem Gefühle! — an seine Brust. Ihr hatte er geopfert, was ihm das Theuerste war, den unbescholtenen Ruf, und sie war nicht gerettet. — Um das liebende Herz nicht ganz zu zerschmettern, hatte er streng untersagt, ihr Friedbergs Krankheit zu hinterbringen; aus seinen Händen sollte sie den bitteren Kelch empfangen, seine Liebe sollte ihn ihr versüßen. — Der Arzt untersagte ihm alle Gemüthsbewegung.

Meine gegenwärtige Lage erlaubt mir keine Schonung, erwiderte Völkner; wenn ich alles werde vollendet haben, dann will ich ihrem Rathe folgen.

Der Minister trat in das Zimmer, und der Kranke bath den Arzt und seine Laide, sie allein zu lassen. Wie erschrak die Unglückliche, als sie diesen Gast erblickte; sie erblaßte, ihre Knie wankten; tief gerührt über ihren Zustand sprach der Minister ihr beruhigend zu, und empfahl sie dringend der Sorgfalt des Arztes.

Ihro Excellenz, sagte Völkner innig bewegt, sie sind ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes, und ich darf — nicht mein Schicksal, denn ich weiß, das ist unwiderruflich entschieden — wohl aber meine Redlichkeit, mein Herz ihrem Herzen anvertrauen.

Sind sie redlich, macht ihnen ihr Gewissen keine Vorwürfe, Völkner, erwiderte der Minister, dann seyn sie ruhig, ihr Wort genügt mir, und ich bin es auch.

Nein, Ihro Excellenz, rief der Unglückliche mit Heftigkeit, ich bin nicht schuldlos; ich habe ein Vergehen begangen, das weder ihre Milde noch die Gnade des Fürsten zu übersehen vermag, und ich unterwerfe mich der Strenge der Gesetze. Nur drücke mich nicht der Argwohn zu Boden, als hätte ich aus niedrigen Gründen meine Pflicht verletzt. — Und nun entdeckte er dem Minister den ganzen unglücklichen Vorgang.

Für so viele Herzensgüte so bestraft zu werden, das ist hart, sehr hart! rief der Minister aus, als ihm alles klar war. Das Gesetz verdammet sie, Völkner, aber mein Herz spricht sie los. Doch, ich bin Minister, und sie kennen meine Pflicht.

Nicht ihr Mitleiden wollte ich erflehen, erwiderte Völkner beruhigt, ihr Herz entschuldigt mich, so mag das Gesetz durch ihren gerechten Mund mich verdammen; ich erwarte seinen Urtheilsspruch mit Ergebung. — Ach! daß ich nicht das einzige Opfer seyn kann! daß mein Vergehen selbst denen nicht einmahl nützt, für die ich mich dazu hinreißen ließ! Aber darf der Verbrecher murren, wenn die Vorsehung sein Vergehen nicht mit einem glücklichen Erfolge krönet?

Tief erschüttert und von neuer Achtung für den Rechtschaffenen durchdrungen, begab sich der Minister zum Fürsten. Unterdessen hatte Laide zu Friedberg gesandt, und gehofft, er würde gleich zu ihrem Beystand, zu seinem kranken Freunde herbey eilen:

wie erschrak sie, als das Mädchen, das sie hin geschickt hatte, unbekannt mit Völkners Verboth, ihr die Nachricht hinterbrachte, daß Friedberg auch darnieder liege. Sie hätte unterlegen, wenn nicht die Angst um Bruder und Geliebten sie aufrecht erhalten hätte. —

So bald der Minister weg war, eilte sie mit dem Arzte zu ihrem Bruder. Erschöpft lag dieser in einer tiefen Ohnmacht, und lange blieb alle Kunst unwirksam, ihn in das Leben zurück zu rufen. — Mehrere Freunde hatten sich auf die Nachricht von Völkners Krankheit eingefunden. Sie standen um sein Lager her mit zerrissenem Herzen, und erwarteten mit ängstlicher Beklommenheit sein Erwachen in das Leben. — Der Arzt geboth, daß alle sich entfernen sollten, damit nichts ihn bey dem ersten Anblicke erschüttern könnte, und mit sanfter Gewalt wurde Laide in das Nebenzimmer geführt. — Da stürzte der Commis Friedbergs freudetrunken unter die trauernde Versammlung.

Wir sind gerettet! rief er aus; wo ist Herr Völkner, daß ich ihm diese frohe Nachricht bringe, wir sind gerettet! Weinen sie nicht, liebe Mamsell, Herr Friedberg lebt, und wir sind gerettet!

Es währte lange, ehe man dem guten Manne begreiflich machen konnte, daß niemand seine Rede verstehen könne, weil niemand um die Sache wußte. — Endlich war Völkner zu sich gekommen, er hörte mehrere Stimmen, und unterschied die Stimme

des Commis. Sein Herz verlangte nach Nachrichten von Friedberg. — Der Commis eilte zu ihm.

Herr Völkner, rief er ihm zu, sie haben meinen Herrn gerettet; Jennison zahlet, wir können alles decken; hier ist der Brief.

Und es war wirklich; mit der nähmlichen Post waren auch Londoner Briefe von Jennison eingelaufen, mit der Nachricht, daß die Stockung in seinen Geschäften vorüber sey, und daß Friedberg die nöthigen Summen und mehr als diese beziehen könne. Der Zufall hatte gewollt, daß Friedberg die Amsterdamer Briefe zuerst erbrochen hatte, und so war der Rettungsbrief bis vor wenig Augenblicken unerbrochen geblieben. Schon hatte man bey Friedberg zur Versiegelung schreiten wollen, als der Commis den gegenwärtigen Gläubigern diesen Brief überreichte, und sie durch die Bücher von den guten Umständen der Handlung überführte. Natürlich unterblieb die Versiegelung, jedermann war beruhiget, und diese Nachricht wirkte sichtbar auf den Zustand des armen Friedberg. Auf sein Geheiß mußte der Commis zu Völkner eilen, und noch ahndete ihm nicht, daß seines Freundes Opfer für ihn schon bekannt sey.

Ein Strahl der Freude durchblitzte Völkners dunkel den Blick. — Allgerechter, aber auch allgütiger Gott! rief er mit schwacher Stimme, und hob den Brief mit gefaltenen Händen zum Himmel auf; du hast mein Opfer angenommen, ich sterbe zufrieden.

Laide umschlang ihn mit ihren zitternden Händen. Du wirst nicht sterben, mein Bruder, mein Vater, du wirst nicht sterben! schluchzte sie laut. — Mit Thränen im wehmüthigen Blicke standen die Freunde umher, und faßten die matte Hand, die ihr Freund ihnen reichte.

Der Secretär des Ministers ließ sich melden. Er trat mit niedergeschlagenem Blicke an das Bett des Unglücklichen.

Sie bringen mir mein Urtheil, sprach Völkner bebend.

Nein, Herr Zoll-Director, versetzte der gerührte Mann, ich komme, sie nur mit den Verfügungen Sr. Excellenz bekannt zu machen. Er hat den ganzen Vorfall Sr. Hoheit berichtet; der Fürst maßt sich nicht an, in dieser Sache zu sprechen! er überläßt dieses dem Gesetze allein, tief gerührt über ihr Schicksall bewilligt er ihnen ihr Haus zum Gefängnisse, nur daß eine Wache vor ihr Zimmer gestellt wird.

Eine Thräne rollte über Völkners Wange. Der Fürst ist eben so gnädig als gerecht, sagte er mit sanfter Ergebung, bis zu meinem letzten Athemzuge wird mein Herz ihn segnen, und nicht weniger den edlen Menschenfreund, der sie sendet. — Ich kenne mein Schicksal; ich habe nie geglaubt, daß es mich treffen würde — Die Festung.... Seine Stimme zitterte. — Doch mein Herz, mein Herz, rief er mit fester Stimme, und Auge und Wange glüheten, mein Herz spricht mich frey.

Auch Se. Excellenz, auch Se. Hoheit, versetzte der Secretär, jeder, der sie kennt, Herr Zoll-Director; nur das Gesetz. . .

Ich unterwerfe mich ihm willig unterbrach ihn der Redliche, und danke ihnen für ihre Theilnahme.

Weine nicht, Laide, weinet nicht, meine Freunde, sagte er zu den Wiedereintretenden, welche bey der Ankunft des Secretärs sich entfernt hatten, ich bin euerer nicht unwürdig, mein Herz hat gehandelt ohne die Vernunft, und sehet das Schicksal läßt meinem Herzen reichen Lohn werden. Dein Friedberg ist gerettet, Laide, ich habe das Glück deines Lebens erkauft; das Opfer ist groß, aber auf mir lastet nur die Schuld der Unbesonnenheit nicht der Unredlichkeit. Was hätte ich nicht für dich gethan! Aber gehe hin mit dem redlichen Treumann zu dem armen Friedberg. Wenn er mein Schicksal hören wird, es wird ihn zu tief erschüttern. Bringe ihm diesen Druck der Freundschaft, diesen Kuß der Bruderliebe. Laß ihn meinetwegen unbekümmert seyn und bald in meine Arme eilen.

Laide, die noch immer im Dunkeln schwebte, was ihres Geliebten Schicksal mit dem Schicksale ihres Bruders für einen Zusammenhang habe, ließ einige Freunde bey Völknern, und eilte mit Treumann zu Friedberg. — Ach! sie war ihm die Erscheinung eines Engels. Seine Jugend überwand die heftige Erschütterung, welche er erlitten; aber mit welchem Gefühle hörte er jetzt das Schicksal seines Ret-

ters. Wie klagte er sich selbst, sein Schicksal an! Und als Laide vernahm, was ihr Bruder für ihn gethan hatte, da riß sie sich aus Friedbergs Armen, und ein leises Gefühl der Abneigung durchzuckte ihr Herz gegen den Urheber des Unglückes eines so geliebten Bruders. Nur der Schmerz, der aus jedem seiner Züge sprach, die Reue, die ihn zu Boden drückte, die Blässe seiner Wangen, die inneren Leiden des Heißgeliebten vermochten zu verhindern, daß dieses flüchtige Gefühl nicht in bleibenden Widerwillen überging. Sie eilte zu ihrem Bruder zurück; ihm glaubte sie sich jetzt ganz schuldig zu seyn.

Es vergingen mehrere Tage, ehe der Arzt auf das geheime Befragen des Ministers erklärte, daß der Kranke im Stande sey, dem Verhöre zu untergehen. Es wurde in seinem Zimmer abgehalten, und ward bald geendiget; denn ihm fiel nichts zur Last, als die Ausstellung der unglücklichen Zeugnisse, und dieses Vergehen gab er mit den kleinsten Umständen an. Da bis jetzt gegen Friedberg kein Kläger aufgetreten, und der Gebrauch der Zeugnisse für das fürstliche Interesse ohne weitere Folgen geblieben war, so war auch bis jetzt keine Verantwortlichkeit auf ihn gefallen. Völkners Aussage verwickelte ihn zwar mit darin, doch blieb unter den obigen Umständen, und bey der Erklärung, daß Friedberg um die Ausstellung der Zeugnisse durchaus nichts gewußt habe, die Sache unberührt. Völkner hatte, in der Besorgniß, daß die Untersuchung weiter gehen möchte, sich deß-

wegen an den Minister gewandt, und auf den ausdrücklichen Befehl des Fürsten mußte sie bey dem stehen bleiben, was den fürstlichen Dienst unmittelbar betraf.

Kaum war Friedberg im Stande sein Zimmer zu verlassen, als er zu dem Minister eilte, und alle Schuld von Völkners Vergehen auf sich nahm, und sich als den Schuldigen dem Gesetze darboth. Der Minister machte ihn mit seines Freundes edler Sorgfalt für sein Wohl bekannt, und suchte ihn damit zu beruhigen, daß er dadurch, wenn er sich bloß stelle, Völkners Schicksal doch nicht ändern, wohl aber das lastende Gefühl desselben unendlich verstärken würde, wenn er es mit ihm theilte. Er sollte zwar dem Gesetze fallen, der Unglückliche, aber mit der Befriedigung, daß sein Opfer nicht verloren sey.

Friedberg eilte mit zerrissenem Herzen zu seinem brüderlichen Freunde und Retter. Er fand ihn in Laidens Arme. — Als er eintrat, wand sie sich empor, und wollte in das Nebenzimmer; allein der Bruder hielt sie sanft zurück und reichte Friedberg die Hand, und legte Laidens in die seine.

Laide, willst du mich um den einzigen Trost bringen, den mein Unglück mir gewähren kann? sagte er sanft gerührt zu ihr. Wenn ich, der reifere, erfahrenere, kältere Mann fehlen konnte, willst du diesen Fehler dem jüngern, unerfahreneren, feurigen Manne zum Verbrechen machen? Sey nicht ungerecht. Ich ehre dein Gefühl für mich, allein nur wenn ich

dich in Friedbergs Armen glücklich sehe, kann ich mein Schicksal ertragen

Laide stürzte an Friedbergs Busen, und weinte bitterlich, und Friedberg drückte die Hand seines Freundes wehmüthig an sein dankbares Herz.

So mannigfaltig sich durchkreuzende Gefühle griffen aber Völkners Gemüth zu heftig an, als daß sein Körper nicht darunter hätte leiden sollen. Je näher der Tag heran rückte, an welchem das Urtheil erfolgen sollte, desto stärker fühlte er sich erschüttert. Die unerbittliche Nemesis rächte sein Vergehen um so strenger an ihm, je zarter seine Begriffe von Rechtschaffenheit waren. Er war mit sich selbst entzweyet, und fühlte, daß darüber das Herz ihm brechen müsse. — Um aber das Schicksal seiner Schwester zu sichern, eilte er jetzt die Verbindung zu schließen, die ihm so unendlich theuer zu stehen kam. Im Kreise der trauten Freunde im Gärtchen wurde das unauflösliche Band geknüpft; doch weigerte sich Laide durchaus, dem Gatten zu folgen, bevor ihr Bruder ihrer Pflege nicht gänzlich entbehren könnte.

Ach! lange sollte er der irdischen Pflege nicht mehr bedürfen! Der Hochzeitabend war der letzte frohe Genuß, den ihm das Leben gewähren sollte. Nachdem der Wunsch erfüllt war, daß er seine Laide mit dem Manne verbunden sahe, der ihm selbst durch Leiden theuer geworden war, verfiel er in sichtbare Abnahme der Kräfte, es fand ein schleichendes Fieber sich ein, und der Redliche schlummerte hinüber in

das Land der Vergeltung, wo der Buchstabe nicht verdammt, sondern wo ein heiliger Wille richtet.

Laide trauerte lange um den Märterer ihres Glückes, und eine sanfte Schwermuth begleitete Friedberg durch das Leben. Sie errichteten dem Vollendeten ein rührendes Denkmahl in dem Gärtchen, in welchem er so viele frohe Stunden gegeben und genossen hatte. Hier versammelte sich oft der trauliche Kreis, und nie erschien der Todestag des Entschlafenen, daß nicht seinem Andenken hier eine wehmüthige Thräne geflossen wäre.

3.

Die Wiedervereinigung.

Es war kurz nach den für Lübeck ewig denkwürdigen, schrecklichen Tagen am Ende des unter Blutströmen verflossenen Jahres 1806, als mich Geschäfte in diese beyspiellos unglückliche Stadt führten. Vor sechszehn Jahren war ich dort gewesen und seit dem nicht wieder; ihr Bild hatte aber in der Erinnerung mein Herz stets wohlthätig ausgesprochen, wie denn wohl keine der ehemahligen freyen Reichsstädte, wenigstens keine der noch blühenden, diese Wirkung auf ein menschlich fühlendes Herz verfehlen konnte.

Hier schien das Ideal eines glücklichen Menschenvereines so weit verwirklichet, als sich dieß nur immer auf diesem Erdenrunde erwarten ließ. Fern von den Tyranen der Menschheit, Herrschsucht und Ehrgeitz, lebte in diesen beschränkten, glücklichen Staaten ein Völkchen unter seinen eigenen Gesetzen; seine Regenten waren Kinder der gemeinschaftlichen Familien, durch die Bande des Blutes mit diesen innigst vereint; diese Bande umschlangen in tausend Windungen alle Glieder und verknüpften sie zu einem unzertrennten und unzertrennlichen Ganzen; das Wohl des Einzelnen hing mit dem Wohle aller auf das Genaueste zusammen; eine gewisse

Selbstständigkeit, die Folge der Verfassung und des durch Thätigkeit erworbenen, allgemein verbreiteten, hohen Wohlstandes, war ein unverkennbarer Charakterzug dieser Familien. Hier gab es keine Müssiggänger, keine bloß Genießende, woraus in unseren Tagen fast der größte Theil der oberen Stände in großen Städten besteht, oder es gab deren doch nur in unbedeutend kleiner Zahl; hier hatte jeder einen Zweck, ein wohl erkanntes Ziel seines Strebens, und indem er es zu erreichen suchte, beförderte er die Zwecke des Ganzen. War irgend wo Gemeingeist zu finden, so war es hier, und dieser äußerte sich oft glänzend, wenn es auf bedeutende Opfer für nützliche, öffentliche Anstalten oder für die Verschönerung des gemeinsamen Wohnortes ankam; und wenn sich dem erkannten Guten auch zuweilen Widerspruch entgegen setzte, so hatte dieser doch gemeiniglich keinen tieferen Grund, als allenfalls die Ehrfurcht vor alten Formen, welche durch Gewohnheit erträglich wurden, auch wenn sie hier und dort nicht mehr ganz passen mochten. —

Diese Ehrfurcht, diese Anhänglichkeit am Alten hat man oft lächerlich zu machen gesucht, ohne zu bedenken, daß Geist und Form in dem innigsten Verhältnisse mit einander stehen; daß mit Zertrümmerung oder Wegwerfung dieser auch jener gemeiniglich verloren geht. In Formen spricht der Geist des Menschen sich aus; selbst sein Innerstes, Höchstes — die Religion, kann für ihn derselben nicht entbehren; sie sprengen kann nur ohne Nachtheil der Geist selbst,

der dann gewiß schon eine andere ihm angemessenere Form in Bereitschaft hat. — Diese Formen lassen sich aber nicht aufdringen, und frevelhaft ist die Hand, welche gewaltsam in die noch stehenden einbricht, ohne abzuwarten, daß der darin wohnende Geist sie selbst aus einander treibe; dann ihm helfen sie vollends abwerfen, ist das Werk des Weisen. Ein vorwitziger Schnitt in die Hülle des sich entwickelnden Schmetterlinges, ehe er in der geheimen Werkstatt seine [illegible] Form ganz ausgebildet hat, raubt ihm das Leben.

Doch hinweg von diesen Betrachtungen, die zu ernste, noch lange schmerzlich hallende Saiten in dem Herzen des Deutschen erschüttern, und noch ein Blick auf den glücklichen Frieden, auf die öffentliche Sicherheit, auf die allgemeine Thätigkeit und auf den allgemeinen Wohlstand in diesen kleinen Staaten. Hier war Jammer und Noth, wo nicht ganz verbannt, doch ungleich seltener, als unter einer gleichen Menschenmasse in einem gleichen Umfange auf dem übrigen Erdenrunde, und gewiß war hier mehr wahres Menschenglück zu finden, als in den unermeßlichen Hauptstädten der großen Staaten. — Auch die Huldinnen, die uns das Leben verschönern, Künste und Wissenschaften, waren hier nicht fremd, wenn sie auch nicht die bedeutendsten Rollen spielten. Merkur schenkte ja dem Apoll die erste Leyer; wie sollten seine Kinder vor ihren himmlischen Melodien gleichgültig vorüber gehen? — Auch der Gebildete, welcher höhere Bedürfnisse kennt, als Gewinn und Sinnengenuß, konnte hier seines

Lebens froh werden, und die freundlichen Bilder von Wohlseyn und Überfluß sprechen sein Gefühl wohlthätig an.

So fand ich es vor sechszehn Jahren in Lübeck, und diese Gedanken beschäftigten mich damahls oft, wenn ich auf den reinlichen Wällen der ehemahls auch politisch mächtigen Hanse-Stadt umher wandelte, im Schatten der Bäume, welche der Friede groß gezogen hatte. Jetzt zitterte mein Fuß, als er diese Denkmähler vormahliger Herrlichkeit betrat. Hatte die Nemesis sie auf [illegible] zu Werkzeugen ihrer Rache für [illegible]leicht vor grauen Jahren gemißbrauchte Gewalt? O dann hat sie die Vergehungen der Ahnherren an den Urenkeln schrecklich gerächt! —

Gott! welch ein herzzerreißendes Bild both in diesem Augenblicke Lübeck mir dar; wie durchschnitten die noch so ganz frischen Spuren gemißbrauchter Gewalt mein Innerstes! — Noch war alles in furchtbarer Betäubung erstarret, der friedliche Bewohner glaubte noch den Donner des zerschmetternden Geschützes, noch das mordgierige Blei um sein Haupt zischen zu hören, noch die bluttriefenden Bayonnette zu erblicken, noch unter den Haufen der zerstümmelten, zerfleischten Leichen zu wandeln, noch das Röcheln der Sterbenden und das Jammergeschrey der Verwundeten zu vernehmen, noch unglückliche Hausväter, wehrlose Greise in dem Kreise ihrer Familien in ihrem Blute hinstürzen zu sehen, ein Opfer der Menschenwuth, gegen welche Tiegerwuth nicht reicht. — Ach! und die bedauernswerthern zarten Schlacht-

opfer, welche jetzt in der Stille das gemordete Glück eines schuldlosen unbefleckten Lebens beweinen . . . Hier entsinkt der Schleyer meiner bebenden Hand!

Der Nahme des Mannes, der diese Gräuel gewaltsam in die friedliche Stadt führte. . . . er kann nur mit Verwünschungen von den Lippen der Unglücklichen beben. Ob die Ehre des Kriegers diese Verwünschungen von Tausenden übertäubt, und ob die Ehre geboth, bey der augenscheinlichen Unmöglichkeit der Selbstrettung ein freundschaftliches aber wehrloses Gebieth zu verletzen, um nicht die Gränzen des mächtigern, bewehrtern Nachbarn zu übertreten... das mag das Herz des furchtbaren Mannes entscheiden, und — die alles rächende, unerbittliche Nemesis. — O, wäret ihr nicht mehr gewesen, ihr wehrlosen Wälle, ihr tiefen Graben, ihr eitel trotzenden Thore; hätten an euerer Statt mäandrische Gänge von Lindenbäumen und schlanken Papeln den Bürger in ihre Schatten gelockt, nie hätte die Furie des Krieges den Wohlstand derer zertrümmert, die ihr nicht zu schützen, nur zu verderben vermochtet!

Mitten unter diesen gewalsam sich drängenden schrecklichen Bildern, die mein Herz bestürmten, riefen diese Wälle mir unwillkürlich eine Begebenheit freundlicherer Art, derer Zeuge sie zum Theile vor sechszehn Jahren gewesen waren, in das Gedächtniß zurück.

Ein junger Fremder kam mit seiner Gattinn hier an, um eine gute Schiffsgelegenheit zur Überfahrt nach Rußlands Küsten abzuwarten. Die Jahreszeit

war schon ziemlich weit vorgerückt, und die beyden Reisenden beschlossen, bis zur Wiedereröffnung der Schifffahrt in Lübeck zu verweilen. Sie bezogen eine mit Geräth versehene Wohnung in einem Bürgerhause, und lebten in dem kleinen Kreise der Bekannten, welche der Zufall ihnen zuführte, doch mehr noch mit sich selbst in der strengsten Eingezogenheit.

Lübecks Umgebungen und die Jahreszeit reitzten eben nicht zu weiten Ausflügen; allein auf den Wällen ließ sich wenigstens frische Luft einathmen, und die Aussicht auf die mit Flecken und Dörfern übersäeten gesegneten Gefilde beschäftigten angenehm das Auge: sie fanden sich fast täglich zu einer bestimmten Stunde hier ein, und wandelten traulich mit einander, gemeiniglich ohne alle Begleitung. Da sie fast niemand kannten, so fiel es ihnen auch nicht ein, besondere Aufmerksamkeit auf die Lustwandelnden zu wenden, welche sie hier zuweilen antrafen; nur unterschieden sie einen Greis von edler, hoher Gestalt, der durch jugendliche Munterkeit und Schlankheit täuschte, wenn man ihm nicht in das Antlitz blickte, in welches die Erfahrungen eines thatenreichen Lebens tief eingeprägt waren. Seine Züge hatten viel Ernst; mit kalter Ruhe berührte sein Blick die Gegenstände, die sich ihm darbothen. —

Unser Pärchen fand diesen Greis fast beständig zu eben der Zeit, die ihrem Spaziergange gewidmet war, hier herum wandern, und besonders konnte die Frau einer unwillkürlichen Bewegung bey seinem Anblicke sich nicht erwehren. Beyde forschten nach

ihm, so bald sie den Wahl betraten, und wenn sie ihn vermißten, war es ihnen nicht gemüthlich. Oft scherzten sie über diese Theilnahme an einem Fremden, von dem sie nichts weiter kannten, als sein Äußeres, nicht einmahl seinen Nahmen oder seinen Stand, und den sie nur in flüchtigen Augenblicken vorüber gehen sahen, ohne daß die geringste gegenseitige Annäherung, ja selbst nicht die gewöhnlichen Zeichen der Bekanntschaft unter ihnen Statt gefunden hätten; der Greis schien sie kaum zu bemerken.

Es verflossen einige Monathe, als der junge Mann eines Abends in ein Kaffehhaus trat. Er fand das Billard besetzt. Nach einigem Verweilen bemerkte er mehrere Gäste ab und zu in ein Zimmer gehen, worin viele Menschen versammelt zu seyn schienen, dessen Thür aber stets sorgfältig zugemacht wurde. Die Neugierde trieb ihn an, dieß Zimmer zu öffnen, und er fand hier eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft um einen Pharao-Tisch, auf welchem nicht unbedeutende Haufen Gold und Silber ihm entgegen blitzten.

Ohne besonderen Hang zum Spiele wollte er doch sein Glück versuchen. Er zog einige Karten und besetzte sie mäßig — sie gewannen; er poussirte sie — sie gewannen. Jetzt wählte er andere und noch eine dritte Karte — alle drey wurden abgeschlagen. Er versuchte sein Glück aufs Neue — es wankte — das machte ihn hitzig, er verdoppelte den Einsatz, immer erschienen mehrere Karten auf dem Tische. — Das Glück erklärte sich bestimmt gegen ihn. Er fing an

zu zittern; höher färbte sich die Wange, trübe Wolken umflorten seinen Blick; je eigensinniger das Glück war, desto eigensinniger wurde auch er; die Karten, welche am öftersten abgeschlagen wurden, gerade diese wollte er forciren. Er hielt die Börse in der Hand; vom Silbergelde ging er zum Golde über, er mußte immer tiefer greifen, und schon konnte er den Boden fühlen, als eine Stimme hinter ihm flüsterte: nehmen sie das Aß. — Er wandte sich um und erblickte eben den Greis hinter sich stehen, den er vom Walle her so gut kannte. Ihm dünkte er in diesem Augenblicke ein rettender Engel. Ohne Bedenken wählte er die ihm angezeigte Karte, trug auf sie alles Übrige über, die Entscheidung erfolgte und — sie gewann.

Mit welchem Gefühle er die Summe einstrich, die seinen Verlust reichlich ersetzte, läßt sich leicht denken. Der Schlag erregte allgemeine Aufmerksamkeit, der Bankier blickte über den jungen Mann hinweg auf den Greis, und so bald die Taille geendiget war, kündigte er die letzte an.

Robert, so will ich den jungen Fremden nennen, wandte sich um, seinem Schutzengel zu danken.

«Sie müssen nicht mehr spielen, junger Mann,» sagte der Greis trocken, ohne weiter auf die feurigen Danksagungen und auf die Thräne im Auge des Geretteten zu achten, «sie haben zu feuriges Blut und zu wenig Contenance.» Und so verließ er den Saal.

Robert folgte ihm. — «Mein Herr,» sagte er, «wer sie auch seyn mögen, sie sind mein Schutzengel.

Ihre Gestalt ist mir nicht fremd, und so oft ich sie erblickte, sagte mir mein Herz, daß sie mir mehr wären, als sie schienen. — Was ich in unseliger Verblendung Preis gab, ist fast alles, was ich noch mein nennen kann von einem nicht unbeträchtlichen, durch Unfälle mancherley Art zerrütteten Vermögen, bestimmt, mich und meine Gattinn über das Meer dahin zu führen, wo sich uns neue, glücklichere Aussichten eröffnen. Urtheilen sie selbst, was mein Herz für sie empfinden muß; urtheilen sie selbst, ob ich mich beruhigen kann, wenn sie mich nicht hin begleiten zu meinem guten Weibe. Ich will ihr sagen, was ich ihnen verdanke, will ihr meine strafbare Unbesonnenheit gestehen und feyerlich das Gelübde in ihre Hände legen, nie wieder eine Karte am Pharao-Tische zu berühren."

«Wohl," erwiderte der Greis, «unter dieser Bedingung begleite ich sie."

Nur wenige Gassen und sie waren in Roberts Wohnung.

Schon bestürmten die ängstlichsten Gedanken das Herz der liebenden Gattinn über das ungewöhnliche Ausbleiben ihres Mannes; schon war sie entschlossen, ihre Besorgnisse ihrem Wirthe mitzutheilen: als zu ihrem Erstaunen Robert mit dem Greise herein trat, den sie auf den ersten Blick für denselben erkannte, für welchen ihr Herz so unerklärlich sprach. Aber welche Schauer durchbebten sie, als sie aus dem Munde des Gatten die Begebenheit der verflossenen Stunde vernahm, die mit gränzenlosem Elende sie bedro-

het hatte; und welche Gefühle des Dankes und der Ehrfurcht erfüllten ihre Brust für ihren Retter, Gefühle, welche durch das scheinbar Unerklärliche in dieser Rettung nur noch mehr verstärkt wurden. Es fehlte wenig, daß der Greis den beyden Gatten nicht als ein höheres Wesen erschien und sie zu seinen Füßen sanken. Robert sprach das Gelübde aus, sich nie zum Spiele wieder hinreißen zu lassen, und der Greis suchte ihn darin zu bestärken, indem er ihm aus seiner Erfahrung mehrere Beyspiele anführte, wie die hoffnungsvollsten Jünglinge bey ähnlichen Gelegenheiten zu Grunde gegangen wären.

«Übrigens,» setzte er hinzu, «hat mein Rath eben so viel Wunderbares nicht. Die Art, wie sie spielten, erregte meine Aufmerksamkeit; ich sahe, daß sie die Besinnung verloren hatten, und ihr sichtbares Zittern ließ mir ahnden, daß die Summen ihnen wahrscheinlich nicht entbehrlich wären. Ich erinnerte mich, sie auf dem Walle mehrere Mahle gesehen zu haben, trat hinter sie, ich kenne das Spiel, wie man es nur immer kennen kann, und der Zufall wollte, daß ich mich dieses Mahl nicht täuschte.»

«Die Vorsehung!» sagte die Frau.

«Auch das,» erwiderte er, «wie sie wollen; denn freylich hätte es auch fehlschlagen können.»

«Und ich wäre gränzenlos elend gewesen,» rief Robert; «vielleicht hättest du mich nie wieder gesehen, Marie!»

Sie schlang bebend ihre Arme um ihn und vermischte ihre Thränen mit den seinigen.

Als die Gefühle weniger stürmten, wandte sich das Gespräch auf gleichgültigere Gegenstände. Der Greis schien sich für das Pärchen zu interessiren; es that ihm wohl, da er hörte, daß er schon seit Monathen ihre Theilnahme beschäftigte. — So war denn auch die Frage ganz natürlich, wo sie her wären.

«Ich bin aus Braunschweig,» antwortete der Mann, «und ich aus Danzig,» die Frau.

«Aus Danzig?» versetzte der Greis. «Ich kenne diesen Ort sehr genau. Haben sie ihn schon lange verlassen?»

«Seit meiner frühesten Kindheit; ich ging mit meinen Ältern nach Rußland.»

«Nach Rußland?» sagte er sichtbar gerührt. Auch dort war ich, vor nun bald zehn Jahren zuletzt noch in Petersburg, dann in Liefland, und seit fünf Jahren halte ich mich hier in Lübeck auf.»

«Vor zehn Jahren?» erwiderte Madame Robert. «Ach ich erinnere mich noch sehr genau, gerade damahls hörte ich, daß mein Vater todt sey, in einem Duell erstochen.»

«In Rußland?» fragte der Greis.

«Nein, in Deutschland versetzte sie. «Ich war mit meinem Stiefvater nach Rußland gegangen; meinen Vater habe ich seit meinem fünften Jahre nicht gesehen. Aber sonderbar ist es, seine Züge, seine Gestalt schweben mir immer vor. Ich kann genau sagen, wo ich Ähnlichkeit mit ihm finde. So muß ich ihnen gestehen, ihr erster Anblick war mir erschütternd; ich glaubte verwandte Züge zu erkennen;

in ihren Jahren würde er seyn, wenn er noch lebte, und so ungefähr, wie ich sie sehe, würde ich mir ihn gedacht haben."

«Sie erwecken in mir bittersüße Erinnerungen," erwiderte der Greis mit einer inneren Bewegung, welche gegen die gewöhnliche Ruhe in seinen Zügen auffallend abstach. «Ich hatte eine Tochter, die mir in ihrer frühesten Kindheit entrissen wurde. Ein Elender hatte sich in das Herz ihrer Mutter geschlichen; ich zerriß die Bande, die mich an sie fesselten, und gab meine Tochter in ein Kloster, wo ich ein ansehnliches Capital für sie nieder legte. Während ich abwesend war, hatte die Mutter sich des Kindes und eines großen Theiles des Capitales zu bemächtigen gewußt, sie verband sich mit ihrem Verführer, und verließ mit ihm und meinem Kinde ihre Vaterstadt. Ich kehrte erst nach einigen Jahren dahin zurück, sandte in das Kloster, und hörte die traurige Bothschaft. Vergebens waren alle meine Nachforschungen, sie waren mit einem Englischen Schiffe abgegangen, und keine Spur war aufzufinden, wohin. Erst nach zehn Jahren brachte mir ein Ungefähr die Kunde, daß sie in Petersburg lebten, und meine Tochter bey ihnen unter dem Nahmen ihres Stiefvaters. Es fand sich eine Gelegenheit dahin, die Herzoginn von H. B. wählte mich zu ihrem Begleiter auf der Reise, und dieß both mir zugleich eine Aussicht für das anständigere Unterkommen meiner Tochter dar. Ich kam hin, und fand bald eine ehemahlige Bekannte der Mutter auf, von welcher ich Auskunft zu erhalten hoffte;

allein meine Tochter war mit ihrer Mutter in das Innere des Landes gegangen und — daselbst gestorben.»

Bebend saß Marie da und horchte der Erzählung.

«Was ist dir, liebe Marie?» fragte Robert besorgt; «wird dir nicht wohl?»

«O Gott, Robert!» rief sie, «wenn» ... Schnell wandte sie sich zu dem Greise: «sie heißen?»

«Baron Landal,» erwiderte der Greis.

«Mein Vater!» rief Marie außer sich, und sank zu seinen Füßen.

Der Greis wich zurück, «Madame»... sagte er...

«O nicht diesen Nahmen, ich bin, ich bin wahrlich ihre Tochter. Könnten sie mich verstoßen?»

«Sie wären» ... rief der Greis ... «Gott! ... «Wie hieß ihre Mutter?»

«Louise Werner.»

«Louise Werner!» wiederhohlte er mit bebender Stimme. «Ja, so hieß die Unglückliche. Marie! Marie! und du wärest meine Tochter?»

Sie lag in seinen Armen in sprachlosem Entzücken; er benetzte sie mit seinen Thränen und schloß sie fest an sein klopfendes Herz.

Betäubt stand Mariens Gatte da. —

«Und ich,» rief er endlich, «und ich bleibe hier allein stehen?

Marie schlang den einen Arm um ihn, und hielt mit dem andern den Vater umfangen; der Greis reichte dem jungen Manne die Hand, und so weilten sie lange, ehe ihre Herzen die Sprache wieder zu finden vermochten.

«O mein ahndendes Herz!» rief endlich Marie. «Ach: es erkannte sie bey dem ersten flüchtigen Anblicke; nur zu deuten wußte ich sein Flüstern nicht. Wie konnte ich mir denken, da ich schon seit zwölf Jahren ihren Tod beweine!»

«Meinen Tod? — Wer hat dir gesagt...»

«Ich war in Petersburg in einer Pension und meine Mutter abwesend mit ihrem Manne, als eine gewisse Madame Berg...

«Diese war es gerade,» fiel der Greis ein, «an die ich mich wandte und die mir die Nachricht gab, daß du mit deiner Mutter gezogen und nicht mehr am Leben seyst.»

»Und zu mir kam sie und sagte: Herunter, liebes Kind, mit dem rothen Bande, sie müssen ein schwarzes tragen. Es ist ein Herr hier angekommen, der ihren Vater kennt und die Nachricht bringt, daß er im Duell erstochen ist. — Ich sank mit einem Schrey des Entsetzens bewußtlos zu Boden. Man eilte herbey, trug mich auf ein Bett, und die Schändliche erklärte allen die Ursache dieses Zufalles. Als ich wieder zu mir kam, fand ich sie an meinem Bette stehen. Mit Heftigkeit wandte ich mich von ihr. Ich hatte sie nie leiden mögen, aber jetzt haßte ich sie. Ach! sie hatte meine süßeste Hoffnung zertrümmert, die Hoffnung, meinen Vater noch einst auf dieser Erde an mein Herz zu schließen, von seinen Vaterarmen umschlungen zu werden, seinen Segen zu erhalten... Jetzt war er mir auf immer geraubt, und noch dazu auf eine so schreckliche Weise! — Ich

habe die Elende seit dem nie wieder gesehen, ohne Schauder und Abscheu. Aber was vermochte sie dazu, an mir so schändlich zu handeln? Was hatte ich Unglückliche ihr gethan?"

«Meine Tochter, erwiderte der Greis, «ich sehe jetzt nur zu deutlich, wir waren in jenem Augenblicke beyde die Opfer weiblicher Rachsucht. Diese Berg hatte einst mit mir in Verbindung gestanden. Deine Mutter entriß mich ihr, die ich nie geliebt hatte. Sie glühete schon damahls nach Rache und nach Jahren noch war diese Gluth nicht erloschen. Das Glück einer Tochter jener ihr verhaßten Verbindung war jetzt in ihre Hände gegeben und zugleich konnte sie meine Vaterfreuden morden; wie hätte ihr rachsüchtiges Herz dem widerstehen können? Sie benutzte dazu die Begebenheit, die einen meiner Brüder betroffen und die ich ihr erzählt hatte."

«Aber es ist ihr dennoch nicht gelungen!» rief Marie wonnetrunken und stürzte von neuem in die Arme des erschütterten Greises; «sie hat mir doch nicht auf immer die Glückseligkeit rauben können, an dem Herzen eines Vaters zu weinen."

Die Liebe der Tochter hatte die Rinde, mit welcher Welterfahrung das Herz des Barons umsponnen zu haben schien, gesprengt. Auch war er freudetrunken, daß er die verloren geachtete Tochter wieder gefunden hatte, und unter so sonderbaren Umständen.— Er entsann sich aber, daß Robert von zerrüttetem Vermögen gesprochen hatte, und da er jetzt ein näheres Recht zu haben glaubte, sich nach den Verhält-

nissen seiner Kinder zu erkundigen, so forschte er, in welcher Lage sie sich befänden.

«Ich wähnte kinderlos zu seyn,» sagte er, «und habe daher mein Vermögen auf Leibrenten gelegt, und bin nicht im Stande, Kinder, das für euch zu thun, was mein Herz wünschte.»

«Wir verlangen nichts von ihnen, als ihre Liebe,» erwiderte Robert mit edlem Selbstgefühle. «Nun ich durch sie die Mittel zu unserer Reise nach Rußland gerettet habe, wird es uns nicht fehlen.»

Sie machten ihn jetzt mit ihrer Lage bekannt, die nicht ganz hoffnungslos war. Der Greis sahe zwey Herzen vereint, welche mit gleichem Muthe die Schläge des Schicksals erduldeten und sich in einander glücklich fühlten, und mit dem süßen Vatergefühle verband sich Hochschätzung, die höher stieg, je näher er mit seinen Kindern bekannt wurde.

Nach einigen Wochen erst erkundigte er sich nach dem Schicksale von Mariens Mutter, deren diese aus Zartgefühl bis jetzt nicht erwähnt hatte. Er hörte, daß sie vor einigen Jahren ihrem Manne in das Grab gefolgt sey, und ihr Tod benahm dem Gefühle bey ihrem Andenken seine Bitterkeit. Sein Herz war versöhnt. — Auch die Schändliche, deren hinterlistige Bosheit Vater und Tochter beynahe auf immer hienieden getrennt hatte, war nicht mehr.

Acht Monathe blieben die Wiedervereinten bey einander und sahen sich täglich, und gewannen sich immer lieber. Jetzt wandelten sie nicht mehr getrennt auf den Wällen, wo das Ungefähr sie zuerst zusam-

men geführt hatte, und immer war dieß bey jedem Spaziergange, mit neuen Ergießungen der Freude, der Inhalt ihres Gespräches.

Diese sonderbare Begebenheit konnte nicht ganz unbekannt bleiben, und es fanden sich viele der guten, theilnehmenden Lübecker auf diesen Spaziergängen ein, um die so wunderbar Vereinigten bey einander zu sehen. — Was kann des Menschen Herz zu innigerer Theilnahme bewegen, und was ihm ein entzückenderes Schauspiel gewähren, als die Fügungen der Vorsehung, wenn sie Bande der Natur, die zerrissen schienen, wieder vereint?

4.

Das Familien-Bild.

Ich reisete im Jahre 1780 im Unter-Vendomois. Ein herrliches Land, das wohl verdiente, von den Freunden der schönen Natur häufiger besucht zu werden. Ich durchstrich die lachenden Gefilde, und ergetzte mich an den mahlerischen Aussichten, welche in dem reitzenden Thale der Loire sich bey jedem Schritte in unendlicher Mannigfaltigkeit dem erstaunten Blicke des Wanderers darbiethen. — Unmerklich war der Tag hingeschwunden, und die Nacht überraschte mich in einer mir ganz unbekannten Gegend. — Ich folgte dem Fußsteige, auf dem ich mich zufällig befand, ohne zu wissen, wohin er mich führen würde. Kaum mochte ich eine Viertelstunde zurück gelegt haben, als ich zu einem Dörfchen gelangte, das von Bäumen und Wiesen umkränzt am Abhange eines Hügels lag. Ich war der Ruhe sehr bedürftig, und sahe mich überall nach einem gastlichen Dache um; da fiel mir mitten im Dorfe ein neues artiges Häuschen in das Auge. Hier beschloß ich um ein Nachtlager zu bitten. In einem nett meublirten Zimmer traf ich eine junge Bäuerinn, die, ohne gerade hübsch zu seyn, eine offene glückliche Gesichtsbildung hatte; Jugend und Gesundheit blüheten auf ihren Wangen, und ein hei-

teres Lächeln schwebte um die Rosenlippen. Ein junger, vier bis fünf und zwanzigjähriger Mann saß neben ihr, und schaukelte auf seinen Knien ein Kind, welches er mit Vaterfreuden anlächelte.

Ich erzählte der kleinen Familie mein Abenteuer, und Mann und Frau waren sogleich bereit, mich aufzunehmen. In wenig Augenblicken stand ein ländliches Mahl für mich auf dem Tische, und alles war so nett, daß meine Eßlust sich dadurch eben so sehr gereizt fand, als durch die starke Bewegung, die ich mir gemacht hatte. Bald war zwischen mir und dem jungen Landmanne, der alle meine Fragen mit einer Offenheit und Unbefangenheit beantwortete, die man heut zu Tage, selbst auf dem Lande nur sehr selten antrifft, die Unterhaltung in vollem Gange.

Während wir mit einander schwatzten, sahe ich im Zimmer umher, und wurde durch das Gemählde eines ältlichen Mannes mit dem Ludwigskreuze überrascht.

Das Bild dort, sagte ich zu dem jungen Manne hätte ich hier nicht erwartet.

Auch sollte es eigentlich hier nicht hängen, antwortete er mir.

Wen stellt es denn vor?

Einen braven ehrwürdigen Officier, den Herrn von Morange, der hier in der Nähe ein Schloß besaß. Ach! der gute Herr! — Das ist alles, was von ihm übrig ist. Leider ist der Wohlthäter so vieler Unglücklichen todt!

Und wie kommt denn das Bild des Herrn von Morange in euere Hände, mein Freund?

Das will ich ihnen erzählen während sie essen, lieber Herr.

Ich war kaum zwölf Jahre alt, als mein Vater starb, ein armer Tischler, dem es sehr sauer wurde, mich mit seiner Hände Arbeit zu ernähren. Einige Tage nach seinem Tode ging ich hin in das Schloß des Herrn von Morange, weinte, und bath um ein Almosen. Er erbarmte sich meiner und gab mich bey einem Meister in die Lehre, wo ich das Handwerk meines Vaters lernen sollte. Alle Sonntage ging ich zu dem gnädigen Herrn, und immer nahm er mich gütig auf, und nie verließ ich ihn mit leeren Händen. — «Julian,» sagte er oft zu mir, «sey rechtschaffen, sey arbeitsam, und ich werde für dein Fortkommen sorgen.»

Ich folgte dem Rathe des Herrn von Morange, und gab mir alle Mühe, ein recht tüchtiger Arbeiter zu werden. Als ich sechszehn Jahre alt war, ließ mich der wackere Herr zu sich rufen, drückte mir einen vollen Beutel in die Hand und sagte: «Julian, ich bin mit dir zufrieden. Ein jeder lobt deine gute Aufführung. Wandle fort auf dem guten Wege, er führt am sichersten und besten. Hier hast du eine kleine Summe zu deiner Wanderschaft durch Frankreich. Du mußt wandern, um in deinem Handwerke recht geschickt zu werden. Lebe wohl und kehre als ein redlicher Mensch zurück, wenn du einst

glücklich werden willst; denn nur der Redliche kann glücklich seyn. . . »

Ich nahm das Geld, welches der gute Herr mir schenkte, schnürrte mein Bündel, und trat gleich am andern Morgen meine Wanderschaft an. Vier Jahre ging ich von Stadt zu Stadt, und arbeitete immer so gut ich konnte, und suchte ein recht geschickter Tischler zu werden. Als ich zwanzig Jahre alt war, befiel mich das Heimweh. Ich sehnte mich, mein Geburtsdorf wieder zu sehen, und kam eilig zurück, zwar nicht reicher als da ich auswanderte, aber als ein redlicher Mensch, der sein Handwerk verstand, so daß mir für meinen Unterhalt nicht bange seyn durfte.

Herr von Morange gab mir Arbeit und empfahl mich in der Nachbarschaft. So lebte ich von einem Tage zum andern recht ordentlich und mit meiner Lage völlig zufrieden. Noch hatte ich nicht erfahren, was Unglück heißt, aber ach! ganz ohne Kummer konnte ich doch nicht immer bleiben, ohne den soll es ja, wie man sagt, im Leben nicht abgehen. Übrigens beklage ich mich nicht; was Gott that war wohl gethan, und mein Kummer hat mir mehr genützt als geschadet. — Ich verliebte mich in Colette. Das ist meine Frau, gnädiger Herr, die sie hier sehen. Sie war hübsch . . . wie noch jetzt, aber sie war auch reich. Ihr Vater ist ein wohlhabender Ackersmann, der seinen eigenen Hof hat, und Wiesen und Weinberge, alles im besten Stande. — Und ich — ich besaß nichts als mein Handwerk, verdiente täglich nur

dreyßig Sous, und wohnte in einem kleinen Kellerzimmer zur Miethe. Ich dachte gar nicht daran, daß ich arm war; denn Colette war mir gut, als wäre ich noch so reich gewesen. Wir sahen einander oft und liebten einander recht herzlich, aber in allen Ehren.

Eines Tages ertappte mich der alte Sebastian, Colettens Vater, als ich seiner Tochter einen Kuß gab. Er nahm mich bey dem Kragen.

«Was machst du da?» schrie er.

«Ich küsse Coletten.»

«Was, Bösewicht, du erlaubst Dir . . .»

«Nun freylich, da Colette es mir erlaubt.»

«Und du glaubst, ich werde es zugeben, daß ein Schlucker wie du mit meiner Tochter liebelt?»

«Warum denn nicht? ich liebe nur mit ihr, weil ich sie heirathen will.»

«Du sie heirathen? Ja für dich hebt man sie auch auf; für dich habe ich sie mir auch angeschafft. Sehet doch den Taugenichts, will ein reiches Mädchen heirathen und hat selbst nicht einen Heller.»

Ich wollte antworten, aber Sebastian, übrigens der beste Mann von der Welt, wollte mich nicht anhören; er hob den Stock gegen mich auf, ich wich aus und hielt für das Beste, mich davon zu machen.

Als ich in mein Kellerzimmerchen zurück kam, dachte ich ernsthaft darüber nach, was mir begegnet war, und sahe wohl ein, daß ich Unrecht gehabt hatte, mich in Collete zu verlieben; aber das war

nun einmahl geschehen. Bald konnte ich an nichts anders denken, als an meine Liebe; der Gram verdrehete mir ganz den Kopf; ich vernachlässigte meine Arbeit, meine Kunden gingen von mir ab, und ich sahe dem tiefesten Elende entgegen.

Ich war zur Verzweiflung gebracht, als mir einfiel, mein Unglück dem Herrn von Morange zu vertrauen. Er ist so gut, sagte ich zu mir selbst, er will mir wohl, hat mir schon so viele Wohlthaten erwiesen; vielleicht erbarmet er sich meiner. — Ich komme auf das Schloß, verlange den gnädigen Herrn zu sprechen und höre, daß er gefährlich krank darnieder liege. Traurig kehre ich in meine Wohnung zurück, und bethe aus inbrünstigem Herzen zu Gott für die Erhaltung des Beschützers der Unglücklichen. Den andern Morgen ganz in der Frühe laufe ich wieder nach dem Schlosse um zu hören, wie es mit dem gnädigen Herrn stehe, und erfahre, daß er in der Nacht gestorben war. Tief gebeugt ging ich nach Hause, und beschwor die Seele des gnädigen Herrn, doch für den armen Julian bey Gott eine Fürbitte einzulegen.

Nach vierzehn Tagen hörte ich, daß seine Erben auf dem Schlosse angekommen wären, und daß alles sein Hausgeräth öffentlich unter dem Hammer verkauft werden sollte. Die Neugierde führte mich so wie viele andere nach dem Ausrufe. Ich sahe alle die Sachen meines Wohlthäters in fremde Hände übergehen, und die Thränen rollten aus meinen Augen,

während seine Nichte und sein Neffe dieses Schauspiel mit kalter Unempfindlichkeit ansahen. Und doch hatte er ihnen in seinem Leben viel Liebes und Gutes gethan, und hinterließ ihnen nach seinem Tode ein jährliches Einkommen von zwanzig tausend Franken. Sie verkauften alles aus dem Hause. — Ach! hätte ich einen so gütigen Oheim gehabt, ich hätte alles behalten aus Achtung für sein Gedächtniß.

Ich mochte etwa eine halbe Stunde da gewesen seyn und wollte eben weg gehen, als ich rufen hörte: «Einen Thaler für das Bild da, vier Franken, fünfe...» Ich sahe das Bild an. O Himmel! es war das Bild ihres Oheims, ihres Wohlthäters! Das schnürte mir das Herz zusammen; ich weinte wie ein Kind. Du bist arm, sagte ich bey mir selbst, sechs Franken, das ist dein ganzes Vermögen; aber dieses Bild, dieses Bild eines Mannes, der dir geholfen, der dich beschützt hat... Nein, nein, das soll nicht in fremde Hände kommen. — Ich both sechs Franken, und das Bild wurde mir zugeschlagen.

Freudig nahm ich es herab, und konnte mich nicht enthalten, diesen Mund zu küssen, der mir so oft gütig gelächelt hatte, diese Hände, die so oft zu meinem Beystande bereit waren Ich trage das Bild hinweg, um mein Kellerzimmerchen damit zu schmücken. Indem ich es trage, fällt es mir auf, daß es so schwer ist. Ich will es aufhängen, aber der Nagel reißt aus und das Bild fällt auf die Erde. Ich hebe es vorsichtig auf; hinten war es etwas zerrissen, und eine

Rolle strebte aus der Leinwand hervor. Ich nehme die Rolle heraus, öffne sie, und denken sie sich mein Erstaunen, als ich fünf und zwanzig Doppel-Louisd'or vor mir liegen sahe. Ich untersuche das Bild genauer und bemerke, daß es hinten mit Leinwand verklebt ist, die ich wegnehme, und hinter welcher ich eine Summe Louisd'or eben so in Rollen finde, als die ersten.

O Himmel! rief ich aus und tanzte um meinen Schatz herum, — jetzt bin ich mit einem Mahle reich! Ich werde Coletten heirathen. Wie glücklich bin ich nicht! Der gute Herr von Morange, er begnügte sich nicht damit, bloß zu geben so lange er lebte, auch nach seinem Tode thut er wohl. Wie ähnlich das Bild ihm ist! Er ist es. . .

Doch beunruhigte mich der Gedanke: gehört denn das Geld auch wohl dir? Das Bild hat man dir freylich verkauft, würde man es dir aber für sechs Franken überlassen haben, wenn man gewußt hätte, daß es tausend Louisd'or enthielt? — Nein, nein, dieses Geld gehört nicht mir, ich muß es den Erben des Herrn von Morange hintragen. Arme Colette! ach, ich werde dich nicht heirathen!

Während dieser traurigen Betrachtungen sahe ich ein nett gefaltetes Billettchen auf der Erde liegen. Ich hebe es auf, öffne es und lese Folgendes:

«Ich kenne meine Erben, sie werden das Bild ihres Wohlthäters verkaufen; sie würden mich selbst verkaufen, wenn sie es könnten. Sind

sie so undankbar und veräußern dieß Bild, so soll die eingeschlossene Summe dem gehören, der es wird gekauft haben. Möge sie in gute Hände fallen!»

Charles de Morange.

Dieses Billet gab mir das Leben wieder. «Also kann ich doch alles mit Ehre und Gewissen behalten; ich werde Coletten heirathen!» — Am andern Tage flog ich, so bald der Morgen grauete, zu Sebastian.

«Was willst du hier?» fragte er mich mit rauher Stimme und zurückschreckender Miene.

«Ich möchte gern mit euch sprechen.»

«Was habe ich mit dir zu sprechen?»

«Nun, seyd doch nur nicht so stolz auf euer kleines Gütchen!»

«Was, kleines Gütchen? Ein armer Schlucker, der nicht einen Heller besitzt...»

«Habt ihr denn in meinen Beutel gesehen?»

«Freylich nicht; denn schon lange siehst du selbst nicht mehr hinein.»

«Und doch will ich euch euer Gütchen abkaufen, wenn ihr mir es überlassen wollt, ich will es euch so gut bezahlen als ein Anderer.»

«Mit Worten, ohne Zweifel?»

«Mit guten Louisd'oren, Vater Sebastian, mit guten Louisd'oren.»

«Topp! ich halte dich bey dem Worte, und du sollst es noch dazu recht wohlfeil haben.»

«Wie viel verlangt ihr dafür?»

«Eine Kleinigkeit, zwölf tausend Franken.»

«Topp! der Handel ist geschlossen.»

«Willst du nicht mit mir zum Notarius kommen?» fuhr Sebastian fort und glaubte meiner zu spotten.

«Freylich will ich das, kommt nur.»

Der gute Mann wollte auf meine Unkosten lachen, und wir gingen mit einander in das Dorf zum Notarius.

«Herr Notarius,» sagte Sebastian, «hier bringe ich einen jungen gnädigen Herrn, der mir meinen Hof abkaufen und bar bezahlen will; seyn sie doch so gut, und setzen sie den Kaufbrief auf.»

Der Notarius ließ sich das nicht zwey Mahl sagen, und las uns bald den Kaufbrief laut vor, den Sebastian unterschrieb. — Ich unterschreibe gleichfalls zu Sebastians und des Notars größtem Erstaunen.

«Julian, mit dem Unterschreiben ist es noch nicht gethan,» sagte der Notarius, «jetzt müßt ihr auch bezahlen.»

«Da steckt der Hase im Pfeffer,» sagte Sebastian und lachte, daß ihm der Bauch schütterte.

«Freylich ist es ein wenig theuer,» erwiderte ich.

«Du mußt bezahlen! Du mußt bezahlen!«

«Zwölf tausend Franken? Sogleich? — Gebt mir einige Tage Zeit.»

«Nein, nein, nichts von Credit, bar Geld lacht!»

«Nun, so sey es darum, aber unter der Bedingung, daß der Herr Notarius auch zugleich ein klei-

nes Contractchen aufsetzt, wodurch Sebastian sich anheischig macht, mir Coletten zur Frau zu geben, so bald ich bezahlt habe."

«Meinetwegen," sagte der Alte lachend, «dabey wage ich eben nicht viel."

Jetzt zog ich meine zwölf tausend Franken in schönen blanken Doppel-Louisd'oren aus der Tasche und legte sie stolz auf den Tisch. Was machten die für Augen! Sebastian sowohl als der Notarius standen da, sperrten das Maul auf, und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer mit dem Bilde, und zeigte ihnen das Billet des Herrn von Morange, welches mir den Besitz der 24,000 Franken zusicherte.

«Herr Julian," sagte der Notarius und zog die Mütze, «ich bin herzlich erfreuet über ihr Glück. Ich bin ganz zu ihren Diensten und hoffe, daß"

«Herr Julian," sagte Sebastian und scharrte mächtig hinten aus, «ich habe euch stets geschätzt und geehrt, das versichere ich euch; ich habe es immer gesagt, ihr wäret ein braver Bursch, und würdet es noch in der Welt zu etwas bringen, und ich hoffe, daß..."

Der Heiraths-Contract wurde sofort unterzeichnet, und einige Tage nachher war Colette meine Frau. Die Nachricht von meinem Abenteuer verbreitete sich schnell in der ganzen Gegend, und machte jedermann Freude, nur nicht den Erben des Herrn von Morange. Diese behaupteten, das Geld gehörte nicht mir, weil sie mir nur das Bild hätten verkaufen wollen. Sie

warfen mir einen Prozeß an den Hals, aber das Billet meines Wohlthäters ließ mich den Prozeß nicht verlieren; der Neffe und die Nichte wurden zu allen Kosten verurtheilet, und jeder spottete über ihre Undankbarkeit und über ihren Geitz. — Seit zwey Jahren bin ich nun Colettens Mann, und mir kommt es vor, als wären es erst zwey Tage. Meinen Schwiegervater haben wir auf seinem Hofe gelassen, und haben uns dieses Häuschen gebauet, worin wir von einem Gewerbe, das sich täglich ausbreitet, weil wir rechtschaffene Menschen sind, sehr glücklich mit einander leben.

Das Bild des guten Herrn von Morange habe ich in diesem Zimmer aufgehängt, und hier soll es hängen, so lange wir leben. Unsere Kinder werden wir lehren, den Stifter unseres kleinen Vermögens lieben und ehren. Sehen sie nur, gnädiger Herr, welche Güte aus seinen Mienen strahlet, wie er uns ansieht! Sollte man nicht glauben, er lächelte vor Freuden über unser Glück, oder über die Lobsprüche, welche meine Dankbarkeit ihm beylegt?

So weit die Erzählung des redlichen Julian. Diese Begebenheit zog mich an; ich wünsche, daß sie allen gefallen möge, die sie lesen und — daß sie die Erben lehre, die Familien-Bilder erst sorgfältig zu untersuchen, ehe sie dieselben im Ausrufe losschlagen.

5.

Giovanni Altieri.

Eine Novelle.

Giovanni hatte sich durchgewunden durch die Hecken und Gebüsche, welche ihm den Zugang zu den Ruinen eines Tempels zu versperren schienen. Die zum Theile noch schlank emporstrebenden, zum Theile ihrer Zierde beraubten Säulen, das vom Epheu üppig umwucherte, zerbröckelnde Gemäuer, die in ihrer Zerstörung noch in edler Schönheit prangende Rotunda zogen ihn an. Es schien ein Tempel der Cyprischen Göttinn, und liebend umschloß ihn noch die röthlich knospende Myrthe und bildete Schatten wie auf Paphos, in denen des Südens mildere Zephyre die Göttinn wollüstig umlispelten. Er hatte einige Stunden in der Entfernung zugebracht, diese Ruinen, welche einen mahlerischen Prospect gewährten, zu skizziren und wollte nun auch in der Nähe genießen, was ihm in der Ferne so reitzend schien. Das sanfte Murmeln einer Quelle, die noch nach anderthalb Jahrtausenden in liebender Treue aus dem mit Moos bewachsenen von seiner ehemahligen Herrlichkeit zeugenden Marmorbecken sich ergoß und in ein weit ausgeschweiftes Bassin, an dem die edle Einfassung noch sichtbar war, ausströmte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Sanfter wölbte sich die Myrthe zum schattigen Dache; er trat hinein und erblickte —

War es die Göttinn des Tempels selbst? oder eine ihrer lieblichen Gefährtinnen? oder welch ein himmlischer Genius saß hier neben dem auf einem weichen Rasensitze ausgestreckten, sanft ruhenden Greise und schien seinen Schlummer zu belauschen, seinen Athem zärtlich aufzufangen? — Er wagte nicht näher hinzu zu treten; noch verbarg ihm das Gebüsch; er fürchtete den Zauber zu lösen, der ihn so wonnig umfing. Es war das Sinnbild der kindlichen Liebe. Diese Aufmerksamkeit auf die kleinste Bewegung des Schlummernden, dieser schwimmende Blick, diese Perlen, die aus den schönen Augen in das greise Haar thaueten... Ein Guido Renni, ein Raphael, hätte kein schöneres Ideal schaffen können zu der erhabenen Idee der Kindesliebe, welche in uns die edlere Menschheit beurkundet, für die unsere Brust vor allen unseren irdischen Mitgeschöpfen allein empfänglich ist. —

Giovanni stand lange im Anschauen verloren, als der Greis erwachte. — Sein erster Blick war ein sanftes Lächeln auf den holden Genius neben ihm; aber als er sich empor richtete, von ihrer zarten Hand unterstützt, deutete die Bläße der Wangen, die Schwäche, in welcher er an den liebenden Busen der Tochter sich lehnte, auf einen Kranken, oder doch wenigstens auf einen Genesenden. Das Letztere war glücklicher Weise der Fall. Antonio war dem Flehen seiner Tochter wieder geschenkt; eine schmerzhafte Krankheit hatte ihn auf das Lager geworfen, und die sorgsame Pflege des zärtlichen Kindes hatte ihn mehr

noch als des Arztes Kunst den Armen des Todes für dieses Mahl entrissen. — Heute war er zum ersten Mahle wieder hierher gegangen in die kühlen Schatten, welche zu seinem kleinen Parke gehörten, und war auf dem Rasen eingeschlummert. — Der Schlummer hatte ihn erquickt, doch mangelte ihm die Kraft sich empor zu richten, und auch der Tochter Hand war zu schwach.

«Ich will dir einen Stab suchen, lieber Vater," lispelte ihre Stimme. «Daran wirst du dir empor helfen. Schon strecken sich die Schatten und es wird für dich zu kühl auf dem Rasen. — Ich bin doch recht schwach, daß ich dir nicht einmahl aufhelfen kann."

«Schwach, erwiderte leise der Greis, und hast mich dem Grabe entrissen?" — Sie umschlang ihn mit ihren Lilienarmen. — «Suche mir etwas zur Hülfe, Laura," fuhr der Greis fort, «oder gehe und rufe den Pietro."

«Dir könnte etwas zustoßen, Vater; ich kann dich hier nicht allein lassen."

«Ich helfe ihnen, Signora!" rief Giovanni und trat aus dem Gebüsche auf Beyde zu. — Laura erschrak. — der Greis sahe verwundert zu dem Jünglinge auf — Allein Giovanni säumte nicht, er faßte den Greis kraftvoll unter den Arm, und an der mächtigen Stütze richtete sich dieser empor.

Als Laura den geliebten Vater durch den Arm des Unbekannten erstanden sahe, verlor sich ihre Furcht, sie trat hinzu und faßte den Greis unter den

andern Arm. Es war eine rührende Gruppe. Das ehrwürdige der Stütze bedürfende Alter empor gehalten von der blühendsten Jugend im reitzendsten Contraste des Geschlechtes. Mit unbeschreiblicher Liebe schauete Laura dem wankenden Greise in das Antlitz und schien ihren Mitführer über ihn zu vergessen. — Des Jünglings Blick weilte auf den holden Zügen der Milde und Liebe.

«Ich danke ihnen, Signor," sagte der Greis; «ich kann nun schon stehen, und meine Tochter wird mich wohl bis an das Haus geleiten."

«Sie werden mir nicht die Freude versagen, Signor, ihrer Tochter diese Last zu erleichtern."

«O, das ist eine süße Last, Signor, die mir nicht schwer wird," lispelte Laura's Rosenlippen, «und die ich ungern mit jemand theile."

«Verzeihen sie meine Zudringlichkeit," erwiderte Giovanni, den Laura's Rede schmerzte, er wußte nicht warum. «Ich bin ein Mahler, diese Ruinen hatten mich einige Stunden beschäftiget, ich wollte sie näher betrachten und überstieg die Hecken und drang bis zu ihnen. Es war nicht meine Absicht, ihnen beschwerlich zu fallen."

Sein Ton hatte eine Weichheit . . . die inneren Gefühle bebten leise hindurch, wie das harmonische Lispeln der Luft durch die Saiten der Aeols-Harfe . . . . seine Worte trafen unmittelbar das Herz. — Beruhigt durch die Auskunft, welche er über sein Hierseyn gab, bezeigte ihm der Greis unverhohlen seine

Freude und seinen Dank, und Laura fühlte keinen Widerwillen, mit ihm die Sorge für die wankenden Tritte des Vaters zu theilen.

Sie gingen durch blühende Rosenhecken, hinter welchen die schlanke Pappel kühn in den Äther empor strebte, einem zimmlich geräumigen in einem edeln Style erbaueten Landhause zu, das am Ende des anmuthigen Parks lag. Überall sprachen Geschmack ohne Luxus und ein gewisser Wohlstand freundlich an.

Jetzt waren sie an dem Eingange und Giovanni wagte nicht ohne Erlaubniß über die Schwelle zu schreiten; er wollte sich beurlauben, allein der Greis bath ihn einzutreten, Laura hob sanfter erröthend den freundlichen Blick auf ihn, in seinem Herzen sprach laut der Wunsch, näher mit diesen interessanten Beyden bekannt zu werden... Er nahm die Einladung an.

Sie traten in einen runden Salon, aus dem mehrere Seitenthüren in die daran stoßenden mit Gemählden von den vorzüglichsten Meistern geschmückten Gemächern führten; dem Eingange gegen über ging die Mittelthür in eine mit einem zierlichen Springbrunnen versehenes Blumen-Parterre voll anmuthiger Boskette. — an den Wänden des Salons luden gepolsterte Sitze zur Ruhe ein und wurden in abgemessenen Räumen von Meisterstücken des Griechischen Meißels unterbrochen. — Der Greis fühlte sich aber stark genug, mit Hülfe der beyden jungen Leute die bequeme Stiege zum oberen Stockwerke hinauf zu steigen, wo an einen herrlichen und ge-

schmackvoll verzierten hohen Saal sich ein geräumiger Söller anschloß, um den sich die lieblichste Aussicht verbreitete und bis zum Meere hinreichte, in welches die Sonne ihre Gluth tauchte. — Fernhin both der dampfende Vesuv sich den bezauberten Blicken dar. — Hier nahm der Alte Platz, sein neuer Bekannter mußte sich neben ihn setzen und Laura eilte herbey mit einigen Goldfrüchten Hesperiens und mit einer Flasche Salerner, eines Horaz nicht unwerth, den Fremdling zu bewirthen.

Giovanni schwebte in einem süßen Taumel; alles um ihn her schien ihm ein liebliches Spiel der Fantasie. Der magische Schleyer, welcher sich mit Veilchenschimmer über die fernern Gebirge der im Meerbusen schwimmenden Inseln und des ganzen reitzenden Campaniens lagerte, schien auch um ihn sich zu schmiegen. Es war einer jener schönen italischen Abende, wo nach einem heißen Tage milde Zephyre die Wange erfrischen und neue Lebenskraft in unsere Adern gießen; in sanfteren Schwingungen wallet das Blut, und vom reinsten Äther umflossen scheint sich unsere Seele darin aufzulösen. — Giovanni's trunkener Blick schwärmte in die liebliche Ferne hinaus, tauchte in die Gluth des Meeres, das mit goldenen Fluthen wogte, und senkte sich dann, wie in eine schöne, monderhellte Abendlandschaft, in den schwärmerischen Blick Laura's. — Kaum vermochte er die Fragen des Greises zu beantworten, der, ein Freund und Gönner der Kunst, sich gern von der

göttlich Schaffenden unterhielt. — Der Greis schrieb der Trunkenheit des Künstlers zu, der im Genusse einer bezaubernden Ansicht schwelgt, was doch nur zum kleinsten Theile ihr gebührte... Und doch, was ist das Entzücken eines echten künstlerischen Gemüthes anders, als ein Untergehen und Auftauchen und Wiederuntergehen in den Zauber der Schönheit! — So war es Giovanni.

Und Laura? — war unbefangen und ruhig wie die Göttinn der Liebe, die allbeseligend beseligt erhaben ist über die Stürme der irdischen Leidenschaft. Ihr Blick begegnete oft dem Feuerblicke des Jünglings, ohne ihn zu vermeiden. Mit gewohnter Ruhe besorgte sie alle die kleinen häuslichen Geschäfte, die ihr oblagen, ohne sich durch seine Gegenwart im Mindesten stören zu lassen. Sie bemerkte, daß ihr Vater an dem Jünglinge Gefallen zu finden schien, daß es ihn freuete, als dieser die Erlaubniß erbath, von dem Söller aus die reitzende Landschaft abnehmen zu dürfen, und sie war heiterer und froh und gefiel sich auch in der Vorstellung, wie schön die Landschaft sich auf der Leinwand ausnehmen würde.

Die Gluth im Westen erlosch und der flimmernde Hesperus mahnte zum Aufbruche. — Auch schien der Greis des Schlummers zu bedürfen. — Giovanni beurlaubte sich von ihm mit dem Gefühle der Ehrfurcht und Liebe, das Antonio unwillkürlich einflößte, und die wiederhohlte Einladung, wieder zu kommen, erfüllte ihn mit Entzücken. — Laura ge-

leitete den Jüngling bis zu dem Ausgange der Villa und vergaß hier nicht die Bitte: ihren Vater ja zu besuchen. —

Wie Giovanni aus diesem Zauberkreise sich los gerissen hatte, war ihm selbst ein Räthsel, als er nach einer kleinen Stunde sich vor dem Hause befand, welches er in Puzzoli bewohnte. — Lange war er schon auf seinem Zimmer und blickte von dem Söller des Hauses in die Gegend hinaus, in welcher er ein ganzes Leben von Wonne in zwey glücklichen Stunden durchlebt hatte, und eine unbeschreibliche Sehnsucht dahin erfüllte sein Herz. Endlich verlangte die Natur ihren Tribut und die lieblichsten Fantasien spielten um ihn und zauberten ihn zurück in das Myrthengebüsch zu der rührenden Gruppe und setzten ihn in die zartesten Verhältnisse mit dem holden Wesen, das in dieser himmlischen Glorie ihm erschienen war.

Bey seinem Erwachen stand sein Entschluß fest, wo möglich einige Nachrichten über die Bewohner der reitzenden Villa Antonio einzuziehen. — Er machte sich auf und ging in das Dorf, welches unfern der Villa lag und forschte hier, ob ihm niemand die erwünschte Auskunft geben könnte, und bald sahe er seinen Wunsch erfüllt. — Signor Antonio, so hieß es, sey aus Ober-Italien zu den Zeiten der dortigen Unruhen mit seiner damahls fünfjährigen Tochter hierher gezogen in die Villa, welche ein gewisser Cavaliere Rodrigo von Gonzala für ihn erstanden

und eingerichtet habe. Hier war sein Leben ganz den ländlichen Beschäftigungen und den Musen gewidmet, und hier genoß er jener philosophischen Ruhe, welche nur für edle Seelen Reitze haben kann, ohne gerade die Menschen zu fliehen. Bekannte hatte er nicht viele, wenigstens war sein Umgang nicht ausgebreitet; außer Rodrigo, der ihm dann und wann einen Künstler oder Dichter zuführte, kam selten jemand zu ihm, als der gelehrte Abbate Giuliani, Prior des nahen Camaldulenser-Klosters; allein mit den benachbarten Dorfbewohnern unterhielt er sich gern, und seine Tochter, die liebliche Laura, besuchte oft die Hütte des Landmannes und brachte Segen, wohin sie kam. Vor einigen Wochen hatte der Alte einen Anfall vom Schlage gehabt, und seit dem war Laura nicht von seiner Seite gewichen; aber täglich einige Mahl ging aus dem Dorfe jemand auf die Villa, Erkundigung über die Gesundheit des Vaters einzuziehen. Ob sie außer der Villa noch Vermögen besäßen, konnte er eben so wenig erfahren, als von welchem Stande Antonio sey, und warum er in dieser Eingezogenheit und zwar gerade hier lebe.

Der geheimnißvolle Schleyer, welcher nach dieser Auskunft noch zurück blieb, diente nur dazu, Vater und Tochter ihm noch interessanter zu machen. Der Cavaliere Rodrigo war das Haupt eines der angesehensten Handlungshäuser in Neapel und Besitzer eines unermeßlichen Vermögens, es ließ sich also allenfalls daraus schließen, daß Antonio nicht von

unbedeutender Herkunft seyn müsse. Die ganze Einrichtung der Villa zeigte, daß ihre Bewohner an Wohlstand, wenn auch nicht an üppigen Überfluß, gewöhnt waren; mehrere kostbare Antiken und Gemählde, welche den Saal, den Söller und den kleinen Park schmückten, sprachen für die Bildung des Geschmackes und Geistes ihres Besitzers, und mehr noch die Unterhaltung mit ihm selbst, deren sich Giovanni theilweise erinnerte. — Er beschloß sich näher anzuschließen, und als der Abend heran rückte, benutzte er den Vorwand, sich zu erkundigen, wie auf Antonio der erste Ausgang und der Genuß des schönen Abends auf dem Söller gewirkt habe. — Um von seinen Talenten eine günstige Meinung zu erwecken, nahm er einige seiner gelungensten Arbeiten mit, um sie dem Greise vorzulegen. —

Er trat in das Landhaus und ein ungewohntes, leises Beben ergriff ihn, als er die Luft trank, in welcher Laura athmete. — Er hörte, daß Antonio mit dem Abbate Giuliani in jenem reitzenden Myrthengehäge bey den Ruinen sey und eilte mit glühenden Wangen dahin, wo er auch Laura zu finden hoffte. — der Greis und der ehrwürdige Prior saßen auf der Rasenbank unter einer lispelnden Pappel, und unterhielten sich gerade von diesen Ruinen selbst und überhaupt von der herrlichen untergegangenen Welt, welche aus dem köstlichen Überreste wie Geisterahndung sie ansprach. — So bald Antonio den Jüngling erblickte, reichte er ihm die Hand und hieß

ihn willkommen, indem er seinen Gefährten sagte, daß sey der junge Mahler, dessen interessante Bekanntschaft er gestern an dieser nähmlichen Stelle gemacht habe. Giovani bezeugte dem Greise seine Freude, ihn munterer zu sehen, als er gestern gewesen war, und dem ehrwürdigen Abbate gefiel der Jüngling, aus dessen Zügen Geist und Gemüth, so wie aus seinem ganzen Äußeren die feinste Weltbildung sprach. —

Die Unterhaltung war bald wieder angeknüpft, und Giovanni verrieth so viele antiquarische Kenntnisse, so viel Sinn für das Hohe und Tiefe in der Kunst, daß die beyden Greise keine geringe Meinung von ihm faßten, welche durch die mitgebrachten Arbeiten völlig bestätiget wurde. — Kunst war für den Jüngling ein so interessanter Gegenstand, daß er sich ganz in die belehrende Unterhaltung vertiefte; doch erwachte in ihm nun das Gefühl, daß diesem lieblichen Kreise noch seine Zierde fehlte; sein Herz sehnte sich nach Laura's Anblick. Nach ihr zu fragen wagte er nicht, er wußte selbst nicht warum. Unerwartet begann das Spiel einer Guitarre von den Ruinen her, das Gespräch stockte, Antonio lehnte sich an die Pappel zurück, der Abbate sahe andächtig vor sich hin, und Giovanni verschlang die Silbertöne, welche ihm melodisch folgende Strophen entgegen trugen:

Süße Ahndung dehnt den Busen,
Füllt den Blick mit Thränen mir.
Horch! der Weihgesang der Musen,
Selbst aus Trümmern hallt er hier;
Rauscht melodisch zu uns nieder
Auf des Abends Goldgefieder.

Was einst herrlich sich gestaltet,
Ist es ewig denn dahin?
Gibt es keine Götter? waltet
Nur ein feindlich trüber Sinn
Über alles hier im Staube?
Blüh't es nur der Zeit zum Raube?

Ach! verödet steh'n die Trümmer,
Und kein Jubelton erschallt,
Wo im milden Rosenschimmer
Einst die Göttinn selbst gewallt,
Amoretten sie umschwirrten.
Täubchen kosend sie umgirrten.

Aber was in's Leben reifet,
Kann das jemahls untergeh'n?
Nein die Hülle nur entstreifet
Kronos Sichel, und läßt steh'n
Was der Geist dem Geist geboren —
Ewig bleibt es unverloren.

Herrlich tritt der Bau vollendet
Vor des Sängers Weiheblick,
Und wohin er sich auch wendet
Kehrt die alte Pracht zurück;

Und die Charis sieht er wallen
In den wohl bekannten Hallen.

Und er hört die Jubellieder
In der tief bewegten Brust;
Sieht vor jedem Altar wieder
Kniend fleh'n in Lieb' und Lust:
Einen Himmel sich neigen,
Wo des Weihrauchs Wolken steigen.

Süße Ahndung dehnt den Busen,
Füllt den Blick mit Thränen mir;
Ja der Weihgesang der Musen,
Aus den Trümmern hallt er hier,
Rauscht melodisch zu uns nieder
Auf des Abends Goldgefieder.

Die Guitarre und die Silbertöne schwiegen. Antonio drückte schweigend dem Abbate die Hand; der gerührt den Druck erwiderte. Giovanni war in Wonne versunken; ihm dünkte, als stünde der Bau in ehemahliger Pracht vor ihm, als höre er die Hymnen der Opferer... Die untergehende Sonne übergoldete mit einer Lichtgluth die Trümmer... Noch lauschte er, als Laura mit der Guitarre aus den Ruinen hervor trat. Sie war ihm die Erscheinung einer Muse oder Grazie. — Laura fiel ihrem Vater um den Hals, der sie zärtlich umschloß und für das Lied dankte. Mit sanftem Erröthen begrüßte sie den entzückten Giovanni, der mit Feuerblicken die schöne Sängerinn anstarrete. — Aber Laura ermahnte jetzt den Greis zur Rückkehr in das Haus und die ganze

Gesellschaft begleitete ihn und trennte sich nach einigen herrlichen Stunden, welche wie ein schöner Traum vorüber flogen.

Diesem reitzenden Abend folgten mehrere, welche Giovanni in dem kleinen Kreise, in dem er bald ganz heimisch war, verlebte. — Das Gemählde war begonnen und entwickelte sich immer schöner; es schien, als tauche er den Pinsel in die Tinten der reitzenden Landschaft selbst und trage sie so auf die Leinwand über. Der Moment war die Beleuchtung, in welcher er sie und Laura zum ersten Mahle gesehen hatte und der tief in seinem Herzen eingeprägt war. Er schwärmte im Gefühle der Liebe zur Kunst und Schönheit, die sich in seinem Busen schwesterlich umschlangen; aber die Liebe für Laura verbarg sich ihm selbst unter dem Schleyer der Liebe zur Kunst, und so vertraulich auch sein Verhältniß mit der Huldinn war, so schien dieß doch eher das Verhältniß unter Geschwistern, als unter Liebenden. — Laura's unbewachtes Herz gab sich dem Zauber, der sie ergriffen hatte, unbefangen hin. Es war ihr zur süßen Gewohnheit geworden, Giovanni gegen Abend zu erwarten; eine zärtliche Unruhe bemeisterte sich ihrer, wenn er zur gewohnten Stunde nicht erschien, und diese löfete sich in die ruhigste Freude auf, wenn sie seinen Fußtritt erkannte, dem sie unbewußt lauschte.

So verfloß der Sommer und der Gaben spendende Herbst. Antonio war gänzlich wieder hergestellt und entfaltete immer mehr vor dem Jünglinge

die Tiefe seines Gemüthes und den Umfang seiner Kenntnisse und die Lebensweisheit, welche er sich zu eigen gemacht hatte, und die einen eigenen Zauber um ihn verbreitete. — Er sahe das Verhältniß zwischen den jungen Leuten, und es beunruhigte ihn nicht.

«Wenn Laura ihr Glück in Giovanni, er das seine in Laura findet,» sagte er zu dem Abbate, der ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, «dann sollen sie das liebende Paar durch ihren Segen verbinden. — Giovanni ist brav und — einen Fürsten wünsche ich meiner Tochter nicht.»

«Der Künstler,» pflegte er oft zu sagen, ist der wahre freye Mann, und der echte Künstler ist auch gut. Kunst ist höhere Religion des Herzens; sie ist das einzige sichtbare Symbol des unbegreiflichen Wesens, das liebend gestaltend in ihr sich offenbaret. Ist auch an den Stoff des Künstlers Hand gebunden, der Geist ist es nicht; der schafft durch Schöpferkraft nicht was die äußere Natur ihm beuth; was in ihm lebt und webt, und was der Geist in das Leben ruft, das ist unsterblich, so wie er. Der wahre Künstler ist ein Priester jenes schöpferischen Wesens, von ihm selbst empfing er die Weihe zu seinem Dienste; er trägt in sich den Urbrief seiner Würde — erhabener kenne ich keine.»

Und ganz so dachte auch der Abbate; er hatte den für alles Gute und Schöne so empfänglichen Jüngling sehr lieb gewonnen und freuete sich des Gedankens, daß der Geist seines edeln Freundes in

Giovanni fortleben, und diese Villa, die seinem Herzen mit ihren lieben Bewohnern so theuer war, für ihn nicht veröden würde.

Der Winter rief Giovanni von dem Herumschwärmen in der reitzenden Natur des glücklichen Campaniens nach Rom, seiner Heimath. Je näher der Augenblick der Trennung herannahete, um so beengter fühlte er seinen Busen. Immer war er mit dem Vorsatze zur Villa gekommen, dem trauten kleinen Kreise die Nothwendigkeit einer Abwesenheit, welche nach seinem Entschlusse nur sehr kurz dauern sollte, anzuzeigen, und immer hatte er sich unvermögend gefühlt, das schreckliche Wort über seine Lippen zu bringen. Dringende Briefe riefen ihn jetzt ab, höhere Pflichten gebothen. . . Den Abend vor dem äußersten Termine der Abreise konnte er es endlich über sich gewinnen, ein Wort davon fallen zu lassen, und überraschte um so mehr dadurch besonders Laura, je weniger sie dieß Geheimniß unter der ihr seit einigen Wochen nicht unbemerkt gebliebenen Unruhe ihres jungen Freundes argwöhnte.

Die Entdeckung geschahe in dem Augenblicke, als er die letzte zögernde Hand an das Gemählde legte. — Er sollte sich von allem trennen, was seinem Herzen theuer geworden war, auch von diesem Gemählde... von dem sprechenden Zeugen so vieler wonnereichen Stunden! — Antonio hatte schon einen reichen Rahmen darum bestellt, um es im oberen Salon aufzuhängen, wo der Blick die Copie mit dem Originale zu vergleichen vermochte. — Ei-

ne Thräne drängte sich in Giovanni's Auge, als er den letzten Pinselstrich vollendet hatte, und nun einige Schritte zurück trat, das Ganze noch ein Mahl zu überschauen; Laura bemerkte die Thräne und sympathetisch entquoll auch ihrem schönen Auge eine Perle. Ihr Blick begegnete in diesem Momente dem Blicke des Künstlers, sie reichte ihm die Hand und fragte mit schmelzendem Tone, der sein Innerstes durchbebte:

«Sie werden doch oft nach ihrem Gemählde sehen? Wenn die Fluren minder schön um uns blühen, dann wollen wir uns hier in ihrem Bilde der ewigen Blüthe freuen.»

«In meinem Herzen werde ich es stets tragen,» erwiderte Giovanni aus beengter Brust, «mit allem, was diese schönen Fluren Herrliches enthalten, aber mein Auge wird es nicht sehen.»

«Was sagen sie, Giovanni?» rief Laura und erblaßte; wollen sie uns verlassen?»

«Ich muß . . . Dringende Geschäfte, Pflichten . . .»

«Auf lange?» fragte Laura zitternd.

«Auf einige Monathe.»

«So nehmen sie dieses Bild mit, lieber Giovanni,» sagte Antonio, der während des letzten Theiles der Unterredung eingetreten war, «und bringen sie es uns mit ihnen selbst zurück.»

«Sie wollen es mir vergönnen, warum ich nicht zu flehen wagte?» rief Giovanni. «O wie oft wird

mein Blick in diesem Himmel schwärmen, und mein Herz . . .»

«Ohne sie,» meinte Laura, «würde uns das Gemählde doch nur traurig machen.»

«Warum werdet ihr weich, Kinder,» sagte der väterliche Greis; «Pflichten rufen sie, Giovanni, und nur auf wenige Monathe?»

«Für mich eine Ewigkeit!» rief Giovanni.

«Auch uns werden die Augenblicke lang scheinen,» erwiderte der Greis gerührt und drückte ihm die Hand, «bis wir sie wieder bey uns sehen. — Wenn reisen sie denn?»

«Morgen früh.»

«Und erst jetzt erfahren wir es?» sagte Laura mit bebender Stimme.

«Ich konnte es nicht über mich vermögen, es mir selbst früher zu gestehen.»

«Ey, wir erfahren es ja auch früh genug,» versetzte Antonio, «du solltest es unserem Giovanni hoch anrechnen, daß er den Schmerz des Gedankens an Trennung allein getragen hat. — Jetzt aber laßt uns diesen Abend recht froh mit einander seyn. Wäre es weise, wegen des künftigen trübern das Glück des gegenwärtigen Augenblickes nicht zu genießen? — Da kommt unser guter Abbate; besorge uns ein Symposion, Laura, nicht Aristipisch, aber auch nicht zu Sokratisch.»

Absichtlich ertheilte der verständige Greis Lauren diesen Auftrag. Er las in ihren Blicken den Schmerz über die Trennung von Giovanni, die erste Tren-

nung, welche ihr liebendes Herz traf... Er fürchtete, die beyden jugendlichen, feuerigen Herzen möchten in einander ganz zerschmelzen und vielleicht Liebe wähnen, was nur gegenseitige Anhänglichkeit zwischen gutgearteten, gefühlvollen Seelen seyn konnte. Giovanni's Entfernung, so schwer sie ihm selbst ward, so sehr er selbst schon im voraus die Leere fühlte, womit sie ihm drohete, war ihm um seiner Tochter willen doch willkommen.

«Noch ist es nicht entschieden, wie sie für einander fühlen,» sagte er zu dem Abbate; «Trennung ist der beste Prüfstein. Ziehet die Sehnsucht nach Laura ihn wieder zu uns her, und lebt Laura die Zeit der Trennung über nur bey ihm, dann mögen die Bande unauflöslich geknüpft werden, welche die Hand der Liebe schlang.»

Daß bis jetzt kein Geständniß zwischen den jungen Leuten Statt gefunden hatte, erkannte er deutlich an ihrem gegenseitigen Benehmen. Ganz konnte er sich dieses von Giovanni nicht erklären; doch dachte er, der Wahn des Abstandes zwischen der Tochter des Besitzers dieser Villa und dem bloßen Künstler mag bis jetzt seine Wünsche gezügelt haben, und dieses freuete ihn; denn er erblickte darin einen neuen schönen Zug des Gemüthes seines Lieblings — Bescheidenheit... Oder, fügte er hinzu, er liebt Laura nicht, und dann — ist seine Entfernung um so nöthiger, die Wunde ihres Herzens zu heilen.

Antonio's und des Abbate Heiterkeit verscheuchte die Schwermuth aus dem Herzen der beyden jungen

Leute. — Laura besorgte mit zartem Geschmacke ein kleines Fest zum Abschiede des trauten Giovanni. Sie äußerte gegen die Mädchen des Dorfes, daß sie Blumenkränze zu haben wünsche, um das Blumen-Parterre zu schmücken, in welchem das Symposion gefeyert werden sollte, und schnell setzten sich alle Hände in Bewegung. — Während die beyden ältern Freunde mit dem Jünglinge an ihrem Lieblingsplätzchen den Ruinen, in traulicher Unterhaltung weilten, wurde die Laube mit duftenden Kränzen umschlungen, die Jünglinge des Dorfes brachten, von ihren Schwestern und Geliebten aufgefordert, schnell farbige öhlgetränkte Papierlampen herbey, welche sie in die Boskette des Parterres vertheilten. Die geschicktesten Guitarren-Spieler, Taburin-Schläger und Sänger, die trefflichsten Tänzer und Tänzerinnen hatten sich im besten Staate und mit vielfarbigen Bändern geschmückt in den umgebenden Hecken verborgen. — Jetzt war alles bereit, das gewürzhafte Mahl duftete lieblich zwischen den Goldfrüchten des Südens und den hell glänzenden Pokalen auf der Tafel; Laura hüpfte mit kindlicher Freude hin, ihre lieben Gäste zu hohlen. — Freundlich blinkten ihnen die Sterne aus den Myrthen und Jasminen entgegen, goldene Strahlen stiegen und sanken im rastlosen Wechselspiele in dem Springbrunnen, ein Duftmeer von Wohlgerüchen wogte ihnen zu. . . Sie traten ein in den Kreis der Zauberinn, wie sie Laura nannten; und als sie in das Boskett traten, erwachten umher die melodischen Stimmen und die wirbelnden Guitarren und die sin-

nigen Tänze begannen. — Wie ein dünner Wolkenflor die Sonnenstrahlen am heißen Mittage brach das Gefühl der bevorstehenden Trennung dann und wann die heitere Freude, welche aus jedem Auge strahlete und erhöhete ihren Reitz. Bis tief in die Nacht hinein dauerte das einfache ländliche Fest, welches die Grazien und Musen schmückten; denn dem Abbate Giuliani, einem sehr glücklichen Improvisatore, flossen mehrere Couplets von den Lippen, den heiteren Genuß des Lebens feyernd. — Der Sokratische Becher kreisete oft umher, und als die Sterne erbleichten, wurde dem nun banger trauernden Giovanni der letzte Becher zugebracht. Auch die zärtliche Laura nippte ihm ein Lebewohl . . . er drückte den Abschiedskuß auf ihre Lippen, das erste Mahl, daß er diese Rosen berührte . . . seine älteren Freunde schlossen ihn in ihre liebenden Arme — und er schied von ihnen nach oft wiederhohlten Ermahnungen, ja recht bald in diesen trauten Kreis zurück zu kehren. — Das Gemählde ließ er nicht zurück, aber wohl sein Herz!

Wie leer fühlte sich der Arme, als er auf sein einsames Zimmer kam; aus dem lieblichsten der Träume erwachte er zu einer schalen Wirklichkeit. — Wie verlassen dünkte er sich im volkreichen Neapel, wohin er am frühen Morgen eilte; mit welcher Beklommenheit nahete er sich den Hügeln, auf denen die stolze Roma weltgebiethend thronet. — Er war fest entschlossen, hier nicht lange zu weilen; denn seine Heimath dünkte ihm nur das reitzende Campanien;

allein die Entwürfe eines ehrgeitzigen, doch liebenden Vaters für sein Glück, die so wenig mit den Wünschen seines Herzens übereinstimmten, fesselten ihn dort wider Willen; denn Giovani war nicht, wofür er in der Villa Antonio sich ausgegeben hatte, er war der einzige noch übrige Sprößling eines der erlauchtesten, reichsten Geschlechter Roms, und sein Vater besaß allen Stolz eines Römischen Patriciers. — Dieser Stolz überwog selbst die Liebe für den Einzigen, oder war vielmehr mit dieser Liebe in eins geschmolzen. Giovanni durch eine glänzende Verbindung wo möglich noch höher zu erheben, war der herrschende Wunsch seines Herzens, und dann mußte sich gerade jetzt die glänzendste Aussicht eröffnen.

Die einzige Tochter des Hauses Barbarini mit einem unermeßlichen Vermögen war der klösterlichen Erziehung entwachsen und entflammte die Hoffnungen und Wünsche aller vornehmen Jünglinge Roms. — Giovanni sollte unter den Bewerbern auftreten, und der Vater schmeichelte sich, daß er unfehlbar vor allen den Sieg davon tragen würde. — Signora Isabella war eben so schön, als reich und erhaben durch ihre Geburt, er hoffte also auch von Seiten des Sohnes keinen Widerstand; um so mehr überraschte es ihn; als er diesem seine Absichten mittheilte und bey ihm den entschiedensten Widerwillen gegen diese Verbindung entdeckte. — Der Leidenschaft für die Kunst und für die schöne Natur, welche schon in früher Jugend sich bey Giovanni entwickelt, und der

er selbst, ein Kenner und Freund der Kunst, allen Vorschub geleistet hatte, schrieb Ludowigo, Herzog von Monteralto, die Zögerung des Jünglings zu, nach Rom zurück zu kehren; wäre er von der wahren Ursache unterrichtet gewesen, er hätte gewiß ernstlichere Maßregeln, und nicht bloß gegen den Sohn ergriffen: von dieser Seite kannte ihn Giovanni, und daher hatte er ihm sorgfältig verborgen, welch ein Magnet ihn zu der Villa Antonio hinzog.

Anfänglich hielt der Jüngling selbst nicht für Liebe, was ihn an die Villa fesselte, er hielt es für den Zauber, den eine ungewöhnlich liebliche Erscheinung, die bey näherer Bekanntschaft noch an Interesse immer mehr gewinnt, nothwendig ausübet auf ein Herz, das für sanfte Eindrücke empfänglich ist. Eine Verbindung mit Laura konnte ihm, dem Sohne Ludwigo's, nicht in den Sinn kommen, und ein Gedanke anderer Art war bey Laura fast unmöglich, er konnte gar nicht aufsteigen bey dem Anblicke der hohen Unschuld der Tochter und des ehrwürdigen Schutzes von Seiten des Vaters. Nur Beyder Umgang schien ihm ein Bedürfniß des Herzens, und dabey hatte er den Stolz, Freundschaft durch unerborgte Verdienste zu erwecken; nicht dem Glanze seiner Ahnen, seinem eigenen Werthe wollte er sie verdanken... ja, er fürchtete selbst, sein eigentlicher Nahme möchte ihm bey den liebenswürdigen Bewohnern der Villa Antonio mehr schaden, als nützen, und so behielt er das Incognito bey, welches er aus

Laune oder nach einem inneren Instincte bey der ersten Zusammenkunft im Myrthengebüsche angenommen hatte. — Die Gefühle der Trennung hätten allerdings seinen Blick für das, was in seinem Inneren vorging, schärfen können; allein die Liebe war unter einer so sanften natürlichen Gestalt in sein Herz eingedrungen, daß es ihm schien, er sey mit diesem Gefühle für eine Laura geboren. Laura war der herrschende Gedanke seiner Seele, doch kein Despot, der jeden andern verdrängt hätte; er ertrug ihre Abwesenheit schwer; aber welche glückliche Stunden genoß er nicht, wenn er nun hintrat vor das Zauberbild jener elysischen Gegend, in welcher Laura athmete. — Stunden, die ihm oft seliger verflossen, als wäre er in diesem Augenblicke in der geliebten Villa selbst gewesen. Diese Ferne, diese Nähe hatte einen unbeschreiblichen Reitz für ihn. —

Des Vaters Aufforderungen wurden dringender, und er wußte ihnen nichts entgegen zu setzen, er mußte sich seinem Willen wenigstens in so weit fügen, daß er sich in dem Pallaste Barberini vorstellen ließ, und es konnte nicht fehlen, seine Aufnahme mußte dem Sprößlinge der Altieri eben so wohl, als Giovanni selbst schmeichelhaft dünken. Isabella war schön, hatte Geist — allein, ob sie auch ein Herz habe, blieb ungewiß. Sie ließ sich die Huldigung aller Jünglinge, welche um die reiche Braut buhlten, gefallen, ohne irgend einen darunter besonders auszuzeichnen, bis Giovanni erschien. Gegen ihn verschwand ihre Gleichgültigkeit, sie nahm die Hul-

digung, welche ihm seines Vaters erklärter Wille, der Rang einer Barberini und ihre persönlichen Vorzüge abnöthigten, mit sichtbarem Wohlgefallen, ja man hätte glauben sollen, mit inniger Theilnahme auf, und bald war der Glaube allgemein, daß die Verbindung zwischen dem liebenswürdigsten Paare in Rom nächstens würde vollzogen werden.

Je näher sich Isabella seinem Herzen zu drängen schien, um so unruhiger wurde dieses Herz, um so feuriger loderte der Gedanke an Laura, um so höher stieg die Sehnsucht nach der Villa Antonio; und allerdings konnte eine Isabella mit allen ihren Vorzügen das reitzende Bild Laura's und ihrer Umgebung in dem für stille Freuden geschaffenen Herzen des Jünglings nicht wohl verdrängen, sie mußte ihm nur zur glänzenden Folie dienen. — Isabella, bis jetzt von der Theilnahme an den Freuden der Welt und ihrem Glanze zurückgehalten, schien nur dafür Gefühl zu haben; nur das Glänzende, das Geräuschvolle hatte für sie Reitz: hier sich Huldigungen zu erzwingen, hier in stetem betäubendem Rausche zu schwärmen, war ihr einzig Genuß. — Laura, im freyen Gefühle für die Natur und für sanfte Freuden auferzogen, mit dem Herzen voll der reinsten Liebe — der Kindesliebe, voll Sinn für die Künste der Musen, in ihr die zarteste Weiblichkeit mit dem ungekünstelt gebildeten Geiste und Geschmacke verschwistert — wie wohlthätig für Giovanni's Herz stach sie gegen Isabellen ab! Die glänzenden Feste, die bald das Haus Altieri, bald das Haus Barberi-

ni abwechselnd mit den übrigen Großen Roms gab, und an welchen alles aufgebothen wurde, einander an Pracht und Mannigfaltigkeit zu übertreffen, wie widrig waren sie ihm gegen die kleinen geräuschlosen Symposien in der bezaubernden Villa, und besonders gegen das letzte Fest, das mit tausend lieblichen Fäden an sein Herz geknüpft war. — Er sehnte sich dahin zurück, eine allen unbegreifliche Unruhe bemeisterte sich seiner, seine Wange erbleichte, der alte Altieri wurde um ihn besorgt, Isabellen selbst konnte sie nicht unbemerkt bleiben. . . . Den wahren Grund errieth niemand; denn wie hätte sich jemand einfallen lassen, daß Giovanni neben Isabella ein anderes Bild im Herzen tragen könnte.

Die Ärzte, welche der besorgte Vater zu Rathe zog, erklärten, daß eine geheime Sehnsucht am Herzen des Jünglings nage, sie schlugen Zerstreuung, Luftveränderung vor. — Ungern wollte Ludowigo sich dazu verstehen, er wünschte erst die Verbindung mit der Barberini zu Stande zu bringen, er drang in seinen Sohn . . . Giovanni warf sich ihm zu Füßen und flehete um Aufschub, flehete um die Erlaubniß, wenigstens einige Wochen des anbrechenden Frühlings sich selbst fern von Rom leben zu dürfen; dann hoffte er gesund zurück zu kehren und im Stande zu seyn, sich dem väterlichen Willen zu fügen. — Diese letzte Versicherung entschied. Ludowigo begleitete selbst seinen Sohn hin, sich im Pallaste Barberini zu beurlauben. Isabella war merklich überrascht, sie äußerte eine zärtliche Besorgniß um Giovanni, ihre

Theilnahme schien auf das Herz des Jünglings zu wirken; mit Vergnügen bemerkte der Vater dieses und weissagte sich daraus die baldige Erfüllung seiner Wünsche; jetzt erschien der Zustand des Jünglings ihm weniger beunruhigend, wenige Wochen in einer freyeren Luft und in der gewohnten Beschäftigung dünkten ihm hinreichend, ihn an das Ziel zu bringen. —

Mit dem Segen des heiligen Vaters, unter den herzlichsten Wünschen Ludowigo's und von einem Arzte begleitet, den dieser ihm aufdrang, und wogegen keine Einwendungen angenommen wurden, trat Giovanni mit einem kleinen Gefolge die Reise nach dem Erdenfleckchen an, dem alles entblühete, was ihm das Leben zu einem Elysium zu zaubern vermochte.

Je näher er dem Ziele seiner Sehnsucht kam, um so sichtbarer hob sich die Blüthe seiner Wangen, sein ganzes Wesen war verändert, und bey seinem Eintritte in Neapel war er gänzlich hergestellt. Was ihn allein noch drückte, war die Nähe seines Begleiters, in welchem er zugleich einen Beobachter seiner Handlungen argwohnen mußte. Er dachte darauf, sich hier seiner zu entledigen, und bey der gänzlichen Wiederherstellung seiner Gesundheit fertigte er den Arzt von Neapel aus nach Rom ab, um seinem Vater die frohe Nachricht von der glücklichen Veränderung, welche der Arzt immerhin seiner Kunst zuschreiben mochte, und zugleich das Versprechen des Sohnes zu überbringen, daß er in höchstens vier

Wochen nach Rom zurück kehren würde. — Jetzt athmete er freyer und eilte in Begleitung eines einzigen vertrauten Dieners hin in das geliebte einsame Zimmer in dem Städtchen unfern der Villa Antonio.

Doch wie beklommen fühlte er hier seine Brust statt der Freude, in welcher er schon im voraus geschwelgt hatte bey dem Gedanken, die wohl bekannten Gegenstände wieder zu erblicken. Jetzt starrete er sie an und — ihm war ängstlicher, als fern von ihnen in Rom. — Daß er Laura bis zur Anbethung liebe, das konnte ihm kein Geheimniß mehr seyn; die Gefahr, in welcher er in Rom geschwebt hatte, ihr auf immer entsagen zu müssen, hatte ihn nur zu tief in sein eigenes Herz blicken lassen. Dieser Gefahr auch nur auf wenige Tage zu entrinnen, schien ihm ein hoher Gewinn; allein jetzt sollte er sie wieder sehen, sich wieder der holden Zauberinn nahen, um sich mit desto größerem Schmerze dann ihr wieder auf immer zu entreißen... Und wenn sie ihn liebte, wenn sie seine Gefühle mit ihm theilte, sollte er ein Herz zerreißen, das ihm so theuer war? — Die Abwesenheit konnte ihr Gefühl geschwächt, wenigstens gemildert haben, sie konnte schon mit dem Gedanken vertrauet geworden sey, daß sie ihn niemahls wieder sehen würde... Jetzt sähe sie ihn wieder und mit um so stärkerer Gewalt loderte die Flamme empor, um — sie zu verzehren! Nein, so grausam wollte er nicht den Frieden der Unschuld stören, so grausam nicht das einzige Glück des Greises morden, den

er als einen Vater verehrte, so nicht undankbar das heilige Vertrauen der Gastfreundschaft täuschen. — Zurück wollte er senden als ein Angedenken an die verschwundenen glücklichen Stunden, als ein Zeugniß, was er ihrem Glücke opfere, das Bild... Er warf einen Blick darauf... Die Gegend, die Villa stand vor ihm da ... der reine Äther, den Laura athmete, umfloß ihn, er breitete seine Arme aus und — gefaßt war das Bild und er auf dem Wege hin zur nahen Villa.

Wie freundlich trat sie ihm im goldenen Abendschimmer entgegen. Schon entfalteten sich die Blüthen umher, und würzige milde Frühlingslüfte trugen ihm die balsamischen Düfte zu. Ein zartes blaßes Grün entsproßte den hohen Pinien, die Myrthe knospete wieder, die Nachtigall wiegte sich wirbelnd auf den Zweigen und lehrte der jungen Brut die Töne der Liebe, sanfte Turteltäubchen girrten um ihn her. Im Entzücken verloren stand er da, um Athem zu schöpfen in der Wonne, die auf ihn eindrang, als er sich von sanften Armen umschlungen fühlte, und mit einem lauten Schrey der Freude — Laura an seinen Busen sank.

Sie kehrte eben von dem Dorfe zurück, und hier überraschte sie der Anblick des Jünglings, dessen Bild stets vor ihr schwebte, den sie, ach! nie wieder zu sehen gefürchtet hatte. — Giovanni hatte seit seiner Abreise auch nicht ein einziges Mahl geschrieben. Die ängstliche Lage in Rom hatte ihm nicht genug freyen Sinn vergönnet, dieser Pflicht zu genügen, die ihm

drückend wurde, bey einem vollen Herzen, das nicht wagen durfte sein Gefühl auszuströmen in den Busen seiner Vertrauten. — Sie wähnte, er habe die traute Villa, er habe sie vergessen, und jetzt, jetzt stand er vor ihr mit dem hohen Blicke in der üppigsten Blüthe, Giovanni stand vor ihr. — Ihr überraschtes Gefühl überwältigte sie. Wie hätte sie widerstehen können, wie dem Geliebten den Kuß des Wiedersehens verweigern können? — Er hielt sie fest umschlungen, fest geheftet den Mund auf ihren Rosenlippen, die Thräne der Freude rollte über seine Wange — Himmel und Erde schwanden vor seinem Blicke — die Liebe feyerte ihren süßesten Triumph. — Doch bald ermahnte sich das Zartgefühl der Jungfrau, mit sanfter Gewalt entzog sie sich seinen Armen, ihr glänzendes Auge sank zur Erde, eine hohe Purpurfarbe überflog ihr Wangen und Busen.

«Willkommen Giovanni» stammelte sie endlich und reichte ihm die Hand, die er mit Entzücken an seine Lippen, an sein Herz drückte, «willkommen uns herzlich. Wie wird der Vater sich freuen. Geschwind, weilen sie nicht länger, treten sie herein.»

Sprachlos folgte Giovanni der Hand, die ihn sanft mit fortriß, und bald lag er in den Armen des Greises, der ihn mit zärtlicher Hast an seine Brust zog. —

«Willkommen! Willkommen!» tönte ihm überall entgegen; alle Hausgenossen in der lieblichen Villa umkreiseten ihn; denn er war allen lieb geworden. — Ein Bube sprang nach dem nahen Kloster, den guten

Abbate herbey zu hohlen; ein Mädchen in das Dorf, Giovanni's Ankunft zu verkünden. — Ein freudiges Gewimmel verbreitete sich in der Villa und um sie her, und ehe man sich es versah, war der fröhliche Schwarm der Dörfner um sie versammelt, mit Gesang und Tänzen die Ankunft des Lieblings zu feyern. Der Abbate war nicht der Letzte, der den lieben Gast bewillkommte. — Alle Leiden der verflossenen traurigen Monathe und Tage waren vertilgt bis auf das letzte Angedenken; es gab für Giovanni keine Vergangenheit, keine Zukunft, alles drängte sich in die Wonne des gegenwärtigen Augenblickes zusammen. — Er gab sich ganz der Freude hin, vereint zu seyn mit dem, was seinem Herzen das Theuerste war. —

Die Freude des Wiedersehens hatte alle Gefühle, auch selbst in der Brust der älteren Freunde gespannt; diese höhere Spannung lieh allen eine höhere Farbe, und die Vertraulichkeit der jungen Leute, solch einen zärtlichen Charakter sie auch angenommen hatte, fiel doch niemanden auf. —

Die Nacht überraschte sie, ehe sie es gewahr wurden, und zum ersten Mahle drang Antonio darauf, daß Giovanni auf der Villa übernachten sollte, weil er ihn durchaus nicht allein und um diese Zeit nach Puzzoli wollte zurück kehren lassen. — Welch eine Nacht war das für Giovanni! — Die Fenster des Zimmers, welches ihm war angewiesen worden, gingen nach dem Parke zu. — An Schlaf war nicht zu denken. — Die milde Kühle, der mit Sternen besäete Äth-, das sanfte Rauschen des

zarten Laubes, lockten ihn hinunter in den Park. — Er nahm eine Guitarre, die im Zimmer lag, mit sich, und sahe zu Laura's Fenstern hinauf, wo das Licht eben verlöschte. Leise griff er in die Saiten und sang:

Es strahlt die Nacht in ihrem Sternenschleyer;
In Luna's Zauberlicht schwimmt Thal und Hügel!
Entzücken dehnt die Brust, mit kühnerm Flügel
Entschwebt das Herz, die Wünsche athmen freyer!

Umfangt ihr Schatten mich zur stillen Feyer!
Ein Himmel ruht, wie in des Meeres Spiegel
Im Herzen mir, es löf't sich sanft das Siegel,
Was tief die Brust verschloß, entbebt der Leyer!

Verschwieg'ne Sterne, mögt ihr immer lauschen!
Euch soll mein Lied, was ich empfinde, sagen,
Ausströmen, was im Innersten erglühet.

Doch mögen noch so kühn die Saiten rauschen,
Nie könnt' ich frevelnd euch zu nennen wagen,
Welch Götterbild in meinem Herzen blühet!

Laura ahndete bald, wem diese Accorde entströmten; sie hatte leise das Fenster geöffnet und die Saiten ihres Herzens tönten harmonisch wieder. — «Gute Nacht, Giovanni!» rief sie leise dem Sänger zu, als der letzte seiner Töne verhallet war und schloß geschwind das Fenster. — So selig, so überselig war Giovanni noch nie gewesen,

er taumelte nach seinem Zimmer zurück, und überließ sich den reitzendsten Träumen, die ihn umgaukelten.

Schon stand die Sonne hoch am Horizonte, als der glückliche Schläfer erwachte. Er trat an das Fenster und sahe Laura mit ihrem Vater dem Myrthengebüsche zuwallen, wohin das Frühstück getragen wurde. Schnell war er an ihrer Seite. — Da glaubte er an Antonio eine ihm unerklärbare Veränderung zu bemerken. Er war freundlich wie gestern, ja zärtlicher selbst; aber seine Freundlichkeit schien mit einer ernsten Wehmuth vermischt. — Auch Laura fand er nachdenkend und überraschte eine Thräne in ihrem lächelnden Blicke, als sein Auge dem ihren begegnete. Ängstlich klopfte ihm das Herz. — Nicht lange, so fand sich der gute Abbate ein. — Durch seine Gesprächigkeit unterbrach er die Pausen, die oft in der Unterhaltung eintraten. — Antonio entfernte sich, nachdem das Frühstück genommen war; Laura begleitete ihn und der Abbate blieb mit Giovanni allein.

Nach einigen gleichgültigen Hin- und Herreden konnte Giovanni länger nicht die Fülle seines Herzens bemeistern, sie strömte über. Er bezeugte dem Abbate seine Unruhe über die Veränderung, welche er an Antonio zu bemerken geglaubt hatte.

«Mein Freund,» erwiderte der Abbate und ergriff seine Hand, «seyn sie ruhig. — Antonio liebt sie, und wenn er ihnen weniger heiter scheint als gestern, so rechnen sie dieses der Vatersorge zu.»

«Der Vatersorge?» rief Giovanni; «könnte er argwöhnen. . . .

«Daß seine Laura ein Herz habe und daß sie, lieber Giovanni, liebenswürdig sind, das argwöhnet er nicht bloß, das weiß er.»

Giovanni erröthete und schwieg verlegen.

«Ob er nun Laura's arglosses Herz sich selbst unbesorgt überlassen darf, fuhr der Abbate fort, oder ob er den Pfeil der Wunde entziehen müsse, damit sie nicht daran verblute, dieses macht ihn besorgt. Es hat sich während ihrer Abwesenheit so allerley zugetragen, das, wenn ich nicht irre, auch sie angeht, lieber Giovanni.»

«Hier?» fragte der Jüngling mit gespannter Besorgniß... «mit Laura?»

«Der Graf von Sarno hat um sie geworben.»

«Um Laura?» rief Giovanni erschrocken: «der reiche Graf von Sarno um Laura?»

«Sie wissen, er besitzt hier in der Nähe eine Villa, er hat Laura gesehen, der Cavaliere Rodrigo hat ihn bey Antonio eingeführt, er liebt Laura bis zur Anbethung.»

«Und Laura?» fragte Giovanni bebend, und ängstlicher schlug ihm das Herz.

«Laura hat seine Hand und seine Reichthümer ausgeschlagen, um — Giovannis willen.»

Diese Worte, von welchen der Abbate geglaubt hatte, daß sie ihn in den Himmel erheben würden, schlugen Giovanni zu Boden. In diesem Augenblicke

trat sein Verhältniß in Rom vor seine Fantasie und verscheuchte wie ein Gespenst die Röthe von seinen Wangen.

«Ausgeschlagen! — Um meinet willen!» wiederhohlte er halb in sich gesprochen, «und ich . . .»

Der Abbate war überrascht. «Giovanni,» sagte er, «woher dieses düstere Erstarren? Oder, hätten sie sich in das Herz der unglücklichen Laura eingeschlichen, ohne Liebe für sie zu fühlen?»

«Ich liebe Laura!» rief Giovanni; «ich liebe sie unaussprechlich, werde nur sie, nur einzig sie und ewig lieben, aber . . .»

«Besorgen sie nichts,» erwiderte der Abbate beruhigt, mir ahndet, was sie beunruhigt, und sie würden Recht haben, wenn Antonio nicht wäre, der er ist. Beruhigen sie sich, Giovanni, fassen sie Hoffnung, ja die Gewißheit, wenn sie Laura wirklich lieben — Laura ist die ihre.»

«Die Meine!» rief der Jüngling schmerzlich.

«Antonio hat sie ihnen bestimmt. Er wünscht seine Tochter glücklich zu sehen, in ihren Armen sie glücklich zu sehen ist sein höchster Wunsch. — Wie freue ich mich, daß er mich gewürdiget hat, ihnen dieses zu sagen. Der Unterschied des Standes und Vermögens, glücklicher Jüngling, ist kein Hinderniß für sie bey Antonio und Laura.»

«Unübersteiglich! Unüberwindlich!» rief Giovanni.

«Ich begreife sie nicht,» entgegnete der Abbate. «Sie lieben Laura, ich räume ihnen alle Hindernisse weg, die sich ihren Hoffnungen entgegen zu dämmen scheinen könnten und Sie... Oder — lassen sie mich den Gedanken nicht ausdenken, Giovanni — hätten wir uns in ihnen geirrt — hätten sie uns getäuscht!»

Ja, ja, ich Unglücklicher! Bedauern sie mich, Abbate, ich habe sie getäuscht, mich getäuscht... Ich bin nicht wofür sie mich halten.»

«Gott!» rief Giuliani, «wäre es möglich! — Eine Natter auch unter dieser schönen Blüthe. — und wer sind sie Unglücklicher?»

»Giovanni Altieri!»

«Sie?» rief der Abbate überrascht, «Giovanni — Sie ein Altieri? — Darauf war ich freylich nicht vorbereitet. Nein, den Sprößling eines so erlauchten Hauses in unserem Giovanni zu finden... verzeihen sie, mein Fürst, das konnte ich mir nicht denken. Giovanni schien so brav, so redlich...»

«Und so erscheint ihnen Altieri nicht, guter Giuliani? — Nein, sie müssen mich nicht verkennen, Abbate; sie und Antonio und Laura nicht...» und er ergriff gerührt die Hand des Freundes; «was Giovanni ihnen schien, bey Gott! Giuliani, Altieri wird das nie verläugnen. Verdammen sie mich nicht!»

«Herzog,» erwiderte der Abbate gerührt, aber in feyerlichem Ernste, «eines Herrn wie sie, ist es

unwürdig, sich in den stillen Kreis einer liebenswürdigen Familie einzuschleichen, um — einige wenige frohe Stunden zu genießen, die ihren Herzen wohl thun konnten. — Ich schätze ein Herz, das sich in diesem Kreise gefällt — allein auch selbst unsere unschuldigsten, unsere edelsten Freuden, Fürst, muß der wahrhaft Edle höheren Pflichten aufopfern. — Sie wußten, daß Laura nie die ihrige werden konnte. . . Ich mag ihnen nicht bemerklich machen, wie groß der edle Greis gegen sie da steht, der sie zu sich herauf zu heben bereit war, während sie. . .»

«Nein, Abbate, was sie auch sagen mögen, mein Herz spricht mich frey. — Als ich Antonio und Laura in jener mir ewig unvergeßlichen Stunde zum ersten Mahle sahe, als ich mich ihnen nur als Künstler bekannt machte, wahrlich, damahls dachte ich an keine strafbare Täuschung. Ich wollte ihnen nicht vielleicht durch Entdeckung meines wahren Nahmens und Standes wo nicht unangenehme, so doch einiger Maßen zwangvolle Gefühle erregen. Und als ich nun näher mit ihnen bekannt wurde, lieber Abbate, da vergaß ich den Fürsten gegen Antonio eben so ganz, als Antonio gegen den Künstler den Edelmann und den Eigenthümer dieser Villa. Ich sahe mich um meinetwillen geachtet, geliebt, sahe mich — verzeihen sie dem stolzen Jünglinge — durch mich selbst geadelt; ungetrübt wollte ich mir dieses erhebende Gefühl erhalten. — Daß ich Laura liebe — anbethe — das, Abbate, wurde mir erst ganz deutlich in der schrecklichen

Entfernung während der verflossenen traurigen Monathe, wo sich mir die Gewißheit aufdrang, daß Laura — mir auf immer versagt sey. — Sie kennen vielleicht meinen Vater?»

«Ja, ich kenne ihn, den Beschützer alles Großen und Edeln, aber auch den Mann im Gefühle seiner Würde.»

«Er hat mir Isabelle Barberini zur Gemahlinn bestimmt.»

«Und doch kehrten sie hierher zurück? — Sollte, mein Fürst, jenes göttliche Gefühl, welches den wahrhaft edlen Mann nur zu veredeln vermag, sie . . .»

«O nein, nein Abbate, nie befleckte ein unreiner Gedanke gegen Laura mein Herz; bey allen Heiligen, nie! — Aber die Sehnsucht nach ihrem Anblicke, nach Antonio und ihnen, nach dieser Villa nach jeder sprossenden Knospe in diesem Zauberkreise, diese Sehnsucht verzehrte mich in Rom. — Die Ärzte riethen Veränderung der Luft an. — Ach! sie hatten Recht, Roms Luft war für mich verpestet, und wenn ich reine Lebensluft einathmen sollte, wohin konnte ich fliegen, als hierher! — Als ich nun die Zaubergränze betrat, da, Abbate, da wollte ich zurück eilen, nicht sie überschreiten . . . Schon war ich im Begriffe mich los zu reißen, mein glühender Blick fiel auf das Gemählde, das ich zu meiner Qual mir geschaffen habe — da ergriff mich die unendliche Sehnsucht von neuem, mir unbewußt hatte ich

das Bild gefaßt, und stand vor der Villa und schloß Laura in meine Arme, ehe ich noch selbst wußte, wo ich war.»

«Mein armer, junger Freund,» erwiderte der Abbate gerührt, «sie haben uns bittere Leiden bereitet, aber sie leiden selbst. . .»

«Unaussprechlich!»

«Wir werden mit ihnen trauern. Nur, lieber Giovanni — lassen sie mich, Herzog, sie bey diesem traulichen, meinem Herzen so wohlthätigen Nahmen nennen — Giovanni, Laura können sie nie wieder sehen. Das sind sie dem edlen Greise, Laura, das sind sie sich selbst schuldig.»

«Abbate, was verlangen sie — Laura nie wieder sehen?»

«Wenigstens nicht eher, als bis Antonio durch mich erfährt, was ich so eben entdeckt habe. Er entscheide.... Sie können nie hoffen, ihren Vater zur Einwilligung in eine Verbindung mit Laura zu bewegen?»

«Nie, nie.» —

«Unglücklicher Jüngling, so möge das Bewußtseyn ihre Pflicht als Sohn, als Mensch erfüllt zu haben, sie aufrecht erhalten; rauben sie sich diese Stütze nicht selbst.»

«Sie verlangen mein Leben Abbate!»

«Nicht ich, Giovanni, die Pflicht verlangt Opfer — wie schwere, darnach fragt sie nicht und auch der Mensch soll darnach nicht fragen.»

«Wohlan, Abbate, ich will diese Villa verlassen. Ich fühle, das Herz wird mir brechen, aber — sie haben Recht, Laura, Laura — ihr Glück, ihre Ruhe verlangt es. — Sie liebt mich — heiliger Gott! ich könnte so glücklich, so glücklich seyn, wäre ich ein Hirt geboren! Warum muß ich Fürst seyn; warum muß ich zu der Verdammniß verurtheilt seyn; den Himmel zu schauen, der sich mir eröffnet, und ich darf nicht in die Seligkeit stürzen, die sich mir darbiethet!»

Er weinte an der Brust des guten Prior, der mit väterlicher Zärtlichkeit den leidenden Freund umfing und seine Thränen mit den seinen vermischte.

«Leben sie wohl, mein Freund! — Laura vergesse mich!» rief er endlich erschüttert und verließ die Villa.

Lange stand der gute Prior betäubt da von dem unerwarteten Ausgange dieser Unterredung, von der sein liebendes Herz sich so viel Wonne verheißen hatte. Er blickte mit tiefem Schmerze dem Unglücklichen nach, den das, was der gewöhnliche Mensch für das höchste Glück der Erde hält, den Rang und Reichthum von seinem Himmel verbannte; dann wandte er den feuchten Blick nach dem Hause hin, in welchem ein liebender Vater, eine zärtliche Liebende seiner harreten. Er wußte nicht, wie er sein Geheimniß einkleiden sollte, daß es nicht zerschmetternd auf die zarten Herzen einstürze. Lange blieb

er unentschlossen, und nie war ihm ein Gang so sauer geworden, als die wenigen Schritte nach dem Hause hin, wohin er sonst nur Freude zu bringen gewohnt war. — Endlich ermannte er sich und ging.

Antonio war im oberen Saale allein. Laura war in das Dorf zu einer Kranken gegangen, über deren Pflege sie wachte. — Des Abbate trüber Blick, der Schmerz in seiner sonst stets ruhig heiteren Miene erschreckten seinen Freund. —

«Abbate, was ist ihnen?» fragte Antonio bestürzt, als er eintrat.

«Mein Freund! — Mehr vermochte der gute Prior nicht vorzubringen; schweigend drückte er die Hand des Greises.

«Sie sind erschüttert . . . etwas Außerordentliches muß es seyn, was sie in diese Bewegung setzt... Theilen sie es mir mit, auch wenn es meine süßesten Hoffnungen zertrümmerte... Sie kommen von Giovanni. . . Wo ist er? — warum weilt er in unsere Arme zu fliegen?"

«Er ist — entflohen, der Unglückliche!»

«Entflohen? — und unglücklich? — Erklären sie mir das Räthsel."

«Bedauern sie ihn, mein Freund, und zürnen sie nicht. . . Er täuschte sie. . . sich selbst. . . aber er büßt schwer dafür.»

«Er täuschte mich, Abbate? — Giovanni? — unmöglich!"

«Er ist nicht, wofür er sich ausgab.»

«Und wer ist er denn?"

«Er ist der Sohn des Herzogs von Monteralto."

«Nun — und?" . . . erwiderte Antonio in einem ungewöhnlich raschen, stolzen Tone.

Überrascht durch dieses Und? starrete der Prior seinen Freund an... «Und?" — wiederhohlte er langsam — «und kann nie Laura's Gatte werden."

«Warum nicht," fragte Antonio.

Der Abbate wußte nicht, was er von seinem Freunde denken sollte. Hatte ihm die unerwartete Begebenheit so ganz die Besinnung geraubt?

«Kennen sie die Altieri?" fragte er nach einigen Augenblicken.

«Ich kenne sie," erwiderte Antonio ruhig.

«Das erste Geschlecht Roms, das älteste, das reichste, das stolzeste?"

«Nun ja, so kenne ich es."

«Und unser Giovanni ist der einzige männliche Sprößling dieses Hauses."

«Und darum meinen sie? — Ja freylich — sie haben Recht, Abbate; versetzte Antonio nachdenkend, «sie haben Recht. — Aber erklären sie mir, warum täuschte mich Giovanni? Warum verbarg er uns..."

Der Abbate entzifferte ihm alles.

«Ich begreife es," sagte Antonio. «Und hält er Laura für zu gering, seine Gattinn zu werden?"

«Er?" erwiderte der Prior, «er sie für zu gering? Den ersten Thron der Welt mit ihr zu theilen würde sein höchstes Glück seyn. — Der Unglückliche, sein Vater hat ihm die einzige Erbinn des Hauses Barberini bestimmt.

«Ist die Verlobung schon vollzogen?" fragte Antonio rasch.

«Noch nicht, so viel ich weiß."

«So eilen sie, Abbate, zu Giovanni, sagen sie ihm . . ." Er besann sich. — «Doch nein, lassen sie nur. — Aber er leidet," fügte er in einem weichen Tone hinzu.

«Unaussprechlich!" versetzte der Abbate.

«Gehen sie zu ihm, Giuliani, bringen sie ihm meine, bringen sie ihm Laura's Verzeihung; aber sagen sie ihm zugleich, ohne mit seinem Vater und ohne als Brautwerber zu erscheinen, dürfe er uns nie wieder sehen. Er solle nach Rom eilen und dort sein Schicksal erwarten."

«Ihre Verzeihung wird Balsam für seine Wunde seyn, mein Freund; allein wenn dieses die einzige Bedingung ist, wie sie es denn natürlich wohl seyn muß, so wird er sie und Laura nie wieder sehen."

«Lassen sie ihn nach Rom gehen und sagen sie ihm von seinem Freunde Antonio, daß er ihn zärtlich liebe und daß Laura — Nun, ich übernehme es, sie zu beruhigen. — Er soll nach Rom eilen, vielleicht vermag er seinen Vater zu bewegen . . ."

«Nie,» versetzte der Abbate, «ich kenne Ludowigo Altieri.»

«Wer weiß,» erwiderte Antonio, und Giuliani ging den Auftrag auszurichten. . . . Allein, in dem Jünglinge eine Hoffnung zu erwecken, von der er überzeugt war, daß sie niemahls, niemahls in Erfüllung gehen könne, das hielt er für Unrecht.

Giovanni's Entschluß stand fest, von dem Augenblicke an, wo er die Villa verließ. . . Nach Rom zurück zu kehren, das dünkte ihm in dieser Lage unmöglich; er bebte vor dem Gedanken, sich Isabellen zu nähern. Er wollte nach Neapel und von dort nach Sicilien übergehen. — Eben, als er die Reise antreten wollte, traf ihn der Abbate.

«Bringen sie mir Antonio's Verachtung und Laura's Verwünschungen?» rief er ihm entgegen, so bald er ihn erblickte.

«Antonio's Liebe und Mitleid,» erwiderte der Abbate, «und seinen Segen zu ihrem kindlichen Vorhaben, den Willen ihres Vaters zu erfüllen.»

«Ha, nimmer,» rief Giovanni aus, nimmer werde ich einer Andern, als Laura's. Ich kehre nicht nach Rom zurück.»

«Und doch ist dieß die einzige Bedingung, mein Fürst, unter der Antonio ihnen verzeihet. Er bestehet darauf, daß sie nach Rom zurückkehren sollen.»

«Und Laura?» fragte Giovanni mit bebender Stimme.

«Ich habe sie nicht gesehen, Antonio hat es übernommen, sie zu beruhigen.»

«Wird er das können? — O Abbate, stillen sie den Aufruhr in meinem Innersten... Könnte Laura meiner nicht vergessen, dann wäre für mich jede Ruhe dahin; könnte sie meiner vergessen — ach! dann wäre es um mein Leben gethan!

«Zeit und Zerstreuung werden auf ihre beyden reinen Herzen wohlthätig wirken. — Giovanni, beugen sie sich unter die Hand des Vaters im Himmel... Warum stürzten sie sich in die Gefahr? Warum flohen sie nicht, so bald sie sie erkannten. — Hätten sie des Mädchens Herz gebrochen, Giovanni, Gott und seine Heiligen mögen es ihnen verzeihen, aber bethen sie zu ihnen, daß er ihr Bild aus diesem Herzen tilge."

«Aus Laura's Herzen," rief Giovanni schmerzhaft, «aus Laura's Herzen, wo ich allein zu leben wünschte!"

Der gute Abbate suchte ihn zur Besinnung, zu dem Bewußtseyn der Pflicht zurück zu bringen, und wenn das leidende Herz erst des Gedankens an Pflicht wieder fähig ist, dann wird es ihm auch nicht zu schwer, sie zu erfüllen. Wenn der Mensch sich sagen kann: So sollst du handeln! dann hat die Leidenschaft ihre verderbliche Gewalt verloren; sie kann noch schmerzen, aber sie herrscht nicht mehr unumschränkt. Es gelang dem Prior, Giovanni zu dem Entschlusse zu bringen, einige Zeit in Neapel zu verweilen und dann nach Rom zurück zu kehren.

Laura war unterdessen zur Villa gekommen. Sie hatte gehofft, Giovanni im Entzücken der Liebe hier zu finden; denn sie kannte jetzt die Gefühle seines und ihres Herzens und die Absichten ihres Vaters... Statt dessen fand sie Antonio allein.

«So allein, lieber Vater? fragte sie ihn, so bald sie eintrat.

«Giovanni hat uns eben verlassen, Laura."

«Verlassen? — Doch um heute noch zurück zu kehren?"

«Nein, mein Kind, heute nicht — auch morgen nicht. Dringende Briefe haben ihn abgerufen, er ist bereits auf dem Wege nach Rom."

«Nach Rom? — Ohne mich zu sehen? — Ohne Abschied?"

«Ich vermied dieß, Laura. Wozu der doppelte Schmerz der Trennung und des Abschiedes. Laß uns das Unvermeidliche so leicht tragen als möglich. Aber hier würde es uns schwer werden, ohne Giovanni froh zu seyn; ich bin daher entschlossen, mit dir Ober-Italien zu besuchen."

«Ober-Italien, mein Vater? — Unsere Villa verlassen?"

«Nur dein Glück, Laura, kann mich aus dieser stillen friedlichen Einsamkeit noch ein Mahl auf den Schauplatz der großen Welt hinaus führen."

«Ich bin hier glücklich, Vater, ganz glücklich. Giovanni wird gewiß bald zurück kehren, und wenn er uns nicht fände. . . ."

«Hierher kehrt Giovanni nie zurück, meine Tochter."

«Nie?" rief Laura und erblaßte.

«Nur der Herzog von Monteralto darf hier zurückkehren."

«Ich verstehe sie nicht, mein Vater."

«Du wirst mich verstehen und mir danken, meine Tochter. Morgen treten wir unsere Reise an, bereite dich dazu . . ."

Ihres Vaters Ton war so ruhig, so tröstend, und doch... Giovanni soll nie zurückkehren; ein ihr unbekannter Nahme wird ihr genannt und ein Herzog? — Sie wußte sich diese Räthsel nicht zu lösen. Aber gewohnt, stets nur dem Willen des gütigen Vaters zu folgen, unterdrückte sie die Seufzer um Giovanni, und eine leise, wohlthätige Erinnerung an ihre frühere Kindheit und der Gedanke, die geliebten Gefilde, in denen sie entsproßen war und eine geliebte Tante, die ihr die früh verlorene Mutter ersetzt hatte, wieder zu sehen, trugen nicht wenig dazu bey, ihr die nöthige Fassung zu ertheilen, sich zu dieser unerwarteten Reise anzuschicken.

Giuliani war bey seiner Rückkunft von Giovanni sehr überrascht durch die Anstalten, welche er in der Villa treffen sahe.

«Wir reisen, Abbate, begleiten sie uns nach Ober-Italien, rief ihm Antonio entgegen, als er eintrat, und war heiter.

«Reisen? — Und so schnell ist ihr Entschluß gefaßt?"

«Laura bedarf der Zerstreuung, die Reise wird ihr wohlthun. Kommen sie mit uns, Freund, wir wollen die Städte, der Merkwürdigkeiten manche sehen. Nur wenige Wochen und wir kehren hierher in unsere schöne Einsamkeit zurück."

«Wohl, ich begleite sie, Antonio. Ihre Abwesenheit würde mir zu schwer fallen; sie und Laura füllen nun schon fast mein ganzes Herz aus. Hat es sich doch von dem Dritten los reißen müssen!"

«Von Giovanni?" erwiderte Antonio lächelnd. «Lassen sie ihn den Weg der Pflicht gehen; ihm ist er nicht dornig, Abbate."

«Sie hätten ihn sehen sollen, Freund...."

So mag ich ihn nicht sehen.... Aber eilen sie, sich zur Reise anzuschicken — Morgen mit Tagesanbruch gehet es fort. — Wie wird Laura sich freuen, daß sie uns begleiten."

«Was macht die Arme?"

«Sie bereitet sich zur Reise, zwar mit zerrissenem Herzen, allein ich hoffe, diese Wunden sollen noch zu heilen seyn."

«Das gebe der Himmel!

«Amen! — Wollen sie aber nicht lieber diese Nacht bey uns schlafen? Wir sind dann gleich beysammen. Ich möchte nicht, daß Laura sich zu einsam fühlte."

Der Abbate beurlaubte sich auf wenige Stunden, um die nöthigen Anordnungen wegen seiner Abwesenheit zu treffen; mit den Vorbereitungen zur Reise war er bald fertig und kehrte dann nach der Villa zurück.

Laura war nieder geschlagen; oft versank sie in schwermüthige Träumerey. Antonio suchte sie so viel nur möglich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Da sie bis jetzt keinen andern Wunsch gekannt hatte, als ihres Vaters Willen, so gelang es ihm auch, wenigstens für Augenblicke, sie ihrer Trauer zu entreißen. — Der Prior freuete sich dessen; denn er hielt dieß für ein Anzeichen, daß Laura's Herz noch nicht unheilbar verwundet sey und versprach sich also um so mehr den besten Erfolg von dieser Reise. — Mit dem frühesten Morgen wurde aufgebrochen.

Der arme Giovanni war in Neapel angekommen. Für ihn hatte die große Welt keine Reitze mehr. Er vermied alle Gesellschaften, und sein einziger Genuß war, in der schönen Gegend umher zu schwärmen. Am Schlunde des feuerbrausenden Vesuv suchte er die Ruhe, die ihn flohe; in den Ruinen der Vorzeit verbarg er sich und seinen Schmerz. Kaum war er hier acht Tage gewesen, als er von seinem Vater die dringendsten Aufforderungen erhielt, nach Rom zurück zu kehren.

«Ich kenne deinen Widerwillen gegen eine Verbindung mit Donna Isabella;" schrieb ihm Ludowigo, «und ich billige ihn — Die Sache ist bereits einge-

leitet. Ich bin meines Wortes entlassen. Der junge Herzog von Montelone, der Nepote Sr. Heiligkeit, erhält ihre Hand. — Dir ist ein höheres Loos beschieden, mein Sohn; kehre gleich nach Empfang dieses Briefes in die Arme deines Vaters zurück."

Giovanni wußte nicht, ob dieß ein Spiel seiner Fantasie oder Wirklichkeit sey. Er las und überlas den Brief. — Zwar wurde mit jedem Worte des Anfanges sein Herz leichter, die große Last wurde herab gewälzt; allein eine neue Bürde sank wieder darauf, als er die Worte las: Dir ist ein höheres Loos beschieden.

«Ach!" rief er wehmüthig aus, «das schönste Loos, an Laura's Seite durch das Leben zu wallen, dieses Loos ist mir Unglücklichen nicht beschieden! — Doch vielleicht! — Ein Hinderniß, die Verbindung mit Donna Isabella ist gehoben... Vielleicht gelingt es mir jetzt... Ja, ich will hin, will mich meinem Vater zu Füßen werfen, ich will ihn in meinen Himmel führen — er wird ihn nicht zertrümmern!"

Dieser Strahl von Hoffnung trieb ihn an, dem väterlichen Willen sogleich zu gehorchen, und nach wenigen Tagen war er in Ludowigo's Armen.

Der Anstand erforderte, daß er im Pallaste Barberini einen Besuch abstattete und Signora Isabella zu ihrer nahen Vermählung Glück wünschte. Die Lage war nicht die angenehmste, besonders nicht für Isabellen, deren Herz gegen Giovanni's Vorzüge keinesweges gleichgültig geblieben war; allein der Papst

hatte eine Verbindung zwischen ihr und seinem Neffen und einzigen Erben gewünscht, der junge Herzog von Montelone war liebenswürdig und für die große Welt geschaffen; es eröffneten sich ihr die glänzendsten Aussichten: dieß hatte sie bewogen, seinen Bewerbungen Gehör zu geben. — Den Herzog von Monteralto zu besänftigen, hatten seine Heiligkeit selbst übernommen. Dieser, zu stolz seinen Sohn aufdringen zu wollen und bereits mit höheren Aussichten für ihn beschäftiget, machte durchaus keine Einwendung, und so wurde die Sache auf das freundschaftlichste beygelegt.

Giovanni erwählte zu seinem Besuche bey Signora Isabella den Augenblick, in dem er gewiß war, einen großen Kreis bey ihr anzutreffen. — Dieß gab Beyden die nöthige Fassung. Der Besuch lief zur allgemeinen Zufriedenheit ab, und auch der feinste Späher hätte nie ein näheres Verhältniß zwischen ihnen ahnden sollen, welches freylich auch von Giovanni's Seite niemahls Statt gefunden hatte. — Der junge Herzog behandelte Giovanni Altieri mit aller der Aufmerksamkeit, welche er verdiente, und wünschte seine Freundschaft, die ihm dieser nicht versagte.

So gingen die ersten Tage seiner Anwesenheit in Rom hin, ohne daß er Gelegenheit gefunden hatte, sich seinem Vater zu entdecken, und ohne daß dieser von den in dem Briefe geäußerten Absichten ein Wort hatte fallen lassen. Am vierten Tage endlich über-

raschte Ludowigo seinen Sohn mit der Aufforderung, ihm nach Florenz zu folgen und dort einer Medicis seine Hand zu reichen. — Wie erstarrte Giovanni bey diesem unerwarteten Antrage. — Er warf sich seinem Vater zu Füßen, er flehete um Mitleiden und Gnade, er entdeckte ihm sein Abenteuer auf der Villa Antonio und schilderte ihm seine Laura und ihren Vater.

«Die Gattinn welche ich dir bestimme, Giovanni,» sagte Ludowigo, «ist nicht weniger reitzend, nicht weniger gut, als deine Laura, ich stehe dir dafür.»

«O mein Vater,» rief der Jüngling, «es gibt nur eine Laura, und nur ein Glück für mich, — ihren Besitz! Sie ist von edler Geburt, gewiß selbst unsers Blutes nicht unwerth. Überzeugen sie sich davon. Lassen sie uns nach Neapel reisen, lernen sie Antonio, lernen sie Laura kennen, und wenn sie dann noch von ihr mich zu trennen vermögen, — wohlan — so geschehe ihr Wille.»

«Ich möchte mit andern Augen sehen, als du, mein Sohn,» erwiderte Ludowigo; «aber Vorschlag gegen Vorschlag. Du verlangst von deinem Vater, daß er deine Geliebte kennen lerne, und nun verlangt dein Vater von dir ein Gleiches in Hinsicht derjenigen, die er dir bestimmt. — Wirst du ihm seinen Wunsch verweigern? Komm mit mir nach Florenz, Giovanni, siehe die Medicis, die dich mit ih-

rer Hand beglücken will, und begehrest du dann noch nach Neapel, begehrest du dann noch eine Andere zur Gattinn, mein Wort, ich gehe mit dir und gebe dir meine Einwilligung.»

Entzückt und gerührt von so vieler väterlicher Güte sank Giovanni in Ludowigo's Arme. Jetzt sahe er seine kühnsten Wünsche erfüllt. Zwar war der Ruf von der Schönheit der Nichte des Großherzogs ihm nicht unbekannt; aber, daß keine Sterbliche vermögend sey, Laura's Bild aus seinem Herzen zu tilgen, das fühlte er in jeder kleinsten Nerve. — Er war zur Reise nach Florenz bereit, und in wenigen Tagen befand sich Vater und Sohn mit einem glänzenden Gefolge in der damahls so blühenden Hauptstadt der Künste und des Geschmackes.

Kaum waren sie hier angelangt, als ein Kämmerling des Großherzogs sie in dessen Nahmen in Florenz willkommen hieß und sie zu ihm einlud. — Jetzt fühlte doch Giovanni sein Herz von neuen Besorgnissen bestürmt. Er sahe die Aufmerksamkeit des Großherzogs und dieß ließ ihn vermuthen, daß bereits zwischen diesem und seinem Vater die nöthige Verabredung getroffen sey. Wie war es möglich, diese Verabredung zu brechen? Hätte Ludowigo sich nur so geneigt seinen Wünschen gezeigt, um ihn hierher zu locken und ihn in ein Verhältniß zu verwickeln, daß ihn zur Aufopferung seiner liebsten

Hoffnungen zwingen sollte? — Bis jetzt hatte er seinen edlen Vater immer frey von einem so hinterlistigen Verfahren gefunden; allein die Verbindung mit dem Hause Medicis, mit dem er bereits von den Vätern her durch die Bande der Gastfreundschaft und auch durch persönliche Zuneigung eng verbunden war, konnte ihn diese nicht dazu verleitet haben? —

Seine Unruhe entging dem Vater nicht. «Sey unbesorgt, Giovanni,» sagte dieser lächelnd zu ihm, «dein Vater hält sein Wort, hältst du doch das deine.»

Noch denselben Abend war der Besuch bey dem Großherzoge bestimmt. Sie bestiegen, nach damahliger Sitte, prachtvoll aufgeschirrte Zelter, und der Herzog von Monteralto hatte dafür gesorgt, daß ihr Aufzug des Großherzogs würdig sey. Ein glänzendes Gefolge von mehreren hundert Cavalieren umringte sie. — Alle Straßen, durch die sie zogen, waren mit Blumenkränzen und mit reichen Teppichen und herrlichen Gemählden geschmückt, jeder Balkon gedrängt voll Damen in prachtvoller Kleidung, welche Blumen und Myrthen und manchen zärtlichen Blick auf den schönen Jüngling herab warfen; das Volk ließ kaum dem Zuge Platz auf den Straßen. — Der großherzogliche Pallast war erleuchtet, ein Gehäge von Hatschiren hatte den Zugang besetzt. Den Fürsten umstrahlte der Glanz seiner Würde. Unten am

Eingange empfing die zahlreiche Dienerschaft die willkommenen Gäste; in den Zimmern waren die Edelsten der Florentiner versammelt. Der Großherzog trat ihnen bis zum Vorzimmer entgegen. Er nahm mit Freundschaft den Herzog Ludowigo, den alten Freund seines Hauses auf, und mit Güte und besonderer Theilnahme Giovanni, dessen Äußeres bereits das günstigste Vorurtheil für ihn erweckte. —

Nachdem dem Herzoge und seinem Sohne die Anwesenden durch den Großherzog selbst waren vorgestellt worden, sprach er mit dem Letzteren von den Absichten seines Vaters, und bezeigte ihm seine Freude darüber und seine Bereitwilligkeit, ihm die Hand seiner Nichte zu reichen; «wenn sie ihnen anständig ist,» fügte er gütig hinzu. — Giovanni veränderte die Farbe, er mußte sich alle Gewalt anthun, seine Fassung zu behaupten und stammelte einige Worte des Dankes.

«Gefällt sie ihnen nicht, Signor,» entgegnete der Großherzog, «so seyn sie unbesorgt, das soll unserer Liebe zu ihnen keinen Eintrag thun. — Ihre Wahl ist frey, wie die Wahl meiner Nichte. Folgen sie mir zu meiner Familie.»

Er ergriff Giovanni's bebende Hand und führte ihn durch die prachtvoll geschmückten Zimmer, in welchen die Kunstwerke aller Jahrhunderte prangten, und durch die glänzenden Reihen der Edeln

zu den Gemächern seiner Gemahlinn. Die Großherzoginn trat ihnen entgegen und bewillkommte so liebe Gäste.

«Ihr Vater,» sagte sie zu Giovanni, macht uns ein angenehmes Geschenk, indem er sie in unsere Familie einführt. Ich selbst will ihre Brautmutter seyn.»

«Ihro Hoheit,» stammelte Giovanni betäubt, «sie Mutter zu nennen, ist das höchste Glück des Lebens,»

«Sie erlauben mir also, ihnen ihre Braut zuzuführen?»

Ehe er noch zu antworten vermochte, flogen die Flügelthüren auf; der Großherzog faßte von neuem seine Hand und führte ihn hinzu; die Großherzoginn stand mit ihrer Nichte unter einem reichen Baldachine. — Die Jungfrau bebte, Giovanni nahete sich zitternd — jetzt standen sie einander gegen über und erstarrten... Die Medicis war — Laura; Giovanni war der Herzog von Monteralto. — Mit einem lauten Schrey stürzten sie einander in die Arme. — Die Erde schwand mit allen ihrem Glanze vor ihren Blicken, ein Himmel umschwebte die Seligen und ihre geängstigten Herzen berauschten sich in der Wonne. —

Jetzt trat Don Antonio herzu, mit einer Thräne im Auge legte er die Hand seiner Tochter in Giovanni's Hand, der auf die Knie niedersank und seine

Füße umfaßte, und dann im Taumel der Freude in die Arme seines Vaters flog. In jedem Herzen bebte das süße Entzücken der so unverhofften vereinten Liebenden wieder. — Abbate Giuliani stand in ein Fenster gelehnt, die Hände gefalten, das Auge von Freudenthränen glänzend. Giovanni wurde seiner gewahr, er ergriff die Hand seiner Laura, führte sie zu dem priesterlichen Greise, beyde sanken vor ihm auf die Knie und Giuliani erhob den Heiligenblick zum Geber des Guten und flehete seinen und den Segen aller Heiligen auf die Lieblinge seines Herzens herab. — Die Verlobung wurde in der großherzoglichen Kapelle von dem anwesenden päpstlichen Nuntius mit aller kirchlichen Pracht vollzogen.

Im Rausche der Freude war Giovanni jeder Gedanke daran verschwunden, wie seltsam sich dieß Alles habe fügen müssen, wie das nur möglich sey, in dessen Wirklichkeit er schwelgte. Laura enträthselte sich alles leichter... Jetzt erklärte sie es sich, warum ihr Vater immer gesucht habe, tröstend Giovanni's Angedenken ihr gegenwärtig zu erhalten, da sie doch den Bewerbungen des Herzogs von Monteralto nach seinem Willen Gehör geben sollte. Standhaft weigerte sie sich dessen, es schien ihr eine Untreue an ihren Geliebten, und nur aller vereinte Zusage, daß sie frey der Neigung ihres Herzens folgen solle, und die Versicherung, verwerfe sie den Herzog, so werde ihr Giovanni gewiß werden, konnten sie vermögen, sich ihren Wünschen zu fügen. —

Die Familie blieb in ihrem inneren Kreise und feyerte ein Fest, wie in den Gemächern der Fürsten selten gefeyert wird. — Am folgenden Morgen ging Giovanni, um die Fülle seines Dankes und seines Glückes in den Vaterbusen auszuströmen, und hier erst erhielt er folgende Aufklärung:

Antonio, der Bruder des Großherzogs, war in den Unruhen mit diesem entflohen. Sein hochgebildeter Geist verschmähete den Glanz der Welt, dessen Nichtigkeit er hatte kennen gelernt; die Stürme in Florenz erweckten in seinem Herzen die Sehnsucht nach Ruhe. Er suchte und fand sie außerhalb seiner Vaterstadt unter fremden Nahmen in jener lieblichen Villa, welche er für sich ankaufen ließ; und als nun das Volk seinen Großherzog zurück verlangte, konnte er sich nicht entschließen, seine geliebte Einsamkeit zu verlassen und die Musse zu opfern, die er hier ganz den Künsten und Wissenschaften weihete. Der Entschluß, seine Tage hier zuzubringen, wurde ihm dadurch sehr erleichtert, daß er eine Tochter und keinen Sohn hatte; willig entsagte er den Ansprüchen an Hoheit, welche ihm das Schicksal vergönnt hatte, um die Ansprüche seines Herzens an das stille Glück des Weisen zu befriedigen. — Seine einzige Tochter, Laura, beschäftigte seine zärtlichste Sorgfalt; das glücklichste Naturell machte es ihm leicht, Geist und Herz harmonisch in ihr zu bilden. Die Freundschaft des Abbate Giuliani, dem er sich jedoch nicht entdeckte, nicht etwa aus unverdientem Mißtrauen, sondern

weil er fürchtete, aus dem Verhältnisse des Freundes in das Verhältniß des Patrons und Clienten über zu gehen, unterstützte ihn darin. — Immer mehr überzeugte er sich davon, daß gleich fern von der höchsten wie von der niedrigsten Stufe des Lebens das meiste wahre Glück zu finden sey, und er wünschte Laura, welche sich ihrer früheren Verhältnisse nur dunkel und ohne Sehnsucht erinnerte, nicht nach dem Wahne der Welt, sondern nach ihrem Herzen glücklich zu machen. — Die wechselseitige Liebe zwischen Laura und Giovanni entging ihm nicht; in dem Jünglinge fand er alles, was er an einem Gatten Laura's zu finden wünschte und so war er einer Verbindung zwischen den beyden jungen Leuten nicht entgegen: es überraschte ihn aber auch nicht, als er Giovanni's Verhältnisse kennen lernte, und er bereitete sich das schönste Fest durch die sanften Leiden, durch welche er das Glück der Liebenden erhöhete. Er meldete seinem Bruder im Geheim seinen Entwurf, und dieser, ein Jugendfreund des alten Altieri, trug kein Bedenken, in die Absichten seines Bruders einzugehen, er fertigte einen Bothen nach Rom mit einem eigenhändigen Schreiben ab, worin er seinem Freunde den ganzen Zusammenhang aufdeckte, ihn nach Florenz einlud und ihm die Hand seiner Nichte für Giovanni anboth. — Die Nichte, welche der Letztere für sich bestimmt wähnte, war eines zweyten Bruders Tochter.

Die Vermählung der beyden Liebenden wurde mit der höchsten Pracht gefeyert; dann aber kehrte Antonio mit den Neuvermählten nach seiner geliebten Villa zurück, von welcher er sich nicht mehr zu trennen vermochte. Er kaufte in der Nähe eine herrliche Villa an und ließ sie für seine Kinder einrichten; allein Laura konnte den Gedanken nicht ertragen, von ihrem geliebten Vater fern zu seyn, und ihr Gemahl zog mit ihr den engeren Raum in der Villa Antonio jenem prachtvolleren Landsitze vor, den jetzt oft der alte Altieri bewohnte, um in der Nähe Zeuge des Glückes seiner Kinder zu seyn. — Der gute Prior blieb stets der liebende und geliebte Freund des glücklichen Hauses.

6.

Weibliche Würde.

Julie war mehr interessant als schön, munter und doch gefühlvoll; die feinste Geistesbildung, welche sie ihrem Vater verdankte, der diese Tochter als das letzte Unterpfand einer geliebten Gattinn, die ihre Geburt ihm von der Seite aber nicht vom Herzen gerissen hatte, zärtlich liebte, und in ihrer Erziehung, in der Entwickelung der herrlichen Blüthe seine vorzüglichste Freude fand, hatte nicht die Grazien der Weiblichkeit von ihr verscheucht, ohne welche das schönste, gebildetste Weib ein Zwittergeschöpf wird, gleich widerlich für Männer und Frauen. — Ein innig geliebter einziger Bruder, Officier unter den churfürstlichen Truppen, theilte mit ihr das Vaterherz des Herrn von Waldau.

Mit allen Ansprüchen an das Glück des Lebens, mit dem lebhaftesten Gefühle dafür, schien Julien doch kein glückliches Loos zu werden, die Verbindung mit einem Gatten, der aus dem Taumel der großen Welt, deren Liebling er war, in ihre Arme sank und hier eine Befriedigung zu finden hoffte, welche die große Welt ihm nicht gewährte, drohete ihr mit manchem Kummer, der um so tiefer verwunden mußte, je weniger sie einem Andern als sich selbst die Schuld

an einer solchen Wahl beymessen konnte. — Baron Friedhelm war allerdings sehr liebenswürdig. Ein männliches Äußeres durch Weltbildung abgeschliffen, aber nicht verschliffen, ein feueriges Temperament, lebhafter Witz, zwar nicht tiefes, aber sehr erregbares Gefühl, und alle Tugenden der Geselligkeit beynahe im überschwenglichen Maße, mit den Mitteln, ihnen glänzend zu genügen, machten ihn zum Abgotte beyder Geschlechter, und rissen ihn schon früh in einen Strudel von Lebensfreuden, der ihn selten zu sich selbst kommen ließ. — Daß er sich der vorzüglichen Gunst des schönen, für elegante Formen so empfänglichen Geschlechtes werde zu erfreuen gehabt haben, verstehet sich wohl ungesagt. Die Damen machten sich die Eroberung des liebenswürdigen Wüstlings einander streitig, und vertheidigten das Gebieth ihres Herzens um so schwächer. Die Lorbeern, welche er hier so leicht errang, reitzten seine Eitelkeit, rissen ihn zu neuen Siegen hin; seine Unbeständigkeit wurde zum Sprichworte, und verminderte die Zuneigung der Schönen keinesweges: ihn auch nur für wenige Wochen zu fesseln, galt für einen Triumph.

Friedhelms Herz blieb dabey zwar nicht ohne Wallung, aber doch im Grunde ungerührt; nur seine Sinnlichkeit war entflammt. — Eine große Schlittenfahrt, an welcher Julie und ihr Vater Theil nahmen, brachte ihn dem interessanten Fräulein von Waldau näher. Die Herren loseten um die Damen, welche sie führen sollten, und das Loos — Friedhelm nannte es natürlich ein sehr glückliches, obgleich

Juliens Vater es nicht so fand — theilte ihm sie zu. Sein Schlitten war der geschmackvollste unter allen, der herrlichste Renner davor, eine große Zahl Jockeys in den reichsten Livreen umschwärmten ihn, er eröffnete den Zug, und es war zum Voraus entschieden, daß die Glückliche, welche das Schicksal für diesen Schlitten bestimmen würde, auch zugleich die Königinn des Balles, zu dem man hin eilte, seyn sollte. —

Man kann denken, wie ängstlich und — trotz der Kälte von zehn Graden — sichtbar die Herzchen schlugen, mit welcher Hast und mit welchen Hoffnungen eine jede der schönen Preisbewerberinnen ihr Loos zog, und welche Blicke auf die arme Julie blitzten, als sie die er- und verwünschte Nummer in den Händen hielt. — Sie sahe den Neid ihrer Mitschwestern und er schmeichelte ihr. Ohne daß sie sich darüber Rechenschaft gab, fühlte sie doch eine gewisse Verbindlichkeit, die Laune des Zufalles zu rechtfertigen. Zwar übertrat sie nicht um ein Haar die Schranken der strengsten Sittsamkeit: aber sie nahm doch die Artigkeiten des Barons mit einer ihr ganz eigenthümlichen Grazie an; sie kam seinen Huldigungen nicht zuvor, ließ sie sich aber doch gefallen; sie beantwortete seine Freyheiten mit einem Witze, der um so pikanter war, je unschuldiger er schien: sie war in jedem Betrachte die Königinn des Festes, und wurde von allen Männern auch einmüthig dafür erkannt, nicht ohne inneren Widerspruch der Damen, von denen einige allerdings schöner seyn mochten und von denen jede, die schönere und die minder schöne, im

Geheim sich dieses Platzes weit würdiger fühlte und dem Zufalle und den Männern ihre gewöhnliche Blindheit vorwarf.

Friedhelm war von seiner Dame entzückt. Er glaubte sogar tiefere Regungen zu fühlen, oder er mochte sie auch wirklich fühlen, als bey den schönen Blumen, die er bis jetzt umschwärmt hatte und welche ihm größten Theils so bereitwillig ihren Nektar darbothen. — Der Ball war geendiget, er hatte das Fräulein von Waldau nach Hause gebracht, und in ihre Zimmer begleitet; er wollte das theuere Pfand, wie er sagte, dem glücklichen Vater selbst übergeben, und dieser war noch mit seinem Schlitten weit zurück. — Friedhelm both alles auf, die Unterhaltung zu würzen; aus dem Tone der Galanterie ging er bald in einen zärtlichern über. Eine Guitarre, die auf dem Fortepiano lag, gab ihm Anlaß, Julien über ihre Talente manches Schmeichelhafte zu sagen; sie griff einige Accorde und sang auf seine Bitte eine Romanze, die eben aufgeschlagen war. Er war hingerissen von ihren Silbertönen, von dem Gefühle in ihrem Vortrage.

Plötzlich drang eine ungewöhnliche Helle in die Fenster. Erschrocken sahen sie auf die Straße und erblickten ein Zimmer in dem Hause gerade über in Flammen. Julie schrie laut auf vor Schreck; ihr Kammermädchen stürzte herbey; Friedhelm überließ sie deren Händen und sprang hinüber und seine Leute mit ihm. — Bald kehrte er zurück mit einem schlummernden Säuglinge in seinen Armen, den er Julien auf den

Schoß legte. — Er war in das brennende Zimmer gedrungen, fand eine Wiege in Flammen, das Kind darin, die Wärterinn daneben in todtähnlichem Schlafe; sie war eingeschlummert, das Licht war herab gebrannt, hatte den Tisch ergriffen und die Flamme sich zur Wiege ausgebreitet. Die Wärterinn erhohlte sich bald, als sie von des Barons Leuten in die Luft getragen wurde, das Feuer wurde gedämpft, der Schade war nur unbedeutend und das Ganze mit einem kleinen Schreck abgethan.

Das Kind gehörte der Frau von Lindau, welche gleichfalls bey der Schlittenfahrt gewesen, und dem Herrn von Waldau zugefallen war. Beyde langten jetzt an, sahen den Tumult in jenem Hause; die Mutter flog hinauf und schrie nach ihrem Kinde, Herr von Waldau eilte ihr nach. Die Leute nannten ihr den Retter des Kindes und sagten ihr, daß er es zu Fräulein Julien getragen habe. Schnell führte sie Herr von Waldau hinüber und Julie kam der Mutter mit dem Säuglinge, den die wohl bekannte Stimme erweckte, entgegen. — Alles dieses war beynahe ein Moment gewesen, aber sein Eindruck auf Juliens Herz war tief, und dieser Auftritt hatte ihm den Baron näher gebracht. — Die rührende Gruppe der geängstigten Mutter, welche den Säugling mit Inbrunst an ihre Brust drückte und Friedhelm als dessen Retter pries und segnete, verbreitete um diesen eine strahlende Glorie. — Hatte sie ihn erst bloß liebenswürdig gefunden, so schien er ihr jetzt achtungswerth; das Gefühl der Liebenswürdigkeit und Ach-

tung ist aber in einem edeln weiblichen Herzen die Mutter des Gottes der Liebe, doch nicht des Sohnes der Göttinn von Amatunt, sondern der Venus Urania.

Dem Baron blieb der Eindruck auf Juliens Herz nicht unbemerkt, und er konnte sich es nicht verbergen, daß der Besitz eines solchen weiblichen Wesens weit mehr Genuß gewähren müsse, als die reitzendsten Opfer der Sinnlichkeit und der feineren Koketterie gewähren könnten. Sein Herz machte Ansprüche, von denen ihm bis jetzt nichts geahndet hatte. Er schloß sich dem Herrn von Waldau näher an, suchte durch tausend kleine Aufmerksamkeiten sich ihm gefällig zu machen, und tausend Gelegenheiten sich zu eröffnen, Julien zu nahen.

Herr von Waldau sahe zwar diese sichtliche Bewerbung des Barons nicht gleichgültig an, allein er glaubte nicht, daß sie zu einer ernsthafteren Verbindung führen würde, davor schien der bekannte Flattergeist des Barons zu schützen; und eine Verbindung leichterer Art hatte er noch weniger zu fürchten, davor schützte Juliens Charakter und Grundsätze. Er hielt den Baron für sie nicht so gefährlich, daß er eine strengere Aufmerksamkeit für nöthig geachtet hätte. — Wie sehr überraschte ihn also nicht Friedhelms Antrag ihm Julien zur Gattinn zu geben, und wie noch mehr, als er seine Tochter mit diesem Antrage bekannt machte und bey ihr nichts weniger als Hindernisse fand. — Die Parthe war übrigens für einen Vater gewöhnlicher Art nicht zu verwerfen; der Ba-

ron war reich und stand in den glänzendsten Verbindungen, in der Residenz hätte wohl keine Familie eine Vereinigung mit ihm ausgeschlagen; auch war, außer dem Hange zur Galanterie, der ihm von der großen Welt noch wohl gar als Tugend angerechnet wurde, gegen seinen moralischen Charakter nichts zu sagen. — Allein, Waldau hatte zu viele Menschenkenntniß und Welterfahrung, um sich durch eine so glänzende Außenseite blenden zu lassen. Er kannte das Herz seiner Julie, er hatte es selbst gebildet. — Er wußte, daß es Bedürfnisse habe, die ein Friedhelm schwerlich zu befriedigen vermöchte; er wußte, daß die Gewalt der Sinnlichkeit in einem Herzen, worin sie die Oberhand einmahl genommen, nicht leicht eine andere Gewalt aufkommen läßt, sondern despotisch herrschet, und scheint es auch, als wolle das Edlere in einem solchen Herzen sich erheben, so ist es selten mehr als das ohnmächtige Aufathmen der besseren reineren Natur, das in den narkotischen Dünsten der Materie bald wieder nachläßt. — Mit bekümmerten Herzen theilte er Julien seine Besorgnisse mit; allein auch sie konnte sich von dem Glauben der weiblichen Eitelkeit — der auch vielleicht einen edleren Grund hat, als wir ihm unterzuschieben gewohnt sind — nicht los machen, daß an dem Busen eines edeln Weibes die bessere Natur erstarke. — Waldau seufzete. —

«Wenn du dich getäuscht findest, Julie,» sagte er gerührt zu ihr, «wenn du — ach! vielleicht zu spät! — einsehen wirst, daß meine Besorgnisse um

dich kein eitles Hirngespinst waren, dann — möge es dir nicht einfallen, daß dein Vater dich davor gewarnt hat!"

Julie küßte mit Thränen die väterliche Hand, die sie bis jetzt geleitet hatte und — reichte bald darauf am Altare ihre Hand dem Baron.

Alles schien anfänglich den Glauben der Armen zu rechtfertigen. Friedhelm fühlte sich glücklich, und um diesem Glücke, wie er sagte, ganz zu leben, beschloß er seine junge Gemahlinn, deren reines Herz für die Freuden der Natur geschaffen war, in die liebliche Gegend eines seiner am Rheine gelegenen beträchtlichen Güter zu führen. War es Mißtrauen in sich selbst, das ihn zu dem Entschlusse bestimmte, die Sphäre zu verlassen, in welcher er sich bisher bewegt hatte, und worin es nicht an Reitzen fehlte, ihn in den vorigen Strudel zu locken, oder hatte er selbst keine Ahndung davon, daß, wer dem Dienste der Sinnlichkeit in dem Grade wie er fröhnte, den Altar der Göttinn überall mitnimmt, bleibe dahin gestellt; allein dieser Entschluß machte Julien unendliche Freude. Nicht ohne geheimen Triumph verkündigte sie ihn dem besorgten Vater, der ihn zu ihrer Verwunderung nicht mit der Freude aufnahm, als sie gewiß erwartet hatte. Herr von Waldau begnügte sich mit einem bedenklichen Kopfschütteln und beschloß, wenigstens der geliebten einzigen Tochter nahe zu bleiben, wenn ihr Herz seiner stützenden Hand bedürfen sollte. Dieses war ganz nach Friedhelms Wunsche, der für den welterfahrenen, edeln Mann die

wahreste Hochachtung fühlte, und in seinem Umgange sich reichen Ersatz für die frivolen Unterhaltungen ihm ähnlicher Wüstlinge verhieß; und wie entzückt Julie darüber war, daß ihr Vater sie begleiten wollte, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Alles, was das Leben bequem und angenehm machen kann, wurde voraus gesandt, und der Baron both seinen ganzen Geschmack und Reichthum auf, seine Gattinn zu überraschen. Das schöne väterliche Schloß, welches den hoch gelegenen, ehrwürdigen Ruinen der Stammburg seines Hauses gegen über sich ausbreitete, war von einem reitzenden Park umgeben. Die Natur erschien in einem mäßigen Umfange unter den mannigfaltigsten Formen: jene Schlucht romantisch wild, Felsen auf Felsen geworfen, von himmelanstrebenden Buchen und Fichten verdüstert, von einem reißenden Waldstrome durchbrauset; und hier wieder bey dem Austritte ein freundliches Thal mit Auen von Heerden bedeckt, in dessen Mitte der Waldstrom sich zu einem Wasserspiegel bildete, auf dem eine Insel mit einem geschmackvollen Pavillon schwamm, und wo sich das von den Schauern der Natur ergriffene Herz in sanfte Schwingungen auflösete; dort ein Traubengeländer, das sich unabreichbar dem Auge hinzog, und über den Weg hin in reichen Laubgewinden sich wölbte, und hier der Vater Rhein, der zwischen seinen blühenden Ufern edelstolz hinschritt, hundert Städten vorüber, die sein ehrwürdiges Haupt begrüßt und seine mächtigen nährenden Arme umschlingen — und die reichen Fluren, aus deren

segenschwellenden Ähren Scharen geflügelter Sänger aufstiegen... Julie war berauscht, als ihr lebensfroher Blick in diesen Reitzen schwelgte. Auch both der umher wohnende Adel dem Triebe der Geselligkeit Befriedigung dar, besonders, da des Barons Haus ein Tempel der Gastfreyheit zu seyn schien: es stand jedem offen, und jeder befand sich so wohl darin, daß er gewiß wieder kam, wenn er es einmahl betreten hatte. — Und für die Stunden, worin ein gebildeter Geist das Bedürfniß fühlt sich zu sammeln, fand Julie reichen Stoff der Unterhaltung in der ausgesuchten Hand-Bibliothek, die in einem äußerst geschmackvollen Cabinette, das einen Austritt in die reitzendste Aussicht hatte, neben ihrem Zimmer aufgestellt war — Sie sank dankbar in die Arme ihres Gatten, der sie so ganz zu verstehen schien. Ihr dünkte es unmöglich, daß man in diesem Paradiese noch etwas vermissen könne.

Auch Friedhelm gefiel sich in dem neuen Zauber, den die Liebenswürdigkeit und die Talente seiner Gattinn und der reine Genuß der reitzenden Natur um Herz und Sinne woben, und den bald noch die Geburt eines Sohnes fester knüpfte. Er schien ein anderer Mensch, oder vielmehr er war auch in dieser Lage Friedhelm, der jede Gestalt mit Leichtigkeit und Anstand zu tragen wußte, und er überredete sich gern, daß dieses für ihn immer so bleiben könne. — Man hörte in der Residenz von dieser Veränderung, viele seiner Bekannten und ehemahligen Freudengenossen von dorther überzeugten sich mit eigenen An-

gen davon, und je mehr man in den dortigen glänzenden Kreisen ihn vermißte, um so höher stieg die Verwunderung, wie ein Mann wie Friedhelm in dem eintönigen Landleben, wie man es nannte, und in der Gesellschaft einer sentimentalen Närrinn und eines pedantischen Philosophen, wie ihnen Julie und ihr Vater hießen, Befriedigung finden könne. Die Damen hatten es schon übel empfunden, daß er eine Julie, die denn doch weder eine besondere Schönheit, noch von dem feinsten Tone sey, so vielen weit glänzenderen Reitzen vorgezogen hatte; doch fürchteten die meisten deßwegen nicht gerade seinen Verlust. Sie hofften, der Baron werde nun noch ein glänzenderes Haus machen, und die Baroninn sich nach ihrem Muster bilden; sie hofften eine Ehe nach der großen Welt: und nun sahen sie sich in allen diesen Erwartungen getäuscht, und eine Julie sollte die Gewalt haben, deren sich keine von ihnen rühmen konnte, den Flüchtling nun bereits ein ganzes Jahr zu fesseln und für sich allein zu bewahren? — das war unbegreiflich, das war unverzeihlich. — Es wurde beschlossen, im nächsten Frühjahre einen Versuch zu machen, den liebenswürdigen Schmetterling für die große Welt wieder einzufangen — Die gräfliche Familie von der Horst, mit welcher der Baron in der genauesten Verbindung gestanden hatte, eine der ersten der Residenz, besaß in der Nähe von Waldsee (so hieß Friedhelms Gut) gleichfalls eine Besitzung, auf welcher sie einige Monathe zubringen wollte.

Die Ankunft dieser neuen Nachbarn machte das Haus des Barons sehr lebhaft. Ihm ahndete, daß mehr Neugierde als die Reitze der schönen Natur sie hergezogen hatte, und er both alles auf, den Triumph zu feyern, daß sie wider ihren Willen gestehen müßten, es sey möglich auch außer ihren Kreisen und außer der Residenz glücklich zu seyn. Die glänzendsten Feste, zu denen er immer neue Veranlassung aufzufinden, denen er immer neue Mannigfaltigkeit zu ertheilen wußte, drängten einander, und sein gastfreundliches Waldsee schien jetzt in einen Tempel der Freude verwandelt.

Die Vermischung aller Freuden der großen Welt mit den einfachen Freuden des Landlebens in der reitzendsten Natur verbreiteten einen Zauber, dessen die Familie von der Horst sich nicht zu erwehren vermochte. Sie sahe sich gezwungen, im Geheim einzugestehen, Friedhelm sey glücklich, und gab beynahe die Hoffnung auf, ihn für ihre Kreise, für die Residenz wieder zu gewinnen. Nur die Gräfinn Dahlen, welche mit von der Partie war, nährte noch einige Funken, welche durch ihre Eitelkeit angefacht wurden. — Sie war die Nichte des Ministers von der Horst. Friedhelm hatte sie als Fräulein vor ihrer Vermählung gekannt; sie war damahls noch sehr jung und ziemlich unbedeutend nach Franken hin an den Grafen Dahlen verheirathet worden, und ein unglücklicher oder glücklicher Sturz vom Pferde hatte sie aus den Banden dieser Ehe, die nicht zu den friedfertigsten gehörte, befreyet. Sie war sogleich in die Residenz

zurück gekehrt. Ihre Reitze standen in der vollsten Blüthe, die Bildung ihres Geistes war nicht tief, aber eine glänzende Oberfläche täuschte, Eitelkeit war ihre Haupttugend und Koketterie ihr Studium. — Es war ihr nicht entgangen, daß Friedhelm durch ihren unerwarteten Anblick war überrascht worden, daß er sie zuweilen mit Interesse betrachtete; und so sehr sie ihn auch beschäftigt sahe, seiner Gattinn die größte Aufmerksamkeit zu beweisen, so dünkte es ihr doch, als sey dieses mehr die berechnete Aufmerksamkeit des Weltmannes, als die unwillkührliche des Herzens, und ihr weiblicher Scharfblick hatte sie nicht getäuscht. Friedhelm, an die pikanten Abwechselungen der großen Welt und seines vorigen Lebens gewöhnt, fing an in Waldsee etwas zu vermissen. Juliens einfach schönes, edles Herz, das, entfernt von allen Kunstgriffen der Koketterie, sich ihm ganz hingegeben hatte, ließ seiner Sinnlichkeit, der es Bedürfniß geworden war in stetem Rausche zu schwelgen, zu viel Ruhe und die Ankunft der Familie von der Horst war ihm eine nicht unangenehme Erscheinung, welche Mannigfaltigkeit in die zu glückliche Einförmigkeit brachte, die anfing, ihm beschwerlich zu werden.

Doch nicht der Gräfinn allein war die Entdeckung vorbehalten; auch Herr von Waldau hatte die nähmliche Bemerkung gemacht und zitterte für das Schicksal seiner Julie. — Wie sollte er das Gewitter, das er bereits über ihr zartes Herz sich zusammen ziehen sahe, beschwören, wie den zerschmetternden Strahl

ableiten? Sollte er die Arme, die noch immer so gar nichts davon ahndete, aufmerksam darauf machen, ihren Blick dafür schärfen? Das hätte wohl selbst früher noch herbey führen können, was er gern mit seinem Leben abgewendet hätte. Auch war bis jetzt noch nichts vorgefallen, was ihn berechtigen konnte, gegen seinen Schwiegersohn Mißtrauen zu erregen; seine Menschenkenntniß allein, seine Welterfahrung ließ ihn den nahen Sturm voraus sehen, der sich jetzt nur als säuselnder Zephyr zeigte. Es war in jedem Falle rathsam, das Unabänderliche seinen Gang gehen zu lassen, und nur darüber zu wachen, daß die Unschuld selbst nicht in dem Sturme rettungslos verloren ginge, wenn er losbrechen sollte. Vielleicht, daß sich Waldau auch, trotz seiner Überzeugung von der inneren Nothwendigkeit in Friedhelms Betragen, noch im Geheim schmeichelte, es könne auch anders gehen, als er befürchtete... ein Wahn, der auch den gereiften Mann, wenn er aus der Welt sein Herz gerettet hat, beschleichen kann.

Julie nahm anfänglich an den glänzenden Festen den lebhaftesten Antheil. Sie unterstützte ihren Gatten in seinen Planen für die Unterhaltung seiner Freunde, und beförderte durch ihr Benehmen als Wirthinn seinen Triumph. Aber nicht lange, so fand sie in dem ewigen Rausche, in den einander drängenden Zerstreuungen eine Leere, die sie mit nichts auszufüllen wußte, und mit Sehnsucht sahe sie dem Augenblicke entgegen, wenn die Familie von der Horst wieder nach der Residenz zurück kehren würde. Zu

ihrem großen Kummer verzog sich aber dieser Augenblick immer mehr. Der Erbprinz hatte von der schönen Jagd auf Buchthal, dem Gute des Ministers, gehört, und sich auf einige Wochen bey ihm eingeladen. Der Graf meldete dieses seiner Familie, und trug ihr auf dafür zu sorgen, das seinem erlauchten Gaste der Aufenthalt auf Buchthal gefallen könnte. — Diese Nachricht, die alles um sie her in frohe Thätigkeit setzte, drängte Julien in sich selbst zurück. Sie vermißte immer mehr die stillen Augenblicke, zu denen sie vor der Ankunft der gräflichen Nachbarn oft Muße gefunden, und die sie an Friedhelms und ihres Vaters Seite im Schooße der schönen Natur, im Kreise genügsamerer Freunde, genossen hatte. Die Vergrößerung des schwärmenden Kreises ließ sie vorhersehen, daß diese Augenblicke immer seltener werden würden; ihr Gatte war viel zu zerstreuet, und er schien nichts zu vermissen und dieses fing an sie zu beunruhigen. Der zärtliche Vater überraschte sie oft, wenn sie sich unbemerkt dünkte, im Nachdenken verloren, auch wohl eine Thräne im Auge. Sie läugnete ihm zwar die Thräne ab, schalt sich selbst ein Kind, machte sich Vorwürfe über ihre Kopfhängerey bey der allgemeinen Fröhlichkeit um sich her, schien mit neuem Feuer daran Theil zu nehmen; allein der ernsteren Augenblicke, der heimlichen Thränen wurden immer mehrere. Ein Glück für sie, daß fast alle mit sich selbst zu beschäftiget waren, um auf die Veränderung, die in ihrem Inneren vorging, sehr zu merken, eine Veränderung, die bey dem Umstande noch

weniger auffiel, daß bey der bevorstehenden Ankunft des Ministers und seines erlauchten Gastes nicht so wohl das Haus des Barons, als Buchthal der Mittelpunct der Vergnügungen und Feste ward, so daß Julie wenigstens mehr Freyheit genoß und mehr sich selbst überlassen blieb.

Friedhelm war die Seele des Ganzen; ohne ihn konnte kein Fest veranstaltet, keine Partie geordnet werden, ohne ihm war kein Leben in der Gesellschaft. Außer den Tagen, an denen Waldsee der Vereinigungspunct war, befand er sich fast beständig im Buchthal. Julie war oft mit ihrem Vater allein; an vielen Festen nahm sie keinen Theil und der Baron drang auch nicht in sie, sondern ließ jede Entschuldigung, welche sie von ihrem Kinde oder von dem Bedürfnisse der Erhohlung bey der Ungewohnheit so rauschender Zerstreuungen hernahm, willig gelten. — Herr von Waldau hieß dieses nicht gut von seiner Tochter. Er fürchtete den freyeren Spielraum, den ihre Abwesenheit der Sinnlichkeit des Barons gab; er wußte, daß ein edles und dabey interessantes weibliches Wesen oft ein Schutzgeist ist, dessen Gegenwart den Dämon in Schranken hält... Wie sollte er dieses aber Julien bemerkbar machen, deren Herz schon bey der Leere, welche ihr die, wie sie glaubte, durch die Umstände veranlaßte, Gleichgültigkeit ihres Gatten hinterließ, so sichtbar litt? Sollte er noch den Keim des Argwohnes in ihr argloses Herz werfen?

Es muß ja doch so kommen, sagte er oft zu sich selbst, wenn er über die Lage der Dinge nachdachte.

Wenn die Schneewolke in der Nähe einer gewitterschwangeren Wolke zu Hagel gefriert, wer kann es hindern? und wenn dieser Hagel die Saaten zerschmettert, wer darf sich wundern? — Dafür gibt es keine Ableiter! — Ich will die Arme nicht damit ängstigen, daß sie ihn kommen sieht; sinke sie nur nicht, wenn er fällt!

Eine flüchtige Aufmerksamkeit war bis jetzt alles gewesen, was die Gräfinn Friedhelm abgewonnen hatte; sie schrieb dieses, und nicht mit Unrecht, Juliens Nähe zu, und benutzte daher die öfters sich darbiethende Gelegenheit, sich dem, wie sie glaubte, Unbewachten zu nähern. Seine Aufmerksamkeit wollte sie reitzen, den Sieggewohnten demüthigen, indem sie ihm den Sieg erschwerte, und ihn, an ihren Triumphwagen gefesselt, in die Residenz zurück führen — dieses war ihr Plan. — Mit den Künsten der Damen von der Gräfinn Art vertrauet, entging dem Baron die Schlinge nicht, die ihm gelegt wurde; er glaubte selbst eine Art Verabredung unter der Familie von der Horst dabey zu erkennen. Dieß reitzte seine Eitelkeit, das Spiel belustigte ihn, er widerstand ihm nicht und wähnte, es völlig in seiner Gewalt zu haben, wie weit es gehen sollte; denn eine Untreue an Julien zu begehen, der Gedanke fand einen Widerspruch in seinem Herzen, den er kaum mit seinen übrigen Grundsätzen in diesem Puncte vereinigen konnte. — Wie viel hatte aber eine Pahlen nicht schon gewonnen, da sie seine Aufmerksamkeit erregte, und diese konnte er dem schönen jungen Wei-

be, das alle Mittel zu gefallen besaß und aufboth, nicht versagen. — Es traf sich so, daß sie fast bey allen Parthen seine Dame war, bey der Tafel saß sie ihm gegen über, oder an seiner Seite, auf Spaziergängen war sie seine Begleiterinn; sie hatte Geschmack und wußte manche Idee anzugeben, ihr war das Departement der Vergnügungen übertragen, und sie war an Friedhelm, als Assistenten, gewiesen: dieses gab unzählige Berührungspuncte zwischen beyden; dieses gab ganz ungesucht Gelegenheit zu vertraulichen Unterhaltungen, zu kleinen Zwistigkeiten, zu Neckereyen; es schien sich alles so von selbst zu fügen. — Doch blieb bis jetzt noch alles in den freylich etwas weit gesteckten Schranken der Galanterie der großen Welt. Ein Zufall sollte diesem Spiele eine ernstere Wendung geben, und dieses war die Ankunft des Erbprinzen.

Die Anstalten dazu waren sehr artig getroffen; man benutzte eine Bauernhochzeit, die eben auf Buchthal vorfiel. Auf einer schönen Wiese vor dem Dorfe, an die sich ein schattenreicher Buchenwald anschloß, wurden Zelte aufgeschlagen. Man wollte sich ein Arkadien zaubern, und Rang und Städteglanz verschwanden, und machten der Einfalt des Landes Platz. Man sahe nichts, als niedliche Bauern und Bäuerinnen, und nur an der Feinheit des Stoffes, an der Nettigkeit der Arbeit und an den eleganteren etwas idealisirteren Formen war der Unterschied zwischen den eigentlichen Hüttenbewohnern und den Bewohnern von Palläsien, die zu ihrem Vergnügen einmahl zu

den Hütten herab stiegen, bemerkbar. — Die Ministerinn war die Brautmutter, ihr Bruder, Graf Eulen, Brautvater, die jungen Gräfinnen die Brautjungfern, Baron Friedhelm und die Gräfinn Dahlen machten die Wirthe. — Julie und die übrigen gehörten zu den Gästen. Braut und Bräutigam selbst, ein artiges junges Paar, waren auf Kosten der Herrschaft auf das netteste gekleidet.

Der ganze Zug versammelte sich vor dem Herrschaftshause, und zog von da mit ländlicher Musik voraus eine gute Strecke vor das Dorf dem Erbprinzen und dem Minister entgegen. So bald der Wagen nahe war, mußte er halten, er wurde mit Blumenkränzen geschmückt und Julie überreichte dem Prinzen an der Spitze niedlich gekleideter Bäuerinnen einen Blumenstrauß mit einer kleinen schmeichelhaften Anrede. — Der Prinz war überrascht; er konnte dem liebenswürdigen Blumenmädchen nur wenige Worte erwidern: der Zug umschärmte den Wagen, die Musik ging voraus und so ging es zur Kirche. Das Brautpaar wurde vor den Altar geführt, nach einer kurzen Anrede von dem Pfarrer getrauet, eine nicht unbedeutende Summe, welche der Prinz ansehnlich vergrößerte, als Aussteuer ihm unter dem Danke und den Segnungen der Dörfer übergeben, und nun wurde, nachdem sich der Erbprinz gleichfalls in einen für ihn bereit gehaltenen Bauernanzug gekleidet hatte, jubelnd auf die Wiese gezogen, und dort der Tag bey der angenehmsten Witterung bey dem Mahle und in Tanz und Freude vollbracht. —

Die Scene war neu, nicht für den Prinzen allein, sondern beynahe für alle Theilnehmer aus der großen Welt. Die Anordnungen waren einfach und doch äußerst geschmackvoll; der Baron hatte mit Feinheit dafür gesorgt, daß die Dörfner gleichsam nur zur Decoration des Ganzen zu dienen schienen, ohne daß ihre rauschende Freude dadurch beeinträchtiget wurde, oder sie durch zu große Zudringlichkeit dem feineren Geschmacke zu nahe traten. — Was sich nur von Adel oder aus den gebildeten Ständen in der Nähe befand, war zu diesem ländlichen Feste eingeladen worden.

Der Erbprinz war sehr vergnügt; er bezeugte dieß dem Minister und der Gesellschaft überhaupt, welche natürlich dadurch gleichfalls in die heiterste Laune gesetzt wurde. — Friedhelm war liebenswürdiger und unerschöpflicher in Erfindung neuer Unterhaltungen, als je, und wurde von der Gräfinn Dahlen auf das beste unterstützt. So wenig diese aber auch eine so erwünschte Gelegenheit, ihr Netz auszuwerfen, versäumte, so gelang es ihr doch dieß Mahl nicht, die Aufmerksamkeit des Prinzen, der ein sehr schöner Mann und dem schönen Geschlechte nichts weniger als abhold war, zu fesseln. Die artige Bäuerinn, welche mit holder Sittsamkeit und mit einem so edeln Anstande ihm das erste Blümchen aus diesem lieblichen Freudenkranze überreichte, hatte einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht. Sein Blick suchte sie auf, und bey der ersten günstigen Gelegenheit forschte er, wer diese Grazie wäre. Er er-

fuhr es bald, doch war sie für heute nur Julie; denn es war verabredet worden, daß niemand anders, als bey seinen Vornahmen genannt werden sollte, um die Täuschung zu befördern; die Präsentation war bis auf den folgenden Tag verschoben. Mit Ehrerbiethung näherte er sich der holden Julie, ihre Unterhaltung zog ihn an; Julie war für diesen Tag seine Dame und beynahe ausschließlich seine Tänzerinn.

Unbemerkt konnte dieß nicht beiben; alle weibliche Blicke wendeten sich auf die Beneidete, vor allen aber die Blicke der Gräfinn, der es nicht gleichgültig war, daß Julie ihr jede ihrer Eroberungen streitig machte. Um sich zu rächen, wandte sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf Friedhelm, und zwar so auffallend, daß es Julien unmöglich entgehen konnte. Diese wurde unruhig, sie sahe, daß ihr Gatte nur um die schöne, kokette Gräfinn beschäftiget war, zum ersten Mahle glaubte sie ein vertrauteres Verhältniß zwischen ihnen wahrzunehmen: sie wurde stiller, forschender, zerstreuter. Der Erbprinz bemerkte die Veränderung; er war eitel und schrieb sie sich zu. Er hielt für Verwirrung des erwachenden Gefühles der Liebe, was Folge erwachender Eifersucht war, und leider mußte ihn die gereitzte Weiblichkeit in seinem Wahne bestätigen; denn diese verleitete Julien, um eben die Gefühle, von denen sie ihre Brust beengt fühlte, in ihres Gatten Busen zu erwecken, die Artigkeiten des Prinzen mit einem scheinbaren Wohlgefallen anzunehmen, welches von dem inneren

Gefühle ihres Herzens weit entfernt war. Zu ihrem größten Verdrusse schien aber der Baron das Spiel ihrer Weiblichkeit kaum zu bemerken; er hatte nur für die Unterhaltung der Gräfinn Augen und Ohren.

Länger konnte sie diese so neuen beängstigenden Gefühle nicht ertragen; sie fürchtete, man möchte sie in ihren Blicken, in ihren Mienen lesen. Es war eben ein neuer Tanz angefangen worden, sie hatte ihn ausgeschlagen, und der Erbprinz stand mit einer andern Dame in der Reihe. Diesen Augenblick benutzte sie, ihren Gedanken ungestörter nachzuhängen. Unwillkürlich ging sie in die Schatten der Buchen und setzte sich an einer Quelle nieder, die am Fuße eines Berges hervor quoll. — Herr von Waldau hatte das ganze Spiel beobachtet; er sahe Juliens Aufmerksamkeit auf ihren Gatten und die Gräfinn; auch bemerkte er wohl ihr Benehmen gegen den Erbprinzen, allein er wußte es auch zu deuten: er kannte das weibliche Herz, aber auch seine Julie. Da er sie nicht aus den väterlichen Augen ließ, so folgte er ihr in das Wäldchen nach, und fand sie hier in Gedanken versunken, den Kopf auf den Arm gestützt und mit einer Thräne im Auge vor sich hinstarren. — Lange stand er neben ihr, ohne daß sie ihn bemerkte. — Endlich nannte er ihren Nahmen. — Julie erschrak, sie sahe empor, erblickte ihren Vater und stürzte an seine Brust, und nun entbrach unaufhaltbar das Gefühl in einen Strom von Thränen.

«Was ist dir, liebe Julie?» fragte er besorgt, «Ich sahe dich allein hierher gehen, und folgte dir. Ist dir nicht wohl?»

«O mein Vater!" rief Julie, und die Thränen erstickten ihre Stimme.

«Beruhige dich, mein Kind — Komm, wir wollen uns hier setzen. Fasse dich."

Sie setzten sich, Juliens Thränen flossen unaufhaltsam.

«Verzeihen sie, lieber Vater," sagte sie — «ich muß weinen — es erleichtert mein Herz."

«Auch nur deßwegen kann ich deine Thränen entschuldigen, Julie," sagte Herr von Waldau, selbst mit einiger Strenge; «denn — ich will dir nur das Geständniß deiner Schwachheit ersparen — mir ahndet, warum deine Thränen fließen."

«Er ist für mich verloren, mein Vater," rief Julie und verbarg ihr Haupt an seiner väterlichen Brust.

«Er kann für dich verloren seyn, Julie, wenn du einer Leidenschaft Raum gibst, die sich so gern von Hirngespinsten nähret, und uns auf jeden Fall der Besonnenheit beraubt, deren wir nie mehr bedürfen, als im Augenblicke der Gefahr."

«Also auch sie haben es bemerkt? — Sie ahnden Gefahr? — O es ist gewiß — gewiß — und mein Herz wird brechen — dieses Herz, das so treu, so einzig an ihm hängt!"

«Und das dennoch den Schmeicheleyen des Erbprinzen mit Wohlgefallen zu lauschen schien."

«Wie, mein Vater, sie glauben? ..." stotterte Julie erschrocken und erröthete.

«Nichts Unedles von meiner Tochter, erwiderte Herr von Waldau; «aber ich wollte dich nur auf dich aufmerksam machen, liebe Julie, dir nur zeigen, wohin die Lebhaftigkeit deiner Gefühle dich zu treiben vermag. — Du klagst deinen Gatten an und du selbst gabst ihm Anlaß, irre an dir zu werden."

«O Gott! — Sie ängstigen mich, lieber Vater — Ach, ich weiß selbst nicht, was ich gethan habe — Vielleicht war ich selbst Schuld an seinem Benehmen gegen die Gräfinn — vielleicht war es nichts, als eine kleine Rache, die er an mir nehmen wollte."

«Du schreibst Friedhelm zu, was bey dir der Fall war — Sieh nur, so verräth sich das Herz."

«Also war es bey ihm nicht dieß?"

«Vielleicht auch nichts sonst, was dich beunruhigen könnte. — Keine Grillen, liebe Julie, sie verbittern das Leben. — Vertrauen!"

«Zu ihm, mein Vater? — zu — Friedhelm?"

Sie schwieg. — Ihr Herz sagte ihr in diesem Augenblicke, wem sie das sagte.

«Ich bedauere dich, Julie!" erwiderte von Waldau erschüttert . . . «Du wähltest ihn selbst."

Beyde schwiegen — Unwillkührlich war dieser Vorwurf, den Julie tief fühlte, über seine Lippen geflossen. —

In diesem Augenblicke sahen sie den Baron mit der Gräfinn in einem wie es schien sehr ernsthaften Gespräch herkommen — Julie faßte krampfhaft den Arm ihres Vaters und zitterte. — Waldau war in Verlegenheit . . Er machte einiges Geräusch, um

ihre Gegenwart bemerkbar zu machen. Die beyden Lustwandler wurden sie gewahr und schienen überrascht; aber Friedhelm faßte sich bald und trat auf Julien und ihren Vater zu. — Er sahe die Verwirrung seiner Gattinn.

«Sie hier, Julie?" sagte er sich nähernd; «und ich glaubte, sie tanzten mit dem Erbprinzen."

Julie hielt dieß für einen Vorwurf und zitterte noch heftiger.

«Meiner Tochter ist nicht wohl," fiel von Waldau ein, «ich werde sie nach Hause begleiten."

«Wie, liebe Baroninn," sagte die Gräfinn, und faßte Julien unter den Arm, «Sie wollen die angenehme Parthie stören?"

«Das fürchte ich nicht," erwiderte Julie und hätte sich gern von ihrem Arme losgerissen, «meine Abwesenheit wird man wohl kaum bemerken."

«Doch der Erbprinz gewiß," versetzte die Gräfinn in einem scherzenden Tone, der Julien alle Röthe in das Gesicht jagte, «er verliert seine Dame."

«Dieser Verlust ist wohl leicht zu ersetzen," erwiderte Julie etwas empfindlich, und faßte ihres Vaters Arm und bath ihn, sie nach dem Wagen zu begleiten.

«Wenn sie nicht wohl sind, liebe Julie," sagte Friedhelm besorgt, «so will ich sie nicht zurück halten. — Der Abend wird kühl. Ich lasse den Wagen hier am Gehölze vorfahren."

«Der meine wartet dort auf mich," sagte Herr von Waldau.

«So bringe ich sie an den Wagen," erwiderte der Baron und nahm Juliens Hand aus dem Arme ihres Vaters in den seinen, indem er die Gräfinn dem Herrn von Waldau übergab.

«Sie bleiben noch lange hier, Friedhelm?" fragte Julie mit bebender Stimme.

«Morgen früh erkundige ich mich nach ihrem Befinden, liebe Julie," erwiderte der Baron, «und hoffe, sie wieder gänzlich munter zu finden. — Küssen sie unsern Adolph."

Sie waren bey dem Wagen, den von Waldau schon, ehe er seiner Tochter in das Gehölz nachging, dahin bestellt hatte, um, wenn er sie gesprochen, fort zu fahren. — In dem Augenblicke, als sie einsteigen wollten, kam der Erbprinz mit dem Kammerherrn von Salder gegangen. Er hatte Julien vermißt, und kaum erblickte er sie, und sahe, daß sie in den Wagen steigen wollte, so eilte er auf sie zu.

«Wie," rief er lebhaft, «das schöne Julchen will uns die schönste Blüthe aus dem Kranze der Freuden rauben? — Das lasse ich nicht zu!"

«Gnädiger Herr!" ... stammelte Julie und ihre Wange glühete.

«Wir sind so froh, der Abend ist so schön ... Wir werden sie alle so vermissen. . ."

«Ja, kommen sie uns zu Hülfe, gnädigster Herr," sagte die Gräfinn; vielleicht gelingt es ihnen besser, die Baroninn zu überreden."

«Meine Tochter ist nicht wohl, Euere Durchlaucht," fiel Herr von Waldau ein, und warf einen

strengen Blick auf die Gräfinn, der sie in Verlegenheit setzte.

Nicht wohl?" rief der Prinz besorgt. — «Mein Gott, ist denn kein Arzt in der Nähe? — Mein Leibarzt ist ja hier." — Und er wollte selbst hin, ihn zu suchen.

Die Gräfinn konnte sich eines boshaften Lächelns nicht erwehren. — Friedhelm bemerkte es. —

«Meine Tochter dankt für die Gnade, gnädigster Herr," sagte von Waldau in einem leichten Tone zum Prinzen; zu Hause ist für alles gesorgt."

Der Prinz war etwas verlegen. — «So erlauben sie wenigstens, daß ich sie in den Wagen hebe," und er nahm Juliens Hand, die in der seinen zitterte und die er sanft drückte. «Morgen werden sie uns doch nicht fehlen?" flüsterte er ihr zärtlich zu, als er sie in den Wagen hob, und trat vom Schlage zurück. —

Herr von Waldau setzte sich neben Julien und der Wagen rollte fort.

«Wer ist der Vater ihrer Gemahlinn?" fragte der Prinz den Baron.

Friedhelm nannte ihm dem Nahmen seines Schwiegervaters.

«Von Waldau?" wiederhohlte der Prinz, als ob er sich auf ihn besänne.

«Man nennet ihn nur den Philosophen," sagte die Gräfinn spöttisch.

«Er ist es," fiel Friedhelm, den dieß verdroß, ihr in das Wort, «wenn anders die unerschütterlich-

ste Rechtschaffenheit bey dem wärmsten Herzen mit Welterfahrung und hellblickendem Geiste zu diesem Nahmen berechtigen."

«Die schöne Gräfinn," versetzte der Prinz, «hat vielleicht einen andern Maßstab für die Philosophen."

«O nein, gnädigster Herr," erwiderte die Gräfinn liebhaft, «ich habe mich noch eigentlich gar nicht nach einem Maßstabe für diese Gattung umgesehen, die unter uns armen Erdenkindern lange Weile empfindet und lange Weile erregt. Ich liebe das Leben recht sehr, wie es ist, und mich gehet wenig an, wie es seyn sollte. — Doch will ich damit gar nichts gegen Herrn von Waldau gesagt haben — bewahre! Seit dem es ihm gelungen ist, sogar den Baron wenigstens zu einem Halbschlage von Philosophen umzuwandeln, der die Freuden des Lebens auch mit stoischer Gleichgültigkeit — ha! ha! ha! wie fällt mir das Wort ein — betrachtet, und die Residenz hier unter den lieblichen Herden und ihren Hüthern nicht vermißt, seit dem — habe ich einen unbeschreiblichen Respect vor der Philosophie — einen Respect, daß ich für meinen Theil ihr nicht zu nahe kommen möchte."

«Fürchten sie nichts," antwortete Friedhelm, «Venus und Minerva waren nie besondere Freunde, und wenn Amors Pfeil gegen die ernste Göttinn seine Kraft verlor, so trug er nicht weniger einen Panzer gegen ihre Lanze."

«Nicht doch, versetzte die Gräfinn empfindlich; «er spielt ihr die Lanze aus der Hand und — zerbricht sie."

Der Erbprinz lachte. — Sie waren wieder zur übrigen Gesellschaft gekommen. Die Gräfinn beschloß, sich an den Baron zu rächen und both alles auf, sich dem Prinzen zu nähern, und ob gleich dessen Phantasie noch immer mit Julien beschäftiget war, so wandte er doch seine Huldigung jetzt der Gräfinn zu, um den Baron, den er für den Urheber von Juliens Entfernung hielt, zu bestrafen. — Friedhelms Eitelkeit fand sich beleidiget; er fühlte eine Wallung, die man gewöhnlich Eifersucht nennt, die aber oft nichts weiter ist, als das Prickeln der Eigenliebe und der Sinnlichkeit. — Mit Vergnügen bemerkte die Gräfinn diese Wallung. — Friedhelm suchte mehrere Mahle Gegenheit sie zu sprechen, sich mit ihr zu verständigen; sie wußte ihm auszuweichen und schien ihm nur ganz mit dem Prinzen beschäftiget. Dieß Spiel setzte sie fort, als man auf das Schloß zurückkehrte zur Abendtafel, nach welcher der Ball noch bis gegen Tagesanbruch fortdauerte.

Friedhelm fuhr nach Waldsee zurück. Hatte die reitzende Annäherung der Gräfinn seine Sinnlichkeit entflammt, so war jetzt sein Herz in Wallung über ihre Empfindlichkeit und Hinneigung zu dem Erbprinzen. Nicht ohne Unruhe dachte er sich beyde unter demselben Dache. Jetzt entdeckte er im glühenden Morgenrothe die Kirchthumspitze von Waldsee und Juliens Bild trat vor seine Phantasie. Er fühlte sein Unrecht gegen seine Gattinn und dieses vermehrte seine Unruhe. Wenig gewohnt, sich um die Gefühle der Opfer seiner Sinnlichkeit, denen er ehemahls un-

treu geworden war, und die auch wohl nicht tief gegangen seyn mochten, zu bekümmern, fiel es ihm jetzt doch ein, daß er hier heilige Rechte kränke und ein Herz, dessen Natur das tiefste Gefühl war. Daraus entstand ein Kampf in seiner Brust, der sich für Pflicht und Herz zu entscheiden schien. Er erkundigte sich sehr besorgt, so bald er in das Haus trat, nach dem Befinden seiner Gattinn und hörte mit Theilnahme, daß sie über heftige Kopfschmerzen geklagt habe. Um ihren Schlummer nicht zu stören, ließ er sich auf dem Divan in seinem Zimmer das Bett bereiten, und so bald er erwachte und hörte, daß Julie aufgestanden sey, ging er zu ihr hinüber.

Er fand sie bleich, in ihren Augen Spuren von Thränen. Sie hatte lange gewacht, immer auf die Ankunft ihres Gatten gelauscht und war endlich eingeschlummert, so daß sie von Friedhelms Ankunft nichts vernahm. Als sie erwachte und sein Bett leer sahe, glaubte sie, er sey noch nicht zurück gekommen und marterte sich mit den beängstigendsten Gefühlen bis sie von ihrem Kammermädchen erfuhr, daß er sie in der Nacht nicht habe stören wollen und daß ihr Adolph bey dem Vater sey. Dieß beruhigte ihr Herz. — Sie ging dem Baron lächelnd entgegen und machte ihm zärtliche Vorwürfe, daß er ihr die Nacht aufgeopfert habe. Friedhelm war gerührt, er schloß sie in seine Arme, und fester, inniger, da er ihr ein Unrecht abzubitten hatte. Julie nahm dieß für einen Beweis liebender Theilnahme und wurde heiter. Bald gesellte sich ihr Vater zu ihnen, es wurde be-

schlossen auf der Insel in See zu frühstücken, und es war einmahl wieder einer jener Morgen erschienen, welche Julie seit einiger Zeit so schmerzlich vermißt hatte. — Zu ihrer größten Freude äußerte Friedhelm sogar, als die Rede auf das gestrige Fest kam, daß er wünschte, die gräfliche Familie wäre nur erst wieder zur Residenz zurück gekehrt, ein Wunsch, in welchen Julie und ihr Vater von ganzem Herzen einstimmten.

Juliens Betragen war zum Theile Sache des Herzens, zum Theile aber auch Folge der Unterredung mit ihrem Vater auf dem Rückwege von Buchthal. Herr von Waldau machte ihr begreiflich, daß sie, selbst bey dem unglücklichen Mangel des inneren Vertrauens, doch mehr dabey gewinnen würde, wenn sie es wenigstens äußerlich beobachtete, als wenn sie Mißtrauen in ihrem Innern nährte und laut werden ließe.

«Vertrauen, meine Tochter," sagte er zu ihr, «wäre es auch nur der Schein, ist die Ägide der Vernunft und des Herzens. Auch dem Leichtsinnigsten, ja selbst dem Verdorbensten wird es schwer, es zu täuschen — Mißtrauen bringt oft gerade das zur Wirklichkeit, wovor es zittert. — Vor allen Dingen weg mit allen Vorwürfen; sie erbittern statt zu bessern."

Gern hätte Julie diesen Tag ganz dem häuslichen Glücke gewidmet, und auch der Baron schien dieß zu wünschen; allein es war Mittagstafel und Präsentation auf Buchthal, wobey sie, ohne die

Schicklichkeit und die Achtung gegen den Erbprinzen zu verletzen, nicht fehlen durften. Nach einem schönen Morgen mußte Julie an ihre Toilette denken; Herr von Waldau hatte einen Brief an seinen Sohn zu beantworten, und Friedhelm einige Anordnungen zu einem Feste, welches er auf Waldsee dem Erbprinzen geben wollte, zu treffen, und dann setzten sie sich ein und fuhren nach Buchthal hinüber.

Julie trat am Arme ihres Gatten in den Saal. Der Prinz eilte ihr entgegen; aus seinem Auge blitzte die Freude, sie zu sehen, wozu er beynahe die Hoffnung aufgegeben hatte. Gleich am Morgen hatte er seinen Jäger nach Waldsee geschickt, sich nach dem Befinden der Baroninn erkundigen lassen, und von ihrer Unpäßlichkeit gehört. Die Bläße ihrer Wangen, welche bey dem Eintritte in den Saal eine feine Rosenröthe überflog, verschönte sie in seinen Augen. Ihr Benehmen gegen ihn, das er nach Prinzenart ganz zu seinem Vortheile deutete, ihre unvermuthete Entfernung gestern, welche er der Eifersucht des Barons, und vielleicht dem väterlichen Ansehen des strengen Philosophen zuschrieb, erhöheten das Interesse, welches er für die Grazie, wie er sie nannte, empfand. Er bezeugte ihr mit Wärme seine Freude, sie hier zu sehen und erkundigte sich mit Theilnahme nach ihrem Befinden. — Die Ankunft mehrerer Gäste unterbrach für dieses Mahl die Unterhaltung, allein der Erbprinz benutzte jeden schicklichen Augenblick — und einem Prinzen dünkt so ziemlich jeder Augenblick schicklich — sich der Baroninn zu

nähern. — Man ging zur Tafel und die Etikette geboth ihm, die Ministerinn zu führen; er warf Julien einen Blick zu, in welchem gleichsam eine Entschuldigung lag, daß er den Wunsch seines Herzens der Etikette aufopfern müsse. Diesen Blick belauschte die Gräfinn Dahlen; sie näherte sich dem Baron, der zufällig gleichfalls den Erbprinzen beobachtet hatte, und flüsterte ihm zu:

«Ist Minerva wirklich von allen Pfeilen Amors gesichert?" — und wandte sich, ohne seine Antwort abzuwarten, spöttisch lächelnd zu einer der jungen Gräfinnen, der sie etwas in das Ohr flüsterte.

Friedhelm wußte recht gut zu deuten, worauf sie anspielte, und er, der den Wankelmuth und die Schwächen des weiblichen Herzens nur zu oft erprobt hatte, blieb nicht ganz ruhig dabey. — Diesen Zweifel wünschte er gelöset.

Nach der Tafel vertheilte sich die Gesellschaft in dem Parke und ehe sich noch der Erbprinz aus dem ihn umschließenden Kreisen losmachen konnte, nahm Julie den Arm des Herrn von Berfeld, eines nahen Güterbesitzers und Freundes ihres Hauses, und ging mit ihm und seiner Gattinn spazieren. — Friedhelm sahe sie in dieser Gesellschaft und näherte sich der Gräfinn. Er both ihr den Arm, und führte sie in den Theil des Parks, der ganz dem Spaziergange seiner Gattinn entgegen gesetzt lag. — Anfänglich betraf ihre Unterhaltung die gewöhnlichen Gegenstände; doch bald wurde sie lebhafter. Friedhelm fragte die Gräfinn, was ihr gestern gefehlt habe. Die Grä-

sinn wollte scheinbar ausweichen, allein es kam zuletzt doch zu Erklärungen, die kaum laut zu werden wagten, zu Entschuldigungen und Betheuerungen, — zu einer Versöhnung, die — den Baron auf immer mit sich entzweyet haben würde, hätte er weniger unter der Macht der Sinnlichkeit gestanden, oder wäre ein Herz, das dieser Macht zu unterliegen gewohnt ist, noch eines tiefen Gefühles fähig. — In diesem Augenblicke entriß sie dem Baron das Versprechen, daß er in die Residenz zurück kehren würde, und sie begaben sich auf verschiedenen Wegen wieder zur Gesellschaft.

Auch Julie hatte sich in dem größeren Kreise eingefunden. Der Prinz hatte sie aufgesucht, und da er sie jetzt am großen Bassin fand, setzte er sich neben sie, und sie mußte eine Unterhaltung dulden, an der sie nur geringen Antheil nahm; denn ihr Blick forschte nach dem Baron und der Gräfinn. Zu ihrer großen Beruhigung wurde sie des erstern bald im Gespräche mit mehreren Herren und Damen gewahr und die letztere sahe sie Arm in Arm mit einer der jungen Gräfinnen gehen, die sie unter Weges aufgefangen hatte. Für diesen Abend schien weiter keine vertrauliche Annäherung zwischen beyden Statt zu finden. Dieß versetzte Julien in die beste Laune von der Welt, sie gewann mehr Freyheit für ihre Umgebung und mehr Besonnenheit für die Unterhaltung, die einen Anstrich von Interesse und Munterkeit annahm, welchen der Erbprinz mit Entzücken bemerkte. Einige Worte, welche Friedhelm Julien zuflüsterte, der,

eigener Schuld sich bewußt, so gern auch andere für schuldig erkennen mochte, verwischten zwar etwas den heitern Anstrich ihrer Laune; sie zog sich mehr zurück: allein im Herzen dankte sie dem Treulosen für diesen Beweis des Antheiles; denn dafür hielt sie es in der Reinheit ihres Herzens. — Diese Veränderung entging dem Prinzen nicht, und er maß sie sogleich dem Baron zu, an dem er sich zu rächen beschloß. Ein Ehemann, der selbst die Pflichten gegen seine Frau zu verletzen kein Bedenken trug, wie er von Friedhelm gar nicht zweifelte, dünkte ihm wenig berechtiget, den Eifersüchtigen gegen sie zu spielen, dünkte ihm der Vergeltung werth und — er fühlte sich sehr geneigt, das Seine dazu nach Möglichkeit beyzutragen.

Auf der Heimfahrt war Friedhelm still und in sich gekehrt. Die Unruhen über Juliens Herz und das Bewußtseyn der eigenen Schuld vermischten sich zu einem Gefühle in seiner Brust. — Julie suchte ihm Rede abzugewinnen, allein zum ersten Mahle erhielt sie nur eine unfreundliche Antwort, die sie jedoch ohne Empfindlichkeit hinnahm, weil sie Friedhelms Laune dem Gefühle der Eifersucht zuschrieb, über welche ein unverdorbenes weibliches Herz im Inneren nie zürnt.

«Er liebt mich noch!" sagte sie am folgenden Morgen zu ihrem Vater, dem Friedhelms Betragen aufgefallen war, und der Julien fragte, was unter ihnen vorgegangen sey. — «Er liebt mich noch! — Gern verzeihe ich ihm, daß er mich verkennt, daß er glauben kann, mein Herz sey eines andern Gefüh-

les fähig, als der Liebe für ihn. — Von diesem Irrthume will ich ihn bald zurück bringen."

«Vielleicht schwerer, als du glaubst, gute Julie," erwiderte Waldau; «Mißtrauen in weibliche Würde ist der traurige Gewinn, den Männern, wie Friedhelm, ihrer Erfahrung zu verdanken glauben, und dieses Mißtrauen artet nur zu leicht gegen die eigene Gattinn in tyrannisirende Eifersucht aus. Dein guter Dämon bewahre Friedhelm vor der Furie, die in dem unschuldigsten Worte, in der arglosesten Miene ein Verbrechen sieht. — O Julie!" rief er aus beklommener Brust, «nur wenn ein reines Herz mit einem reinen Herzen sich verbindet, dann — aber auch nur dann ist die Ehe ein Rosenband, das man leicht und wonnevoll durch das Leben trägt."

«Ich will die Furie wohl bannen, die unser Band zur drückenden Fessel umwandeln könnte," sagte Julie und verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen Friedhelm, und als nach einigen beynahe ausschließend der Jagd geweiheten Tagen die Gesellschaft sich auf Waldsee vereinigte, suchte sie in der Beschäftigung der Wirthinn, so viel es die Schicklichkeit erlaubte, einen Anlaß, dem Erbprinzen, der sich ihr immer mehr zu nähern suchte, auszuweichen.

Aber mit welcher Unruhe sahe sie dagegen, was für Schritte die Vertraulichkeit der Gräfinn und Friedhelms gemacht hatte, und wie ergriff es ihr Herz, als sie die Gräfinn die Gesellschaft im Triumphtone versichern hörte, der Baron werde ihnen bald in die Residenz nachfolgen! — Alle Damen stürmten

auf Friedhelm ein, ihnen das Wort darauf zu geben; die Herren wandten sich galant an Julien, vor allen aber der Prinz mit einem Eifer, mit einer Angelegentlichkeit, welche Julien alle Röthe in das Gesicht trieb. Friedhelm versicherte, daß es nie seine Absicht gewesen sey, sich auf dem Lande zu vergraben, und Julie begnügte sich mit der Äußerung: Friedhelms Wille sey der ihrige; eine Äußerung, worüber die Gräfinn spöttisch das Näschen rümpfte und welche beynahe einem jeden, selbst dem Baron, äußerst albern vorkam.

«Wir wollen streben, schöne Julie," sagte der Erbprinz halblaut zu ihr, «daß nicht bloß des glücklichen Barons Wille sie uns schenken soll."

Julie verneigte sich schweigend. —

Das Fest war glänzend und geschmackvoll. Es endete mit einem artigen Feuerwerke, das auf der Insel bey dem Pavillon abgebrannt wurde. — Erst bey dem Aufgange der Morgenröthe trennte sich die Gesellschaft. —

Kaum war Julie allein, als ihr volles Herz sich in Thränen Luft machte. — Friedhelm fand sie, den Kopf aufgestützt und mit verweinten Augen, welche sie vergebens zu verbergen strebte.

«Was ist dir, Julie?" fragte er, aber nicht in dem Tone der besorgten Zärtlichkeit, sondern einer gewissen Ungeduld, welche dem Bewußtseyn der Schuld eigen zu seyn pflegt, die eine Erklärung fürchtet und sich hinter Vorwürfen, und wären sie auch noch so ungerecht und ungegründet, zu verschanzen entschlossen ist.

Dieser Ton beleidigte Juliens Zartgefühl; sie weinte heftiger.

«Seltsam!" sagte Friedhelm. — «Kindisch!" setzte er mit einiger Bitterkeit hinzu.

«Ganz recht!" erwiderte Julie empfindlich, «es ist kindisch, daß ich meinem Herzen nicht mehr gebieten kann. — Verzeihung!"

«Und was will denn dein Herz? fragte der Baron heftig.

«Was es will?" erwiderte Julie erschüttert — «Adolph, was du ihm nicht gewährst ... Liebe und Schonung!"

«Ich fürchte doch nicht etwa," versetzte Friedhelm, «daß gar Eifersucht sie quält? Sie erweisen mir zu viel Ehre."

Julie erschrack über die Herzlosigkeit, die so gar keinen Theil an ihrem Kummer nahm.

«O mein Vater!" rief sie aus.

«Was soll das?" fragte Friedhelm rasch und auffahrend.

«Nichts," erwiderte Julie; «es mahnet mich nur an meine Verblendung."

«Unser Gespräch nimmt eine Wendung, die — nicht die angenehmste ist."

«Ist das meine Schuld?"

«Wer zu Vorwürfen sich berechtiget glaubt, muß wenigstens selbst dazu keinen Anlaß geben."

«That ich das? — Doch Vorwürfe? Nein," sagte sie unbeschreiblich sanft, «Vorwürfe will ich dir nicht machen. — Nur, ist noch irgend ein Fünk-

chen Zuneigung in deinem Herzen, so — schone meiner."

«Ich verstehe dich nicht," erwiderte er verlegen, aber sanfter; «du scheinst Gespenster zu sehen, unbedeutende Galanterien für mehr zu halten, als sie sind."

In diesem Augenblicke brachte das Kammermädchen dem Baron einen Brief, der durch eine Estaffette gekommen war. — Friedhelm erbrach ihn und erschrack. Unwillkührlich blickte er auf Julien, die an das Fenster getreten war und in die Morgengluth schauete. Er las weiter und seine Unruhe stieg höher. — Julie wandte sich um.

«Ich muß verreisen," sagte er und steckte den Brief zu sich.

«Bald?" fragte Julie.

«In wenigen Stunden. — Es kommt mir sehr ungelegen, aber — ich darf es nicht verschieben. — Wahrscheinlich bleibe ich nur wenige Tage abwesend. — Du wirst mich bey deinem Vater entschuldigen, wenn ich sein Aufstehen nicht abwarte."

«Dir ist etwas Unangenehmes begegnet," sagte Julie besorgt und aller Groll war aus ihrem Herzen verschwunden. — «Diese Reise. . ."

«Darf dich nicht beunruhigen," erwiderte Friedhelm gefaßter. — «Du wirst doch nach Buchthal gehen?"

«Nicht ohne dich."

«Durch meine Abwesenheit soll dir kein Vergnügen entzogen werden."

«Vergnügen? — Dort? — Ohne dich?"

«Es würde auffallen, wenn du nicht erschienest."

«Ich bin ja schon öfter weggeblieben; erlaube mir, daß ich es auch dieses Mahl thun darf. — Ich bedarf einiger Ruhe."

«Nun, wie du willst."

Und Friedhelm ging hin, die nöthigen Befehle zu ertheilen, daß in einigen Stunden der Wagen vor der Thür stünde.

Julie war äußerst besorgt. Friedhelms Unruhe fiel ihr auf das Herz, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon zu geben wußte; aber es mußte etwas Außerordentliches seyn, was ihn in diese Wallung versetzte. — Was es seyn könnte, war ihr unerklärbar, und nach der eben erlebten Scene wollte sie nicht wagen, in ihn zu dringen. — Gern hätte sie zu ihrem Vater ihre Zuflucht genommen, allein sie fürchtete, es könnte ihrem Manne unangenehm seyn.

Friedhelm fand sie in sichtbarer Bewegung, als er zurückkehrte; er hatte gehofft, sie schon im Schlafe zu finden.

«Ich bin deiner nicht werth, liebe Julie!" rief er gerührt aus und schloß sie an seine Brust. — «Verzeihe mir!"

«Alles! alles!" rief Julie, «nur entreiß mich der marternden Ungewißheit. Diese schnelle Reise... Du bist unruhig... Darf ich nicht wissen, wohin du gehest?"

«Nach Mannheim," versetzte Friedhelm mit scheinbarer Fassung. — «Über diese Reise sey ganz un-

besorgt, sie betrifft mich durchaus nicht. — Einer meiner Freunde bedarf meiner. — Ich werde über Buchthal gehen, um meine Abwesenheit bey dem Erbprinzen und dem Grafen zu entschuldigen."

Über Buchthal! — Juliens Herz zitterte bey diesem Nahmen. — Es leuchtete ihr aber wohl ein, daß Verhältnisse und die Schicklichkeit es durchaus nothwendig machten.

Nach einigen Stunden Schlaf stieg Friedhelm in den Wagen, nachdem er an seines Sohnes Wiege gegangen war, und den süß schlummernden Knaben zärtlich geküßt hatte. Julie war aufgestanden und begleitete ihn hinunter. — Nach dem zärtlichsten Abschiede, und unter dem Versprechen, so schnell als möglich zurück zu kehren, rollte er hin auf dem Wege nach Buchthal. — Wäre es nur nicht gerade dieser Weg gewesen, Julie würde mit weniger Besorgniß ihm nachgeblickt haben. Sie ging in ihr Zimmer zurück, allein an Schlaf war nicht mehr zu denken. Sie befahl, so bald ihr Vater aufgestanden sey, es ihr zu berichten.

Waldau war sehr überrascht, als er von seiner Tochter die schleunige, so unerwartete Abreise des Barons vernahm. Was konnte so Wichtiges vorgefallen seyn, das ihn zwang, gerade jetzt, bey der Anwesenheit des Erbprinzen, eine solche Reise vorzunehmen. Vielleicht eine Ehrensache? Die Unruhe, von welcher Julie erzählte, brachte ihn auf diesen Gedanken, und es wäre nicht das erste Mahl gewesen, daß sich Friedhelm durch Unbesonnenheit und

Leichtsinn in ähnliche Händel verwickelt sahe. — Wie hätte er aber diese schreckliche Vermuthung auf Juliens Herz werfen sollen. Er suchte vielmehr sie zu beruhigen und es gelang ihm ziemlich. — Von der Scene vor der Abreise erwähnte Julie weiter nichts; denn sie scheuete sich, ihre Schwachheit ihrem Vater so sehr zu verrathen.

Friedberg verweilte nur wenige Augenblicke auf Buchthal. Er beurlaubte sich unter dem Vorwande wichtiger häuslicher Angelegenheiten auf einige Tage bey dem Erbprinzen und der gräflichen Familie. Dem Erbprinzen war diese Entfernung gar nicht unangenehm; er hoffte Julien zwangloser und unbewachter zu sehen. — Die Gräfinn Dahlen befand sich gerade auf einem Spaziergange und war bey ihrer Rückkehr sehr überrascht, als sie hörte, daß der Baron da gewesen und auf mehrere Tage verreiset sey, ohne von ihr Abschied zu nehmen, oder auch nur besonders nach ihr zu fragen. Wie sollte sie sich das erklären? — War es Gleichgültigkeit? — Sie zitterte bey diesem Gedanken; denn ihr Herz hatte Leidenschaft für den Verräther gefaßt. — Wie konnte er jetzt verreisen, gerade jetzt, wo sie glaubte, der Zug aus dem Becher der Liebe, den sie ihm dargebothen, müsse ihn berauscht, ihn ihr ganz zum Sclaven gezaubert haben. — Und nicht einmahl Abschied genommen! — Was hatte ihn so schnell entzaubern können, ihn, der gestern noch ganz Gluth und Liebe schien? — Julie? — Seit einigen Tagen war ihr der Nahme mehr als je zuwider. — Ihre Phantasie hatte sich schon mehrmahls mit

Julien in ein Verhältniß gesetzt, in welchem ihr diese als ihre größte Widersacherinn erschien — und noch sollte sie so viel Gewalt über ein Herz haben, auf das sie Ansprüche machte? — Was konnte denn Julien diese Gewalt verleihen? — Die Rechte der Gattinn? Konnten diese bey einem Manne aus der großen Welt, bey einem Friedhelm, in Betracht kommen? — Liebe? — Sie war schöner, als Julie und der Baron zu ihren Füßen gelegen. — Achtung? Der Glaube an Treue? — Sie hatte wohl eher — wenigstens gelesen, daß dieß Gefühl, dieser Glaube über das Herz des Mannes viel vermöge; aber verdiente Julie diesen Glauben? War sie wirklich treu? — Das kam auf eine Prüfung an. Sollte sie wirklich für die Bewerbungen des Erbprinzen, der als Mann und als Prinz gleich gefährlich war, kein Gefühl haben? — Auf diese Probe wollte sie die Treue der Baroninn setzen, und fand sie sie hier schwach, wie sie hoffte, so war es um Friedhelms Achtung geschehen. — Zu dieser Prüfung beschloß sie des Barons Abwesenheit, die ihr unter diesen Umständen nicht mehr so ungelegen war, weil sie der Intrigue freyeren Spielraum gewährte, zu benutzen, und sie hoffte auf den doppelten Triumph, die verhaßte Nebenbuhlerinn auch nur als ein gewöhnliches, schwaches Weib zu erblicken, und den Baron unumschränkter zu beherrschen.

Man erwartete auf Buchthal, und vor allen der Erbprinz und die Gräfinn, Julien zu sehen; allein Herr von Waldau kam allein und entschuldigte seine Tochter mit einer Unpäßlichkeit ihres Sohnes. Der

Erbprinz konnte seinen Verdruß nicht ganz verbergen; er war verstimmt, einsylbig, nichts vermochte seine Theilnahme zu erwecken. Der Minister war verlegen; er äußerte dieß gegen die Gräfinn, und diese nahm es auf sich, den Grund dieser Laune auszuforschen.

Sie wandte sich an den Begleiter und gewisser Maßen Vertrauten des Prinzen, den Kammerherrn von Salder, und durch ihn erfuhr sie bald, aber unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, was sie längst schon wußte, daß der Erbprinz für die reitzende Baroninn auf das höchste entbrannt sey. Sie stellte sich überrascht bey dieser Entdeckung.

«Sie haben Recht,» sagte der Kammerherr, der eben nicht zu den hellesten Köpfen gehörte, «es ist unglücklich, daß die Leidenschaft des Prinzen gerade auf einen Gegenstand fallen muß, wo ihm so wenig Hoffnung bleibt.»

«Sollte der Prinz sich wirklich so wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen,» versetzte die Gräfinn, «und sollten sie, Salder, den er mit seinem Vertrauen beehret, so wenig davon durchdrungen seyn, daß sie eine Hoffnung aufgeben, deren Schwierigkeiten vielleicht nur in ihrem Gehirne liegen?»

«Wie, himmlische Gräfinn, sie glauben, wir könnten hoffen?»

«Und warum denn nicht? — Mir dünkt, der Prinz hat eben nicht Ursache, sich über der Baroninn Benehmen gegen ihn zu beschweren.»

«Anfänglich schöpfte er freylich Hoffnungen, allein diese vermindern sich mit jedem Tage. Sie glauben nicht, was ich mit ihm ausstehe."

«Ihr Prinz scheint mir ziemlich nach Art der Ritter in unsern Romanen zu lieben, die ganz schmeichelhaft für die Angebethete seyn mag, aber zuletzt doch ziemlich langweilig wird."

«So etwas. — Aber sagen sie selbst, was ist dabey zu thun? Die Baroninn zieht sich offenbar zurück."

«Und das wissen sie wirklich nicht zu deuten? Ha! ha! ha! ha!"

«Wie? — Sie glauben. ..."

«Und muß sie nicht vielleicht sich zurück ziehen? Ein pedantischer Vater. ..."

«Und ein eifersüchtiger Mann."

«Das glaube ich kaum."

«Auf dem Verdachte ist der Prinz."

«Ich halte Friedhelm kaum der Schwachheit fähig; aber wäre es wirklich, so darf sich ja der Prinz um so weniger über das Benehmen der Baroninn wundern."

«Freylich wohl, aber, was ist dabey zu thun?"

«Lassen sie den Prinzen sich erklären."

«Warum schriftlich, was man mündlich weit besser thun kann."

«Wie das? — Die Baroninn ist nicht gekommen; bleibt vielleicht, so lange der Baron entfernt ist, weg; der Prinz glaubt bestimmt, es geschehe um seinetwillen."

«Vielleicht auch nicht. — Doch, ich sehe wohl, ich muß aus Freundschaft für sie, Salder, und aus Achtung für den Prinzen, mich in das Mittel schlagen!"

«Thun sie das, liebe Gräfinn. — O wäre doch des Prinzen Leidenschaft auf sie gefallen; aber gerade, wo Schwierigkeiten sich häufen. . ."

«Die sie also bey mir nicht zu finden fürchten," versetzte die Gräfinn empfindlich.

«Sie haben Geist, haben ein Herz, keinen pedantischen Papa, keinen eifersüchtigen Mann. . . . Der Erbprinz ist blind; sie sind doch viel reitzender."

«Lassen sie es gut seyn. Das Herz hat seine Launen."

«Ja wohl, und so ein prinzliches Herz verdammte Launen, ganz verdammte. Man will so einen Herrn denn doch gern zufrieden stellen, das erfordert unsere Pflicht; aber er sollte es einem auch nicht so schwer machen. — Nun, sagen sie doch, liebe Gräfinn, wie fangen wir es an, daß er seiner Schönen nahe kommt — ohne Zeugen — für eine Erklärung darf uns dann nicht bange seyn, er hat Feuer und ist ein Prinz."

«Mir fällt eben ein, morgen ist die Jagd. — Könnte der Prinz nicht unbemerkt sich von der Gesellschaft entfernen? — Er findet die Baroninn allein — Ihr Vater ist ja mit von der Parthie."

«Sie sind ein Engel, Gräfinn!" rief der Kammerherr entzückt, «auf Ehre, ein ganz scharmanter Engel! Welch ein Geist! Ich eile zu dem Prinzen."

«Nur bitte ich, ihn nicht merken zu lassen, daß der Einfall von mir kommt."

«Seyn sie unbesorgt, er kennt mich, ich habe schon manchen guten Einfall auch gehabt."

Der Vorschlag war dem Prinzen so einleuchtend, daß er sich dadurch ganz erheitert fühlte. Die Jagd führte gerade in den Forst, der an Waldsee gränzte. — Jetzt beehrte er Waldau mit ganz besonderer Aufmerksamkeit; er unterhielt sich viel mit ihm, und lud ihn ausdrücklich und auf das Verbindlichste zu der Jagd ein, damit dieser nicht etwa den Einfall bekommen möchte, zu Hause zu bleiben. Waldau wußte sich diesen plötzlichen Übergang von der sichtbaren Kälte, mit welcher er war empfangen worden, zu der gnädigsten Behandlung nicht zu erklären, und hatte er auch jene Kälte zu deuten gewußt, und war er auch überzeugt, daß diese feurige Annäherung ihm nicht gelten konnte, so blieb es ihm doch ein Räthsel, was dabey zum Grunde liegen könnte.

Julie fühlte bey der Wallung ihres Herzens die Wonne, sich selbst überlassen zu seyn. Sie konnte ihrem Kummer ungestört nachhängen, ohne lästige Zeugen zu befürchten. Ihre einzige Gesellschaft war ihr Sohn, und die Gefühle der Mutter milderten den Kummer der Gattinn. Sie vertiefte sich mit ihm und seiner Wärterinn in der schönen Natur um Waldsee her. Sie setzte sich mit ihm in das hohe, üppige Gras am Ufer des Sees, und pflückte ihm die niedlichen, blauen Blümchen, nach welchen er die Händchen aus-

streckte. — «Vergißmeinnicht!" stammelte sie und der Knabe zerriß sie spielend und warf sie in das Wasser. Eine Thräne stieg unwillkührlich in Juliens Augen, da sie die Blümchen schwimmen sahe. — So fand sie ihr Vater, als er von Buchthal heim kam und sie aufsuchte. — Es machte ihr Freude, zu hören, wie kurz Friedhelm dort verweilt habe; sie hatte aber gehofft, den folgenden Tag in des geliebten Vaters Gesellschaft zu verleben und vernahm ungern die dringende Einladung des Erbprinzen, welche Waldau nicht wohl hatte ausschlagen können. — Sie nahm sich vor, ihrem Claviere den Tag zu weihen, und sich einige neue Romanzen auf der Guitarre einzuspielen, um Friedhelm damit zu überraschen.

Mit Tagesanbruch begab sich Waldau nach Buchthal, wo der Adel aus der Nachbarschaft sich zu der Jagdpartie versammelte. Dem Erbprinzen fiel ein Stein vom Herzen, als er ihn erblickte, und mit leuchtender Freude hieß er ihn willkommen. — Bald wurde aufgebrochen und die Jagd vertheilte sich im Forste, wo jedem seine Stelle angewiesen wurde. — Ein Sechzehnender, den der Erbprinz lebhaft verfolgte, gab ihm bald Gelegenheit, sich im Gehölze von seinen Gefährten zu entfernen, von denen jeder zu sehr mit sich und der Jagd beschäftiget war, um seine Entfernung sogleich zu bemerken. Alles ging, nach Wunsch, wofür der Kammerherr seiner Seits auch die nöthigen Maßregeln traf, und er schlug den Weg nach Waldsee ein.

Als er in die Nähe des Parks kam, band er sein Pferd an einem Baum und ließ es grasen, während er selbst auf den schlängelnden Fußsteigen nach dem Schlosse zuging. — Aus einer Laube quollen ihm hier die Silbertöne einer schönen weiblichen Stimme entgegen, welche er bald für die Stimme der Baroninn erkannte. Der Morgen war schön, sie war früh erwacht, ihr Adolph schlummerte noch, und sie benutzte den günstigen Augenblick, ihren gestrigen Vorsatz auszuführen. — In einem einfachen Morgenanzuge saß sie hier, wo sie sich unbelauscht glaubte. — Unbemerkt näherte sich der Erbprinz; der Zufall schien seine Wünsche zu begünstigen. Er lauschte durch das Laub und nie hatte ihm Julie reitzender geschienen, nie waren ihm Töne näher an das Herz gedrungen. Er stand wie angewurzelt da, und sog in wollüstigen Zügen den Zauber durch alle Sinne ein. — Jetzt ruhete die Guitarre in ihren Händen, die schmelzenden Töne verstummten, und Julie schien in Gedanken zu versinken. — Was glich ihrer Überraschung, als das Rauschen das Laubes sie aus ihren Träumereyen weckte, als sie den Prinzen erblickte. Sie sprang auf.

«Gnädigster Herr!" stammelte sie erschrocken, «sie hier?"

«Erschrecken sie nicht, schöne Julie," versetzte der Prinz. «Ein glücklicher Zufall hat mich hierher geleitet. Ich habe die Jagd verloren. Unbekannt mit der Gegend schlug ist den ersten, den besten Weg ein, und bald sahe ich, daß ich keine Ursache hatte, es zu

bereuen. — Ich hörte die Silbertöne mir entgegen wallen, ich folgte den süßen Führern und — hoffe Verzeihung zu erhalten."

«Ich bedauere den Unfall, gnädigster Herr. — Erlauben sie, daß ich für einen Führer sorge, der Ihro Durchlaucht wieder auf den rechten Weg bringt."

«Nicht doch... Wenigstens nicht so bald. — Vergönnen sie, daß ich hier ein wenig verweile. — Ich fühle mich erhitzt, hier ist es so kühl, so schön in diesen Schatten."

«So will ich für Erfrischungen sorgen, gnädigster Herr."

«Für mich nicht, reitzende Julie — ihre Unterhaltung — mehr bedarf ich nicht."

«Ihro Durchlaucht Gnade. . ."

«O weg mit diesem kalten Ceremoniell. — Ich wünschte, sie behandelten mich als einen Freund, mit dem man nicht viel Umstände macht. — Oder, fügte er schmelzend hinzu, darf ich mir nicht schmeicheln, daß Julie mich würdigen könnte, mich zum Freunde anzunehmen?"

«Ich weiß die Gnade zu schätzen, gnädigster Herr," versetzte Julie mit kalter Höflichkeit. «Erlauben sie aber, daß ich sie bitte, diese Laube verlassen zu dürfen, in diesen Schatten wird es mir zu kühl."

«Zu kühl und ich glühe!" sagte der Prinz und ergriff ihre Hand.

«Ich bin nicht geritten, wie sie, gnädigster Herr," versetzte Julie lächelnd und zog ihre Hand zurück, «und — habe mich nicht verirret."

«War es ein Irrthum, wenn mein Herz mich hierher führte?"

«Dieser Park liegt ganz außer dem Jagd-Revier, gnädigster Herr."

«Sie spotten meiner, Grausame! — Aber, sie werden nicht die Huldigung verschmähen, die ihnen mein Herz zollt, dieses Herz, Julie, das für sie glühet, sie in dem ersten glücklichen Augenblicke anbethete, als es sich ihnen nahete, als sie diese Blumen hier mir darbothen. — Ich habe sie auf meinem Herzen getragen." — Er küßte den Blumenstrauß, den er aus Juliens Händen empfangen hatte.

«Diese Sprache verstehe ich nicht, gnädigster Herr; sie ist meinem Ohre, wie meinem Herzen fremd, ich muß daher bitten. . ."

«Hören sie mich an, reitzende Julie. — Ist es denn ein Verbrechen, sie zu lieben?"

«Ich bin Gattinn, Ihro Durchlaucht."

«Eines Mannes, der — ihren Werth nicht zu schätzen weiß, der in den Armen Anderer ein Glück sucht, um das ihn Götter in ihren Armen beneiden könnten."

«Ich muß Ihro Durchlaucht recht sehr bitten," erwiderte Julie überrascht durch die Wendung des Prinzen und erröthend, «ein Gespräch abzubrechen,

das — für sie kein Interesse haben kann, und mir nicht geziemt anzuhören."

«Aber wenn sich ihnen nun ein treues Herz zum Ersatze anbiethet, sich ihnen ganz zu eigen gibt. — Wenn zu ihren Füßen, Julie, die zärtlichste Liebe, die glühendste Leidenschaft mich hinwirft. . ."

«So muß ich sie um die Gnade bitten, wieder aufzustehen, gnädigster Herr!"

«Ha, dieser Spott!" rief der Erbprinz in Wallung und sprang auf.

«Euer Durchlaucht haben gewiß nicht erwartet, daß ich dergleichen Galanterien für Ernst nehmen sollte," erwiderte Julie sehr ernst. — «Wodurch hätte ich wohl eine solche Erniedrigung verdient?" —

«Aber," stammelte der Prinz verlegen, «woher diese Abneigung?"

«Abneigung? — O nein, gnädigster Herr," erwiderte Julie mit Wärme und Gefühl, «ich liebe, ich ehre sie, und wünsche von ihnen geachtet zu werden. Von dieser Achtung, welche mein größter Stolz ist, würde es mir ein schmeichelhafter Beweis seyn, wenn Euer Durchlaucht mein Gefühl und mein Herz schonten."

Der Erbprinz war höchst verlegen und schwieg. Die weibliche Würde in Julien hielt ihn in den Schranken der Ehrfurcht mit jener Gewalt, welche sie unfehlbar über noch nicht ganz verdorbene Herzen ausübet. Er zürnte innerlich über sein Hierseyn und über den Kammerherrn, der ihn auf den Gedanken

gebracht hatte. — Julie bemerkte seinen Kampf und fühlte Mitleid mit seiner Lage.

«Dürfte ich wohl so kühn seyn, gnädigster Herr," sagte sie mit sanftem Erröthen, «den Zufall, der mir die Gnade verschafft, Euere Durchlaucht bey mir zu sehen, zur Befriedigung eines geheimen Wunsches meines Herzens zu benutzen?"

«Was wünschen sie, Julie," antwortete der Prinz, «was könnten sie wünschen, das ich gewähren könnte und ihnen nicht schon gewährt hätte?"

«Ich bedarf nur weniger Augenblicke, und ich bin gleich wieder hier, wenn ich es wagen dürfte, sie, gnädigster Herr, zu bitten, mich hier zu erwarten."

«Könnte ich von dieser Stelle weichen, wenn ihr Zauberwort mich hier fesselt?" erwiderte der Prinz lebhaft, und es stieg ihm der Gedanke auf, daß Juliens Herz vielleicht doch nicht so gleichgültig gegen ihn seyn möchte, als sie das Ansehen haben wollte. Ein Frauenzimmer, das unter diesen Umständen Wünsche äußert gegen den, der um ihre Gunst wirbt, dünkte ihm zu Hoffnungen zu berechtigen.

Julie flog den Gang hinauf. Er blickte der Grazie nach und warf sich dann auf die Bank nieder, auf welcher sie gesessen hatte. Die seltsamsten Gefühle durchkreuzten seine Brust. — Nicht lange, so stand Julie wieder vor ihm mit — ihrem Sohne auf dem Arme.... In einiger Entfernung stand die Wärterinn. — Der Prinz war durch diesen unerwarteten Anblick überrascht.

«Gnädigster Herr," sagte sie ihm, «dieses Kind, das in ihnen einst seinen Herrn verehren wird, wünschte ich ihrer Gnade zu empfehlen. Lassen sie es mich zu den Füßen seines edeln Fürsten legen, es ist das Kostbareste, was mein Herz ihnen zu Füßen legen kann."

«An mein Herz!" rief der Fürst gerührt, und nahm den Knaben auf und drückte ihn zärtlich an sich . . . «um seiner Mutter willen, die ich tief verehre." —

Er küßte den Knaben und gab ihn der Mutter zurück.

«Ich mahne sie einst an dieses Pfand," sagte er bückte sich und ging hin und warf sich auf sein Pferd und eilte aus dem Zauberkreise fort mit Gefühlen, die zwar von denen auf dem Herwege sehr verschieden waren, aber das Gefühl der Achtung, das er mit sich nahm, besänftigte den Aufruhr in seinem Inneren.

Die Jagdgesellschaft hatte ihn vermißt und war von Saldern absichtlich auf eine falsche Spur geleitet. — Die Entschuldigung, daß er dem Sechzehnendner zu eifrig nachgejagt sey, und sich nicht wieder habe zurecht finden können, genügte. — Wo er gewesen sey, ahndete niemand, als Saldern, der mit triumphirender Miene ihm entgegen sprengte, so bald er seines Herrn ansichtig wurde. Er wagte es, einige Worte fallen zu lassen, allein des Prinzen kurze kalte Antwort gab i hm einen Fieberschauer; nicht einmahl

die Genugthuung ward ihm, zu erfahren, ob der Prinz Julien gesprochen habe. — Dagegen war der Prinz gegen Waldau besonders verbindlich; er behandelte ihn mit einer Achtung, die jedermann auffiel, die aber niemand zu deuten wußte. Nur Waldau selbst gerieth auf Vermuthungen, welche der Wahrheit ziemlich nahe kamen, und die ihn nicht ganz ruhig ließen.

Julie war bewegt durch den unerwarteten Auftritt. Sie küßte ihren Sohn zärtlich, und blickte dem Prinzen lange nach, ehe sie gewahr wurde, was sie that. Dann ging sie mit Adolph langsam in das Schloß, und hier wiederhohlte ihre Phantasie ihr lebhaft die eben erlebte Scene, und rief ihr auch des Prinzen Worte, die Friedhelm betrafen, zurück. Eine Thräne trat ihr in das Auge, und sie versank in Gedanken.

Die Ankunft eines Wagens erweckte sie; sie blickte auf und sahe Friedhelm aussteigen. Sie flog ihm mit Adolph auf dem Arme entgegen. Er schloß Mutter und Sohn in seine Arme, aber er kämpfte sichtbar mit inneren Gefühlen, welches seinem Benehmen einen gewissen Zwang verlieh, der Julien nicht entgehen konnte. Oft weilte sein Blick auf ihr, und in diesem Blicke lag etwas forschendes, das sie nicht zu erklären wußte. Auch in ihrem Benehmen herrschte nicht die gewöhnliche Freyheit. Sie war unentschlossen, ob sie des Besuches vom Erbprinzen erwähnen sollte oder nicht. — Endlich hielt sie es doch für

rathsam, einige Worte davon fallen zu lassen, da sie fürchtete, es möchte Friedhelm nicht verschwiegen bleiben, und er einen Argwohn schöpfen, der sie empörte. Es überraschte, ja es reitzte sie gewisser Maßen, als der Baron bey ihrer Erzählung, daß der Erbprinz sich auf der Jagd verirret und sie so unvermuthet überfallen habe, so gar keine Verwunderung äußerte, sondern mit einem gleichgültigen so sich begnügte. Sie gerieth in große Versuchung, ihn aus dieser widrigen Gleichgültigkeit durch die Mittheilung des Inhaltes ihrer Unterredung zu reißen, allein das Gefühl der weiblichen Würde hielt sie zurück. — Von dem Zwecke seiner Reise sprach Friedhelm keine Sylbe.

Waldau kam von der Jagd, und überraschte den Baron und Julien mit der Nachricht, daß der Erbprinz in wenigen Tagen in die Residenz zurück kehren würde, und ihm angedeutet hätte, er würde sich noch vorher auf Waldsee beurlauben. Friedhelm befahl sogleich anzuspannen und eilte nach Buchthal zum Prinzen. — Julie, an kindliches Vertrauen gewöhnt, nahm jetzt mit gepreßtem Herzen ihre Zuflucht zu dem väterlichen Freunde. Ihm theilte sie die Scene mit dem Erbprinzen getreu mit, und Waldau genoß der reinsten Vaterfreude bey ihrer Erzählung. Jetzt war ihm alles erklärt und er fühlte den Stolz, eine solche Tochte sein zu nennen. Er schloß sie zärtlich in seine Arme, und billigte es ganz, daß sie ihrem Gatten nichts von dem Inhalte ihrer Unterredung mit

dem Prinzen gesagt hatte, da dieß in ihrem Munde das Ansehen hätte gewinnen können, als wolle sie mit ihrer Tugend prunken, und noch obenein diese Unterredung wahrscheinlich ein Geheimniß bleiben würde. — Was sie ihm vom Baron mittheilte, war eben nicht geeignet, seine Besorgnisse in Ansehung seiner zu heben. — Vorzüglich beunruhigte ihn die geheimnißvolle Reise.

Friedhelm kehrte bald von Buchthal zurück und kündigte Julien an, daß der Erbprinz nebst den übrigen am folgenden Tage zur Mittagstafel nach Waldsee kommen würde. Er schien aufgeräumter als bey seiner Ankunft, und dieß schmerzte Julien; denn wie konnte sie anders als argwöhnen, daß die Gräfinn wohl an dieser frohern Stimmung Schuld seyn möchte; allein der Baron war mehr als gewöhnlich um sie beschäftiget, nach langer Zeit zum ersten Mahle forderte er sie wieder auf, ihm das Vergnügen zu machen, sie singen und spielen zu hören; es freueten ihn die neuen Gesänge, die sie vortrug. — Er wich nicht von ihrer Seite, und der Abend ging in der Gesellschaft einiger Freunde aus der Nachbarschaft sehr heiter vorüber. Waldau war überrascht durch die sichtbare Veränderung, die mit Friedhelm vorgegangen war. — Ein Sonnenblick im März, sagte er bey sich selbst. — Ach! warum locket er nur taube Blüthen hervor!

Mit banger Besorgniß sahe Julie am folgenden Tage der Ankunft ihrer Gäste entgegen. Sie fürchtete

den Anblick des Erbprinzen; mehr aber noch die Nähe der Gräfinn, die ihr herzlich zuwider war. Friedhelm schien ungewöhnlich aufgeräumt, er sorgte selbst dafür, daß die Einrichtungen seinem Geschmacke und den Gästen angemessen seyn möchten, und half Julien in manchen kleinen Geschäften, um die er sich sonst wenig zu bekümmern pflegte. —

Die Gäste kamen. Der Erbprinz näherte sich Julien mit aller der Achtung, die sie ihm eingeflößt hatte; er bezeigte sich gegen den Baron sehr gnädig, und vor allen gegen Waldau, in welchem er den Mann von hohem Werthe erkannte. — Wie angenehm fand sich aber Julie nicht überrascht, sie bemerkte, daß ihr Gatte zwar die Gräfinn mit gewohnter Artigkeit, allein auch zugleich mit einer gewissen Gleichgültigkeit behandelte, die ihrem Herzen eben so wohl that, als sie der Gräfinn empfindlich war. Diese befand sich in der peinlichsten Lage; sie konnte sich des Barons Benehmen durchaus nicht erklären, und eben so wenig das Benehmen des Prinzen, der seines Abenteuers mit Julien mit keiner Sylbe gegen Saldern erwähnte. Getäuschte Leidenschaft und beleidigte Eitelkeit beengten ihre Brust; es kostete ihr Zwang, ihre Gefühle unter der Maske einer frohen Laune zu verbergen. Gegen Julien häuchelte sie eine besondere Zärtlichkeit, und den Baron wollte sie mit verdienter Gleichgültigkeit bestrafen: der war aber aufgeräumter und unterhaltender, als je, und es gelang ihm bald, die Gesellschaft in die munterste Stimmung zu

versetzen. Vorzüglich schien er sich darin zu gefallen, seiner Gattinn Gelegenheit zu geben, sich in allem Glanze ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Talente zu zeigen, und die allgemeine Huldigung, die man ihr nicht versagen konnte, schien ihm ein Triumph. Der Erbprinz seufzete, die Gräfinn saß auf Dornen.

Man war bey dem Nachtische. — Die Rede fiel auf einige neuere Singstücke, die erschienen waren, und auf Friedhelms und aller Bitten hatte sich Julie ihre Guitarre bringen lassen, um einige davon vorzutragen. Der Baron setzte ihren Stuhl an das obere Ende der Tafel, der Thür gegen über. — Sie hatte einige Accorde gegriffen und begann eine Romanze, als plötzlich die Thür aufging und der unerwartete Anblick ihres Bruders sie überraschte. Aufschreyen, die Guitarre von sich werfen, ihm um den Hals fallen, war eins. — Herr von Waldau wußte sich diese unvermuthete Erscheinung gar nicht zu erklären; aber wie weit höher stieg noch sein Erstaunen, und wie klopfte sein Vaterherz, als er seinen Sohn sich den Armen der Schwester entwinden, sich dem Erbprinzen zu Füßen werfen und diesen für seine Rettung danken sahe. — Der Erbprinz hob ihn auf und führte ihn zu Waldau:

«Es freuet mich,» sagte er zu diesem, «daß ich ihnen einen Beweis meiner Achtung geben kann. Empfangen sie ihren Sohn aus meinen Händen; ein unglücklicher Zufall hat ihn gezwungen, die Flucht zu ergreifen — ich habe ihm hier seinen Zufluchtsort an-

gewiesen. — Sie, liebenswürdige Julie, sollen seine Wache seyn, bis ich seine Angelenheiten in Ordnung bringe."

Niemand wußte diesen Auftritt zu deuten, aber es erklärte sich bald und wie wonnevoll für Julien. — Der junge Waldau war mit seinem Obersten in Zwist gerathen, er hatte ihn gefordert und ihn für todt auf dem Platze gelassen. Er floh und sandte schnell einen Bothen an seinen Schwager mit der unglücklichen Nachricht, welche dieser seinem Vater und seiner Schwester hinterbringen sollte. Dieses enthielt der Brief, den der Baron an jenem Morgen empfing und der ihn zu dem Entschlusse brachte, so schnell als möglich zu seinem Schwager zu eilen, sich selbst von allen Umständen zu überzeugen und dann die glückliche Anwesenheit des Erbprinzen zu benutzen, wo möglich die Sache in Ordnung zu bringen. — Es war ihm gelungen, der günstigste Erfolg krönte seine Bemühungen. Zum Glücke betraf der Zwist des jungen Waldau mit seinem Obersten nicht den Dienst, und sein Gegner war nicht todt, sondern man hatte alle Hoffnung, daß er wieder aufkommen würde. Der Oberst selbst dachte edel genug, auf des Erbprinzen Verwendung von aller Verfolgung abzustehen.

Waldau schloß den Baron mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, Julie konnte sich von ihm nicht los reißen und Vater und Tochter ergossen sich in dem gerührtesten Danke gegen den Erbprinzen, dessen Rührung die ganze Gesellschaft theilte. Selbst

die Gräfinn konnte der allgemeinen Freude nicht widerstehen. Sie flog zu Julien und umfing sie, und im Taumel der Freude erwiderte Julie diese Wallung des Gefühles. — Auch in dem verdorbensten Herzen drängt das Gefühl der Theilnahme an menschlichen Freuden, an einer schönen Handlung, alle unedleren Gefühle allmächtig zurück, und ganz verdorben war der Gräfinn Herz nicht.

Gegen Abend begab sich die Gesellschaft nach Buchthal zurück. — Julie war in der frohesten Laune. Sie eilte zu ihrem Adolph und tanzte mit ihm umher, daß der Knabe laut aufjauchzete. Bald trug sie ihn zum Großvater hin, bald zu ihrem Gatten, bald zum Bruder. Waldau sahe gerührt auf dieses Spiel, in welchem sich ihre innersten Gefühle so unverkennbar aussprachen, und Friedhelm theilte seine Rührung.

«Du bist zufrieden, Julie?" sagte er leise zu ihr.

Sie schlang ihre Arme um ihn, und der zärtlichste Kuß, das freudeleuchtende Auge dankten ihm. — Die drückende Last war von ihrem Herzen abgewälzet, auch das Geheimniß der Reise war gelöset und so befriedigend gelöset.

Kurz darauf kam ein Jäger des Erbprinzen, und überbrachte dem Baron ein Päckchen von seinem Herrn. Er öffnete es und fand darin ein reiches, schön gefaßtes Halsgeschmeide nebst einigen Zeilen von des Prinzen Hand, worin dieser den Baron ersuchte, seiner Gattinn als ein Zeichen seiner hohen Achtung

diese Kleinigkeit in seinem Nahmen zu übergeben. — Friedhelm lächelte; lange sahe er Julien an, die hoch erröthete, und trat dann auf sie zu und legte das Band um ihren Hals.

«Aber" — — — stotterte Julie.

«Dieses Band ist dein Ehrenschmuck," sagte er und küßte sie, «ein Zeichen der Achtung für weibliche Würde."

Julie wußte sich dieses nicht zu erklären; mehrere Worte des Barons schienen anzudeuten, daß er von dem Abenteuer mit dem Prinzen genauer unterrichtet sey, doch wagte sie nicht, dieses Auftrittes zu erwähnen und Friedhelm äußerte sich nie darüber. — Aber er war wirklich sehr genau davon unterrichtet; denn — er war selbst Zeuge davon gewesen.

In Mannheim, wo sein Schwager, wie er wußte, über den Rhein gehen wollte, hatte er nur so lange verweilt, als erforderlich war, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Er eilte zurück nach Waldsee, um keinen Augenblick in einer so bedenklichen Angelegenheit zu verlieren. Auf dem Wege sahe er einen einzelnen Reiter nach Waldsee zusprengen und erkannte den Erbprinzen. Gleich ließ er halten und ging duech einen näheren Weg in den Park. Er hörte Juliens Gesang und Spiel in der Laube, und sein Herz klopfte vor Besorgniß, Zeuge der Schwachheit des weiblichen Herzens zu seyn. Er befürchtete, es sey ein verabredetes Rendezvous und verbarg sich im nahen Gebüsche. — Aber wie bald überzeugte er sich

von Juliens Unschuld, und welche Gefühle durchkreuzten seine Brust bey ihrem Benehmen. — Zwar stiegen ähnliche Gedanken in ihm auf, als in dem Erbprinzen, als Julie diesen verließ; wie mächtig ergriff ihn dagegen das einfache, schöne, zarte Betragen seiner Gattinn, als sie mit ihrem Sohne vor den Fürsten trat. Hätte ihn nicht Besonnenheit zurück gehalten, er wäre hinzu gestürzt und hätte sie in seine Arme geschlossen. So bald der Prinz und Julie sich entfernt hatten, eilte er zu seinem Wagen und ließ sich auf den Schloßhof fahren, fest entschlossen, das Verhältniß mit der Gräfinn, welches der Ruhe eines Herzens, wie Juliens, gefährlich werden könnte, zu trennen.

Nach acht Tagen kehrte auch die Familie von der Horst wieder in die Residenz zurück. — Bis zum letzten Augenblicke beobachtete Friedhelm alles, was er der ersten Familie des Landes schuldig war, aber er erschien nie wieder auf Buchthal ohne Julien, und die Vertraulichkeit mit der Gräfinn Dahlen trat immer mehr in die Gränzen der kälteren Bekanntschaft zurück. Nach einem glänzenden Abschiedsfeste auf Waldsee fuhr Friedhelm mit seiner Gattinn, ihrem Vater und ihrem Bruder zum Abschiede hinüber. Hier kam wieder die Rede auf das Versprechen des Barons in die Residenz zu ziehen, und wie glücklich fühlte sich Julie, als der Baron zwar davon, als von einer entfernten Möglichkeit, jedoch keinesweges als von einer beschlossenen Sache sprach.

«Sie sehen," sagte er zu den Damen, «auch das Land hat seine Freuden. Wenn sie künftiges Jahr wieder kommen und wir uns dann hier weniger gefallen, so kehren wir mit ihnen zur Residenz zurück."

Daß Waldsee und seine Bewohner für einige Zeit das Gespräch der Residenz wurden, läßt sich leicht denken. — Von allen war aber der Erbprinz beynahe der einzige, der in dem Benehmen der Letzteren kein Ridikül fand.

7.

Edle Weiblichkeit.

Eine wahre Geschichte.

(Nach Dazincourts Memoiren.)

Madame Williams kam als Witwe eines reichen Ostindischen Kaufmannes in Begleitung einer einzigen vertrauten Kammerfrau, einer Deutschen, nach Straßburg. Hier nahm sie einen Französischen Bedienten an, weil ihr Bedienter in München krank zurück geblieben sey. Ihr Weg ging nach Paris, wo die schöne Witwe, wie sie sagte, den Kummer über den Tod ihres Mannes zu zerstreuen hoffte. Allein der geräuschvolle Aufenthalt im frivolen Paris stand in zu grellem Widerspiele mit dem Grame, der an ihrem Herzen nagte, und nach drey Monathen vertauschte sie ihn gegen die Einsamkeit eines von Bergen umschlossenen Thales in Auvergne, in welchem einzelne, armselige Hütten zerstreuet standen. Hier kannte sie keine andere Beschäftigung, als ihren armen und rohen Nachbaren beyzustehen, keine andere Zerstreuung, als den Briefwechsel, den sie durch ihren Bankier in Paris mit einer geliebten Tante unterhielt.

Eine solche Lebensweise konnte einem äußerst zarten Körper bey einem so gefühlvollen Herzen nicht zuträglich seyn; Madame Williams erkrankte, und, von aller ärztlichen Hülfe entfernt, wäre sie ohne die

treue Pflege ihrer gutmüthigen Begleiterinn unterlegen. Mit der Gefahr, die ihrem Leben drohete, erwachte aber auch die Liebe zur «süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens;" so bald sie daher nur einiger Maßen wieder hergestellt war, theilte sie reichliche Wohlthaten unter ihren Nachbarn aus, von denen sie als eine Gottheit verehrt wurde, und machte sich, von ihren Segenswünschen begleitet, auf den Weg nach Orleans, um dort einen geschickten Arzt zu Rathe zu ziehen, den sie in Paris kennen gelernt und von dem sie gehört hatte, daß er seine Praxin nieder legen und in den Schoß seiner Familie nach Orleans, seinem Geburtsorte, zurückkehren wollte. Sie fand Herrrn Thierry, so hieß der Arzt, und bath ihn, sich ihrer anzunehmen.

Herr Thierry fühlte sich glücklich in dem Zutrauen eines so höchst interessanten, weiblichen Wesens, und sein Scharfblick entdeckte bald, daß die Krankheit der liebenswürdigen Witwe nicht so wohl im Körper, als im Gemüthe ihren Sitz habe. Er widmete sich ihr ganz und suchte vor allen Dingen die Wolken zu zerstreuen, welche die schöne Stirn umnachteten, und seiner Liebenswürdigkeit, seiner aufgeweckten Unterhaltung konnte dieses nicht fehlschlagen. Madame Williams fühlte sich erheitert in seinem Umgange, nach wenigen Wochen blühete die liebliche Blume wieder fröhlich auf und nach einigen Monathen ertheilte ihr der Arzt, welcher befürchtete, seine fortgesetzten Besuche möchten eigennützigen Ab-

sichten zugeschrieben werden, den Rath, die Bäder in Spaa zu gebrauchen, indem Zerstreuung für sie die einzige Arzeney wäre.

«Wenn ich nun aber hier in Orleans, wenn ich in ihrem Umgange, lieber Doctor, diese mir, wie sie sagen, nöthige Zerstreuung finde," erwiderte Madame Williams, «warum soll ich sie denn anderswo erst suchen? Sie sind es doch nicht überdrüssig, mir ihren Beystand zu widmen?"

«Das glauben sie gewiß nicht!" antwortete der Arzt.

Beyde schwiegen. — Endlich wagte Madame Williams schüchtern, sich nach den Vermögensumständen ihres Arztes zu erkundigen. Überrascht durch diese unerwartete Frage antwortete er ihr offen, daß seine Glücksumstände ihm vergönnten, ohne bestimmte Beschäftigung unabhängig sich selbst zu leben, und daß er seine Kunst nur einigen vertrautern Freunden widme, ohne auf weitern Erwerb dabey zu denken.

Madame Williams wünschte ihm Glück zu dieser Lage, aber mit einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie lieber gesehen hätte, er wäre von seiner Kunst abhängiger gewesen.

«Ich würde ihrem Rathe folgen und nach Spaa gehen," fügte sie hinzu, wenn ich nur einen Arzt mir zur Seite hätte, der mir beystehen könnte, wenn das Bad etwa nicht die gehoffte Wirkung für mich hätte. Das betrechtliche Vermögen, welches mein

Gatte mir hinterlassen hat, setzt mich in den Stand, dem Manne, der sich der Erhaltung meiner Gesundheit widmen wollte, eine nicht ungünstige Lage zu bereiten. Aber, wo soll ich einen solchen Mann finden?" — Sie zog bey diesen Worten einen Brillant-Ring von hohem Werthe vom Finger: «Mit Geld,» sagte sie, «bezahlt man die Sorgfalt seiner Freunde nicht; sie haben mir erklärt, daß sie ihre Sorgfalt nur denen widmen, die sie für ihre Freunde halten: so nehmen sie denn dieß Pfand der Freundschaft an."

«Sie hießen meine Freundschaft in dem Augenblicke schweigen," erwiderte der Arzt bis zu Thränen gerührt, «als sie nach meinen Vermögensumständen sich erkundigten. Ich würde nie gewagt haben, sie selbst um die Erlaubniß zu bitten, sie nach Spaa zu begleiten, ja selbst nach England, wenn sie nach vollendeter Chur dahin etwa zurückkehren wollten; aber der kleinste Wink von ihnen würde hinreichend gewesen seyn, dazu mich zu bestimmen, wenn die Belohnung meiner Bemühungen für sie auf bloße Freundschaft sich beschränkt hätte. Sie sprechen von Gewinn, ja sie bezahlen mit seltener Freygebigkeit meine bisherigen geringen Bemühungen für sie; das heißt mir Schweigen gebiethen. Das Gefühl der innigsten Freundschaft ist das einzige, welches die hohe Achtung für sie mir vergönnt; dieses wird, ich fühle es, mich durch das Leben begleiten; ich weiß, was es mich kosten wird, sie nicht mehr zu sehen, aber —

wie gesagt, ihre Anerbiethungen legen mir in diesem Augenblicke Schweigen auf."

«Also, weil ich mich ungeschickt benommen habe, soll ich, «erwiderte Madame Williams, «alle Rechte auf die Freundschaft, die sie für mich zu empfinden vorgeben, verlieren? Hätte das Herz ihnen ihre Antwort eingeflößet, so würden sie nicht darauf gesehen haben, wie ich meine Worte setzte und wir würden schon mit den Vorkehrungen zur Reise beschäftiget seyn."

Diese Vorkehrungen wurden sogleich getroffen und Herr Thierry begleitete seine schöne Kranke nach Spaa. Die Veränderung der Luft und der Umgebungen, das heitere Badleben, die mannigfaltigen Zerstreuungen, welche der besorgte Arzt zu bereiten und deren Genuß er zu erhöhen wußte, alles dieses wirkte auf das Vortheilhafteste für die Gesundheit der liebenswürdigen, für reine Lebensfreuden wieder empfänglichen Frau, so daß sie sich nie besser befunden hatte, als da sie nach vollendeter Curzeit in Brüssel ankam, wo sie ein Haus für sich hatte einrichten lassen, um sich dort auf einige Zeit aufzuhalten.

Die Einrichtung des Hauses war geschmackvoll und zeugte, ohne Pracht, von hohem Wohlstande. Herr Thierry, dessen liebste Sorge war, seiner Freundinn das Leben so angenehm als möglich zu machen, benutzte die genaue Bekanntschaft, in welcher er mit dem damahligen Französischen Gesandten in Brüssel, Herrn Sabbatier de Cabres stand, die auserwählteste Gesellschaft um Madame Williams zu versammeln

und bald wurde das Haus der schönen Witwe für eins der angenehmsten in der Stadt gehalten.

Für den Sommer miethete Madame Williams ein Landhaus zwischen Brüssel und Cortemberg, das der Graf Lascy, welcher nach Wien gezogen war, bewohnt hatte. Der herrliche Anbau in Flandern, die Größe der ländlichen Anlagen, die bequeme Einrichtung der Landhäuser verleihen diesen einen besonderen Reitz und besonders zauberte die liebliche Aussicht um das Landhaus der schönen Witwe und die innere geschmackvolle Einrichtung dasselbe zu einem wahren Feensitze. — Alles, was Madame Williams umgab, mußte das Auserwählteste in seiner Art seyn.

Ein kleines, niedliches Theater in diesem Landhause erweckte in der Besitzerinn den Wunsch, in das Schauspiel zu gehen, wozu sie während ihres Aufenthaltes in Frankreich nie die mindeste Neigung gefühlt hatte. In diesen Tagen wurde von der Französischen Gesellschaft unter der Direction des trefflichen Dhannetaire Amphytrion gegeben, in welchem der unlängst als Director der kaiserlichen Schaubühnen in Paris verstorbene Dazincourt, eben der thätige Mann, der in so kurzer Zeit das Theater in Erfurt der Anwesenheit so vieler gekrönten Häupter würdig einrichtete, den Sosias spielte. Es traf sich, daß die reitzende Witwe einen Platz in der Loge neben der Bühne erhielt. Unwillkührlich fällt Dazincourts Blick, als er auftritt, auf diese Loge, und er fühlt bey dem Anblicke der schönen Fremden den ihm unerklärlichen Wunsch, über den er aber auch weiter

nicht nachdachte, ihren Beyfall zu erhalten. Er spielt mit doppeltem Fleiße, legt alle Kunst hinein, deren seine Rolle und seine Talente nur fähig waren, er übertrifft sich selbst und hat das Vergnügen, daß die schöne Fremde ihm Beyfall klatschte. Ohne sich weiter zu fragen, warum gerade ihr Beyfall ihn besonders interessire, ja ohne selbst Erkundigungen einzuziehen, wer sie seyn möchte, war ihr Bild ihm ganz verschwunden, als er sie einige Tage nachher in einer der untern Logen wieder erblickte und den andern Morgen erfuhr, daß diese Loge von einer fremden Dame für dieses Jahr gemiethet sey. Mit einem heiteren Vergnügen sahe Dazincourt sie hier fast jeden Abend, da sie das Theater selten versäumte. Ihr Bild stand in hellen und freundlichen Zügen vor seiner Seele, er fühlte sein Herz zu ihr hingezogen, aber ohne den Sturm der Leidenschaft: es war das Gefühl der reinsten, innigsten Zuneigung, das ihn für sie beseelte. In dieser Lage des Herzens sahe er sich eines Morgens durch den Besuch des Herrn Thierry überrascht.

«Ich habe gewünscht, die Bekanntschaft eines Künstlers zu machen," sagte der Arzt, «dem wir so vielen Genuß verdanken; allein mich führt noch eine andere Absicht zu ihnen. Ich bin Arzt bey einer fremden Dame, die sich für einige Zeit hier in Brüssel aufhalten will. Sie theilet die gerechte Bewunderung, welche das Publicum ihrem Spiele zollt und wünschet von ihnen Unterricht in der Declamation zu nehmen. Ein kleines Theater in ihrem Hause hat

den Wunsch in ihr erweckt, darauf mit einigen Freunden kleine Stücke aufzuführen; dieß würde sie beschäftigen und zugleich unterhalten. Darf ich, ohne ihnen beschwerlich zu fallen, hoffen, daß sie den Wunsch der Dame erfüllen werden?"

Dazincourt wußte nicht, wie ihm geschahe. Was er nie zu hoffen gewagt hatte, war erfüllt. Die reitzende Fremde, deren erster Anblick einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, lud ihn selbst zu sich ein. Daß er den Antrag annahm, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Seine Bescheidenheit ließ ihn zwar von seiner Unfähigkeit sprechen, doch fügte sein Herz bald hinzu, daß sein Eifer so viel als möglich den Mangel ersetzen würde, und nach zwey Stunden erhielt er eine Einladung zum Mittagsessen.

Mit klopfendem Herzen machte er sich auf den Weg, mit trunkenem Blicke trat er in das Zimmer. Madame Williams kam ihm mit Anstand und Freundlichkeit entgegen, sie dankte ihm, daß er ihr das Vergnügen seiner näheren Bekanntschaft hatte gönnen wollen, und er hätte mögen zu ihren Füßen stürzen und ihr danken für das unaussprechliche Glück, dessen sie ihn würdigte, ihr zu nahen, und unter die erwählte Zahl ihrer Freunde aufgenommen zu werden. Fern von aller Galanterie; denn wie hätte er dazu die Besonnenheit hernehmen sollen, bezeugte ihr sein Ton, sein Blick, wie tief er für sie empfand. —

Der Unterricht begann. Madame Williams war sehr gebildet; die Natur hatte keine ihrer Gaben ihr versagt; ein herrliches Organ, das innigste, wahre-

sie Gefühl, der zarteste Sinn für alles Schöne, Edle und Große und für die feinsten Nüanzen des Dialogs und der Charaktere — bedurfte es mehr, als einiger Fingerzeige, um sie als Declamatorinn zu vollenden? — Und dabey war sie einfach, dabey ließ sie sich gar nicht merken, wie viel Kenntnisse und Talente sie vereinigte, so daß sie anbethen mußte, wer sich ihr nahete. «Hätte sie zu Praxiteles Zeiten gelebt," sagte Dazincourt von ihr, «sie würde er zu seiner bescheidenen Venus gewählt haben und diese würde noch vollkommener geworden seyn."

Melanide war die Rolle, welche sie einstudierte; aber an das Spielen wurde weiter nicht gedacht. Dieses war nur ein Vorwand gewesen. Dazincourt in die Nähe zu bringen. Sie hatte sein Spiel bewundert; sie hörte, daß er der besonderen Freundschaft des Prinzen Carl und des Fürsten de Ligne gewürdigt würde, daß seine Aufführung ihm die allgemeine Achtung erworben hatte, und dieß bestimmte sie, sich ihm zu nähern. — Auch entsprach Dazincourt ganz ihren Erwartungen.

Als der Sohn des angesehenen Handelshauses Albouy in Marseille hatte er eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Er war zum Handel bestimmt, und sein Taufpathe, der vertrauteste Freund seiner Ältern, Herr de la Salle, ehemahliger Französischer Consul in der Levante, hielt es für rathsam, ihn in die politischen Verhältnisse der verschiedenen Mächte einzuweihen, und sahe seine Bemühungen mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Im neunzehnten Jah-

re war der junge Albouy, nicht den Jahren, wohl aber seinen Kenntnissen nach, fähig, die wichtigsten Geschäfte zu betreiben. Herr de la Salle starb und Albouy's Tante, Madame Audibert, empfahl ihren Neffen dem Marschall, Herzog von Richelieu, der die höchste Achtung und die zärtlichste Freundschaft für sie fühlte. Der junge Albouy gefiel diesem als Krieger, Staatsmann, Hofmann und Liebesritter gleich ausgezeichnetem Manne so, daß er ihn sich von Madame Audibert zum Secretär ausbath. Hier schien sich dem Jünglinge die glänzendste Bahn zu eröffnen. Er begleitete den Marschall nach Paris und der gelehrte Boquemare, der bey dem Herzoge das doppelte Amt eines Bibliothekars und Secretärs versahe, überließ seinem jungen Gehülfen bald alle Cabinets-Geschäfte, worin er oft mit dem Präsidenten de Gask arbeitete. — Der Abbe Voisenon und mehrere der unterrichtetsten und liebenswürdigsten Männer, welche des Marschalls Haus besuchten, gewannen den jungen Albouy lieb und trugen viel zu seiner Bildung bey. Er war sehr vertraut mit dem Grafen Sabran und Gouffier und diese verhalfen ihm dazu, seinen Lieblingswunsch zu erfüllen, auf einem Privat-Theater, an welchem sie Theil nahmen, aufzutreten. Er übernahm die Rolle des Krispin in folies amoureuses und erwarb hier den uneingeschränktesten Beyfall der auserwähltesten Gesellschaft von Paris, wodurch seine Neigung zum Theater völlig entflammt wurde. — Seine Verbindungen nöthigten ihn zu beträchtlichen Ausgaben, und da der Marschall nicht daran gedacht

hatte, ihm einen Gehalt anzuweisen, und der Jüngling zu stolz war, darum anzusuchen, so befand er sich bald in der äußersten Verlegenheit, die während der Abwesenheit des Marschalls, welcher nach Bordeaux gereiset war und Albouy zurück gelassen hatte, auf den höchsten Grad stieg. Ein junger, talentvoller Dragoner-Officier, der, wo möglich noch einen größeren Drang zur Bühne fühlte, erweckte in ihm den Entschluß, sich des Marschalls Abwesenheit zu Nutze zu machen, Paris heimlich zu verlassen und zu einem Theater zu gehen. Der junge Officier erhielt unter dem Vorwande von Familien-Geschäften Verlängerung des Urlaubes, und Albouy von seinem Bruder, der in den Colonien große Geschäfte machte, die nöthigen Summen, um seine Schulden in Ordnung zu bringen.

Sie machten sich also auf den Weg nach Brüssel, und nichts konnte ihren Entschluß erschüttern, selbst nicht, daß Monvel, der Vater, an den sie sich in Lille wandten, und Dhannetaire in Brüssel, dem sie von Monvel empfohlen waren, aus ihrer eigenen Erfahrung alle Gründe hervor suchten, sie davon abzubringen. Endlich gab Dhannetaire nach, und ließ einige Scenen von den Jünglingen sich vortragen, und diese Proben fielen für Beyde so günstig aus, daß ihr Debüt sogleich angesetzt wurde. Aber den Tag vorher, als Albouy's Gefährte auftreten sollte, erschien ein vertrauter Freund der Familie desselben in Brüssel und vermochte ihn durch Bitten, Drohungen und Versprechungen dazu, daß er endlich dem Vorsatze, Schau-

spieler zu werden, entsagte. — Der Familie Albony blieb der Aufenthalt ihres Sohnes zu lange verborgen, er nahm den Nahmen Dazincourt an, unter dem er nachmahls so berühmt geworden ist und trat in eben derselben Rolle auf, in welcher er auf dem Privat-Theater in Paris so vielen Beyfall erworben hatte. Er schien nicht Anfänger, sondern war gleich vollendeter Künstler, so bald er nur gewohnt war, auf dem Theater zu gehen, der einzige sehr natürliche Mangel, den man bey seinem ersten Auftritte bemerkte. Bald wurde er der Liebling des Publicums; die beyden vorgenannten Fürsten, von denen der Fürst von Ligne ihn selbst im Hause des Marschalls gekannt hatte, beehrten ihn mit ihrer besonderen Gunst, und Dazincourt genoß einer Achtung, die selten ein Schauspieler zu erwerben, noch seltener zu erhalten weiß.

So war der Mann, den die schöne Witwe in den Kreis ihrer Freunde zog, ja der bald mit Thierry ihr ganzes Vertrauen und noch mehr, ihre zärtlichsten Gefühle gewann. — Aber das höchste Glück kann nicht von langer Dauer seyn... Das Band der Liebe wurde zerrissen; nur die Bande der Freundschaft blieben ungetrennt.

Acht Monathe mochten verflossen seyn, daß Madame Williams in Brüssel wohnte, als sie eines Abends kurz vor dem Schauspiele Dazincourt sagen ließ, er möchte, so bald es geendiget wäre, zu ihr kommen. Dazincourt folgte dem Befehle und wunderte sich, da er seine Freundinn nicht im Kreise ih-

ver gewöhnlichen Gesellschaft, die sich jeden Abend um sie versammelte, sondern mit Herrn Thierry allein fand. —

«Sie werden noch mehr Erstaunen, Dazincourt und auch sie, Thierry, sagte die schöne Witwe, wenn sie hören werden, warum ich alle Gesellschaft abgewiesen habe, und nur sie allein bey mir sehen wollte. Sie haben Beyde für mich die uneigennützigste und achtungsvolleste Anhänglichkeit gezeigt; diese habe ich weder meiner Geburt, noch meinem Vermögen, noch meinem Range verdankt, sondern für mich weit schmeichelhaftern Gründen, den geringen Verdiensten, die sie in mir anzuerkennen die Güte hatten. Sie sind meine wahren Freunde. Die süße Vertraulichkeit, in der wir mit einander gelebt haben, verstattete mir im Inneren ihres Herzens zu lesen. Würde ich dieses Glück genossen haben, wenn ich für sie die Fürstinn Scher..... gewesen wäre?"

Hatten die ersten Worte der Madame Williams ihre Freunde mit inniger Rührung durchdrungen und ihre Neugier gespannt, wohin dieses führen sollte, so überraschte sie diese unerwartete Wendung noch mehr. Madame Williams — ihre Freundinn — eine Fürstinn!

«Ich halte es für Pflicht, meine Freunde," fuhr die Fürstinn fort," ihnen die Ursache meiner Entfernung aus meinem Vaterlande mitzutheilen. Früher konnte ich es nicht; denn mußte ich nicht befürchten, daß sie für die Fürstinn Scher..... nicht die nähmliche Vertraulichkeit empfinden würden, als für Ma-

dame Williams, die Witwe eines Englischen Kaufmannes? — Jetzt aber, da ich leider gezwungen bin, dem Nahmen Williams und aller seiner Vortheile zu entsagen, jetzt sollen sie alles wissen."

«Ich bin eine geborne Gräfinn Bestucheff, eine Verwandte des Kanzlers dieses Nahmens, der von Elisabeth nach Sibyrien in das Elend geschickt wurde. Katharinens Großmuth gab dem Bruder des in Sibyrien verstorbenen Kanzlers die beträchtlichen Güter zurück, welche waren confiscirt worden. Nach wenigen Jahren starb auch dieser Bruder und ich, damahls Hoffräulein der Kaiserinn, war unter der Vormundschaft einer geliebten Tante seine einzige Erbinn. Der Besitz eines unermeßlichen Vermögens schien alle meine Wünsche zu krönen, nicht um des Vermögens selbst willen, sondern weil es mich in jeder Hinsicht dem Manne gleich machte, den ich leidenschaftlich liebte. — Graf Zabi .... einer der liebenswürdigsten und reichsten Pohlen, warb längst um mein Herz und meine Hand. — Mein Herz gehörte ihm im ersten Augenblicke, da ich ihn sahe, und nur der Gedanke, daß ich, ohne Vermögen, ihm alles verdanken sollte, ließ mich den Augenblick verschieben, nach dem mein Herz sich doch so innig sehnte, ihm auch meine Hand zu reichen. Jetzt war dieses Hinderniß gehoben, meine Tante willigte in unsere Verbindung und nach geendigtem Trauerjahre sollte unsere Vermählung gefeyert werden. — Alles schien uns zu lächeln; wir schwelgten in dem Vorgenusse der Seligkeit, die unserer in der engsten Vereinigung harr-

te. . . aber ich sollte leider nur zu bald erfahren, daß der Mangel eines Vermögens das kleinste Hinderniß gewesen war, daß sich unsern Wünschen entgegen gestellt hatte. Das arme Fräulein mochte nach Gefallen mit ihrem Herzen schalten; der reichen Erbinn war es nicht vergönnt."

«Schon nahete der ersehnte Augenblick, als Graf Zabi ... einen Auftrag nach Warschau erhielt, der ihn auf einige Zeit von Petersburg entfernte. Kaum war er abgereiset, so ließ mich die Kaiserinn rufen und eröffnete mir: Fürst Scher ....., dem sie sehr wohl wollte und der nicht reich genug war, seinen Rang mit Glanz zu behaupten, habe bey ihr um meine Hand geworben und sie habe sie ihm zugesagt. — Denken sie sich, meine Freunde, die schreckliche Lage, in welche mich diese Eröffnung der Monarchinn versetzte. Ich sank zu ihren Füßen, ich flehete um ihr Mitleid, allein — Katharina mochte vielleicht ein so beträchtliches Vermögen, das ich ihrer Huld verdankte, nicht gern in die Hände eines Ausländers übergehen sehen, Fürst Scher ..... hatte ihr Wort und mir blieb nichts übrig, als über das Schicksal zu weinen, das mir alles zu geben schien, indem es mir alles nahm. — Ich floh zu meiner mütterlichen Freundinn, allein — was vermochten wir gegen den erklärten Willen der Monarchinn? — Meine einzige Hoffnung war noch in dem Edelmuthe des Fürsten. Ich erklärte ihm, daß mein Herz Zabi — ewig lieben würde, ich beschwor ihn großmüthig zu seyn — umsonst. Meinem Besitze hätte er vielleicht entsagt, aber auch

meiner Reichthümer zu entsagen, das vermochte er nicht. — Man beobachtete jeden meiner Schritte; kaum konnte ich Gelegenheit finden, meinem Geliebten von dem schrecklichen Schicksale, das über uns eingebrochen war, einen Wink zu geben; meine Vermählung mit dem Fürsten wurde beschleuniget, Katharina führte mich zum Altare und vor ihren Augen wurde ich in der Hofkirche in unauflösliche Bande geschmiedet."

«So war ich dann auf immer getrennt von dem Manne, dem mein Herz mit unendlicher Liebe anhing; hingegeben einem Manne, den ich als den Zerstörer meines Glückes betrachten mußte. — Ich litt unaussprechlich; aber meine Leiden sollten noch höher steigen. — Zabi . . . . eilte nach Petersburg zurück — und fand mich in den Armen eines Andern. Seine Verzweifelung war gränzenlos; sie verleitete ihn zu der Ungerechtigkeit, mein Herz des Wankelmuthes zu beschuldigen; er wähnte sich von mir verrathen, von mir, die ihr Leben gern hingegeben hätte für die Seligkeit seiner Liebe. — So bald mein Gemahl des Grafen Ankunft erfuhr, erwachte in ihm das Gefühl der wüthendsten Eifersucht, und je weniger Schein er dazu hatte, um so mehr wuchs nur diese Leidenschaft. Um meiner edel zu schonen — ach! oder vielmehr, um mir seine Verachtung zu bezeigen, vermied der Graf sorgfältig jede Gelegenheit, wo wir uns hätten treffen können; der Fürst glaubte, daß wir uns in heimlichen Zusammenkünften für diesen Zwang schadlos hielten, und spielte oft, wenn er den Grafen

irgend wo sahe, darauf an, ohne daß dieser ihn verstehen wollte. — Daß ich nicht glücklich war, meine Freunde, bedarf wohl keiner Versicherung."

«In dieser Lage blieb ich einige Zeit lang, bis endlich der verderbliche Augenblick erschien, in welchem Zabi . . . und ich uns wieder sehen sollten. Graf Woronzoff gab ein Festin. Ich stand mit einer vertrauten Freundinn im ersten Saale, als der Graf eintrat. Meine Freundinn, die ihn sehr gut kannte, nickte ihm zu und die Schicklichkeit erforderte, daß er sich uns näherte. — Ich glaubte ohnmächtig nieder zu sinken, als er auf uns zutrat; gern wäre ich geflohen — wie war das aber möglich? Ach! und mein Herz fesselte mich unwiderstehlich an diese Stelle. — Nach einigen Worten an meine Freundinn wandte er sich zu mir. . . . . Er sahe, wie ich zitterte, als ich den Ton seiner Stimme hörte, er mochte in meinen Augen lesen, was ich noch immer für ihn fühlte. — Unsere Unterhaltung wurde laut geführt, allein Zabi . . . konnte sich nicht losreißen. — Wir bemerkten es nicht, daß der Fürst uns beobachtete. — Als wir gegen Morgen nach Hause kamen, ergoß sich seine Wuth gegen mich in den beleidigendsten Worten . . . Ich schwieg und duldete. — Dieß schien ihn noch mehr zu erbittern; er ließ endlich ab in mich zu dringen, ihm Geständnisse zu machen, wo ich nichts zu gestehen hatte und ging zu Fuß aus, und nach wenigen Stunden — brachte man ihn in seinem Blute, tödtlich verwundet, zurück. — Ich eilte zu ihm, ich hatte mich schon gewöhnt ihn als meinen Gatten zu

betrachten, dem ich meine Sorgfalt schuldig sey — er stieß mich von sich."

«Ich habe meine Ehre gerächt, stammelte er mit gebrochener Stimme, aber nur zur Hälfte. . . Wenn du das Schicksal deines Geliebten theilest, dann werde ich erst ganz befriediget seyn!"

«Es waren seine letzten, schrecklichen Worte... Bald gab er seinen Geist auf."

«Meine Freunde, wie könnte ich ihnen den Zustand schildern, in dem ich mich befand! Mein Gemahl gefallen von der Hand des Geliebten; dieser ermordet von dem Gemahle . . . Wen sollte ich beweinen, wen verwünschen? Und dann — zwar sprach mein Herz mich frey, aber auch die Welt? ... Meine Ehre, meine Ruhe, meines Lebens ganzes Glück waren auf immer dahin!"

«Noch vor Ende des Festins hatte der Fürst einen seiner Leute beauftragt, dem Grafen zu sagen, daß er ihn um zwey Uhr am Ufer der Newa erwarte und hoffte, er würde ihm dann die lange Unterredung wiederhohlen, die er mit seiner Gemahlinn gehabt hätte. — Der Graf fand sich ein in Begleitung des Obersten Butturlin; der Fürst war vom Grafen Naris ... begleitet. Zabi ... wollte sich in Erklärungen einlassen, allein er hatte es mit einem Wüthenden zu thun, der nichts anhören wollte, sondern den Degen zog. Der Kampf begann. Lange schränkte sich Zabi . . . auf bloße Vertheidigung ein, und nur als er sahe, daß hier keine Wahl übrig blieb, ging auch er auf seinen Gegner los. — Der Kampf war schreck-

lich- Zabi . . . fiel todt nieder und der Fürst wurde tödtlich verwundet vom Platze getragen. — Mich hatte er in Gegenwart der beyden Zeugen für eine Ehrlose erklärt und Graf Naris . . ., der ihm besonders ergeben war, hielt es, um den Fürsten zu rechtfertigen, für Pflicht, die Ursache des Zweykampfes, der bald der allgemeine Gegenstand des Gespräches am Hofe und in der Stadt wurde, bekannt zu machen."

«Die Kaiserinn gerieth in einen unbeschreiblichen Zorn. — Die Stimme meiner Unschuld konnte nicht durchdringen; auch hatte ich nicht den Muth, der Verläumdung die Stirn zu bieten. — Mein Herz war gebrochen. . . Ich beschwor meine Tante, mir zu erlauben, mich und meinen Gram fern von dem Vaterlande in Frankreich zu verbergen; ihr überließ ich die Sorgen für mein Vermögen, und, von meiner treuen Kammerfrau begleitet, durchflog in Rußland, Pohlen und Deutschland, und glaubte erst freyer zu athmen, als ich Frankreichs Boden betrat."

«Wie ich dort als Madame Williams gelebt und gelitten habe, ist ihnen bekannt, meine Freunde. — Hier nur, hier habe ich mein Herz wieder gefunden und — bin jetzt gezwungen, es los zu reißen. Die Kaiserinn ist durch meine Tante von meiner Unschuld überzeugt worden; sie will mich auch vor der Welt rechtfertigen, indem sie mich ihrer Person zunächst als erste Hofdame zu sich beruft. Heute Morgen überbrachte mir ein Courier unmittelbar das kaiserliche Handschreiben; ich muß dem Befehle der Monar-

chinn ungesäumt Folge leisten — wir müssen uns trennen!"

«Ich trenne mich nicht von ihnen, Fürstinn! rief Thierry im überwallenden Gefühle — niemahls! — Ich folge ihnen überall hin. — Ich müßte mich ja von meinem Leben trennen!"

Mit einer dankbaren Thräne im Auge reichte die Fürstinn ihrem Freunde die Hand, und er drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Dazincourt saß da mit gepreßtem Herzen. — Er vermochte nicht zu sprechen. — Die Fürstinn heftete gerührt den Blick voll Zärtlichkeit auf ihn.

«Dazincourt," sagte sie endlich mit bebender Stimme, «wie gern möchte ich auch sie in Petersburg sehen, allein — das hieße ein zu großes Opfer fordern. Sie haben sich zu oft über das rauhe Clima meines Vaterlandes geäußert, ohne zu wissen, daß es mein Vaterland war. . . Ich darf — ich darf es nicht verlangen."

Sie legte einen besonderen Nachdruck auf dieses darf, einen Nachdruck, der deutlich zu verstehen gab, daß noch andere Gründe, als die sie angab, sie bewogen, ihrem liebsten Wunsche zu entsagen. — Dazincourt hatte wirklich, wenn auf Rußland die Rede kam, stets geäußert, daß nichts in der Welt ihn vermögen würde, nach einem Lande zu gehen, wo sein Freund Prevot (der berühmte Schauspieler) die Füße erfroren hatte, und Zeit Lebens ein Krüppel geworden war. . . Aber in diesem Augenblicke. — Sibyrien hätte ihm ein Paradies ge-

schienen! — Doch der zwar zärtliche aber bedeutende Ton der Fürstinn ließ seine inneren Wünsche nicht laut werden; er fühlte, daß die Fürstinn Scher... es war, und nicht mehr Madame Williams, die mit ihm sprach.

Noch gehört ein Zug zu der Erzählung der Fürstinn, den ihre Bescheidenheit nicht mittheilte. Sie hatte bey ihrer Flucht aus dem Vaterlande ihren Weg über Warschau genommen. Hier lebte, wie sie wußte, ein Neffe des Grafen Zabi . . . einzig von dessen Wohlthaten. Der Bruder des Grafen, der sein ganzes Vermögen erbte, würde nicht geneigt gewesen seyn, die Unterstützung des armen Jünglings, der eben in die Welt treten solte, als einen Theil der Erbschaft mit zu übernehmen. Die Fürstinn sahe sich für die, ob gleich unschuldige, Ursache eines so unersetzlichen Verlustes an; wie hätte ihr feinfühlendes Herz den Gedanken ertragen können, einen geliebten Neffen des einzigen Geliebten unglücklich gemacht zu haben. Sie nahm eine Summe von hundert tausend Rubeln in Wechselbriefen mit sich und legte sie für den Jüngling bey dem Bankier Wolf in Warschau nieder, unter dem Vorgeben, als erfülle sie den Auftrag des Grafen, der ihr diese Summe eingehändiget habe. So ersparrte sie, hinlänglich belohnt in der Befriedigung ihres edlen Herzens, selbst dem Jünglinge die Demüthigung, einer Fremden danken zu müssen.

Die Vorbereitungen zur Reise waren bald getroffen, und die wenigen glücklichen Tage, die Da-

zincourt noch in der Nähe der Angebetheten verleben sollte, schwanden nur zu schnell dahin. Der Augenblick der Trennung nahete. Die Fürstinn durfte sich ihrem Herzen nicht mehr überlassen. Zwar fand noch unter ihnen die ehemahlige anständige Vertraulichkeit Statt, allein nur der Freundschaft, nicht den zärtlichern Gefühlen waren die letzten Tage geweihet. Nur als sie — ach, sie fühlte es! — sich auf immer von dem Manne trennen sollte, der die früheren Empfindungen in ihrem Busen wieder belebt hatte, dessen achtungsvoller Liebe sie so schöne Stunden verdankte, trat die Liebe noch ein Mahl in ihre Rechte. Es war der Abschied des Herzens vom Herzen, und zum Andenken an diese bittersüße Stunde überreichte sie Dazincourt eine Dose von schwarzer Schildkröte, auf deren untersten Seite die Worte standen: «Don de l'amitié!" — Dazincourt nahm die schöne Gabe, drückte sie an seine Lippen, dann an sein Herz und vermochte nur zu stammeln: «Hier soll sie immer ruhen!" — Sie stürzten einander in die Arme, ihre Thränen vermischten sich . . . Thierry drückte seinen Freund noch ein Mahl an sein klopfendes Herz, und Dazincourt eilte fort in dem Gefühle, daß er allein zurückbleibe.

Wie einsam fühlte sich der Arme, wie verlassen! Wie gern wäre er auf immer von dem Orte, wo er so glücklich gewesen war und es nicht mehr seyn konnte, geflohen, hätten seine Verhältnisse ihn nicht an Brüssel gefesselt. — Er hatte der Fürstinn versprechen müssen, ihr nach Wien zu schreiben, aber

er vermochte es nicht, er war in Schwermuth versunken. — Da kam ein Brief aus Wien und riß ihn aus seiner Erstarrung. Er erkannte in der Aufschrift Thierry's Hand. — Ihn erbrechen, ihn zehn Mahl hinter einander lesen und wieder lesen, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Sinn zu fassen, war das Werk eines Augenblickes. — Endlich ward er ruhiger und bemerkte die Nachschrift, worin ihm Thierry schrieb:

«Wenn sie den Boden der Dose, welche die Fürstinn ihnen gab, von der Rechten zur Linken drehen, so werden sie darin ein Andenken von dieser trefflichen Freundinn finden; es wird sie nicht für den erlittenen Verlust entschädigen, aber es wird doch dazu dienen, sie zuweilen zu beruhigen."

Noch lag die Dose auf seinem Herzen; er öffnete sie auf die bemerkte Weise und — was glich seinem Entzücken! — erblickte das Bildniß der Fürstinn, wie sie an einem Schreibtische saß und die Hand eben von einem Papiere abhob, auf dem die Worte standen: De près comme de loin! — Mit welchen Blicken der Liebe starrte er das theuere Bildniß an! Es war ihm das höchste Pfand, das der Zartsinn der Fürstinn ihm schenken konnte. . . Aber als er endlich das Bildniß wieder an seine Stelle legen wollte, bemerkte er ein Papier, welches, statt, wie er hoffte, einiger Worte von der Geliebten Hand, einen Schein der Witwe Nett. . . enthielt, dem Inhaber tausend Souverain'or auszuzahlen. — Wie war er aus seinem Himmel gestürzt!

«Mir — Geld!" rief er aus und war in Verzweifelung. — Er mußte seinem Herzen Luft machen und schrieb an die Fürstinn.

Brüssel, den 7. Februar 1775.

Madame!

«Das Geschenk ihres Bildes war eine Gunst, die ich nie zu hoffen gewagt hätte. — Sie haben gefühlt, daß sie zu groß sey und haben geglaubt, die Freude über ein so unschätzbares Geschenk mäßigen zu müssen, indem sie mich an den Abstand erinnerten, der von mir zu ihnen Statt findet. Die Anweisung der Witwe Nett. . . ist ohne Zweifel der Preis, womit sie mir einige Declamations-Lectionen zu bezahlen gedenken, welche ich das Glück gehabt habe, ihnen zu ertheilen; denn wie sollte ich mir sonst diese Freygebigkeit erklären, der nichts anders zum Grunde liegen kann? — Wollten sie nicht den Unterricht des Freundes annehmen, so kam es ja mir zu, das Honorar selbst zu bestimmen, und in diesem Falle sehen sie wohl ein, daß ich von Madame Nett. . . nur den Preis annehmen kann, den ich auf meinen Unterricht setzen darf; er wird mäßig seyn; denn meinen guten Willen darf ich mir nicht für Talent anrechnen; ich habe noch in meiner Kunst so viel zu lernen, daß ich gegen mich selbst gerecht seyn muß. Ich ehre sie zu sehr, als daß ich nicht ihre Absicht erfüllen sollte und daß sie sich sagen müßten, sie hätten unentgeltlich Unterricht von mir empfangen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht, u. s. w."

Er schloß diesen Brief an Thierry ein, dem er schrieb:

«In dem Augenblicke, in welchem der Mensch sich am glücklichsten wähnt, ist er seinem Unglücke am nächsten. Ach! warum mußten sie mir das traurige Geheimniß der Dose anzeigen, an der mein ganzes Glück hing? Sie war für mich Pandorens Büchse; als ich sie eröffnete, entstürzten ihr alle Übel, welche sie einschloß; sie nagen an meinem Herzen; unglücklicher als Epimetheus konnte ich mir nicht einmahl, als ich sie schloß, die Hoffnung darin erhalten."

«So ist es denn wahr, so habe ich denn Madame Williams auf immer verloren! Im ersten Augenblicke glaubte ich sie unter den Zügen der Fürstinn Scher... wieder zu finden. Unsinniger, der ich war! Hätten ihre ersten Worte an mich, als sie den bescheidenen Nahmen, unter welchem sie ihre Würde und ihre Größe verborgen hatte, ablegte, mich nicht belehren sollen; daß ich in ihren Augen nichts war, als ein unbedeutender Mensch, geschaffen, sich vor ihr zu beugen!"

«Aber, worüber darf ich mich denn beklagen? Es war ein langer Traum, er entrückte mich in das Land der Täuschungen; ich erwache, und sehe, daß alles, was mir so wirklich schien, nichts war, als ein flüchtiger Schatten."

Hat Herr Thierry wirklich der Fürstinn diesen Brief nicht mitgetheilt? — Und that er es, hätte die Edle zürnen können über das Zartgefühl und über die reine uneigennützige Liebe, die sich zwar mit einiger Bitterkeit, aber doch so wahr und so warm aussprechen? — Ja, an dem weiblichen Herzen hätte vielleicht der kältere Freund einen unverzeihlichen Raub

begangen, wenn er ihm den Genuß dieses Schreibens wirklich vorenthielt. — Er schrieb Dazincourt.

Wien, den 25. Februar 1775.

«Ich kenne den ganzen Werth der Freundschaft, und ihre Freundschaft ist mir zu theuer, als daß ich nicht wünschen sollte, sie mir ewig zu erhalten; ich habe also in Hinsicht ihrer gethan, was sie unter ähnlichen Umständen gewiß für mich würden gethan haben. Ich habe den Brief an die Fürstinn Scher... zurück behalten; sie sandten ihn mir offen und ich benutzte ihre Erlaubniß ihn zu lesen. — Kältere Überlegung wird sie, wie ich hoffe, bereits seit dem dieser Brief geschrieben war, es haben bereuen lassen, daß sie ihn fortsandten. In diesem Falle hätte ich also nur ihren Wunsch erfüllt, indem ich ihn vernichtete; hätte ich mich indessen geirrt, so vergönnen sie dem Freunde, daß er sie aufmerksam darauf macht, wie ungerecht sie sind. Meine Freymüthigkeit kann ihnen nicht mißfallen, da sie wissen, daß, wenn ich ihre Talente achte, ich sie persönlich doch noch weit höher schätze."

«So lange die Fürstinn Scher..... für sie und mich Madame Williams war, mochten wir uns wohl den vertrauten Ton erlauben, den die Gleichheit des Standes vergönnt. Damahls konnte ihre Verbindung mit ihr nicht die Lästerzungen reitzen: ein Schauspieler, dessen Ruf in Hinsicht der Sitten und der anständigen Aufführung so fest gegründet ist, als der ihrige, kann mit einer Frau vertraut umgehen, die nicht durch ihren Rang die Augen auf sich zieht. Was

würde man aber z. B. von der jungen Gräfinn Aremberg sagen, wenn sie mit ihnen in einer Verbindung stünde, wie sie mit Madame Williams standen. Ohne allen Zweifel würden die Gründe einer solchen Vertraulichkeit von der Verläumdung vergiftet werden, und in Wahrheit, auch der Nachsichtigste würde nicht umhin können, sie wenigstens unschicklich zu finden. — In Hinsicht auf Rang und Geburt ist besonders das weibliche Geschlecht ein Sclave des Vorurtheils. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dieß Vorurtheil in der bürgerlichen Gesellschaft gerecht oder ungerecht ist, so viel ist gewiß, daß es unbesonnen wäre, ihm trotzen zu wollen. Diese Gründe werden sie hoffentlich, wenn sie reiflicher darüber nachdenken, wie mich überzeugen, daß Madame Williams, indem sie den Rang, zu dem ihre Geburt sie bestimmte, wieder annahm, auch gezwungen war, nicht ihren Gefühlen für sie zu entsagen, aber sich von ihnen zu trennen, um nicht öffentlich anzustoßen: sie wollte niemand berechtigen, noch einmahl ihren guten Ruf anzutasten.'

Übrigens können sie mir gewiß glauben, die Fürstinn Scher .... wünscht eben so wenig, als Madame Williams es gewünscht hätte, daß sie ihrer Gnade bedürften; sie würde es aber unendlich gern sehen, wenn sie ihre Anhänglichkeit für sie auf irgend eine Probe sezten."

«Die Anweisung der Witwe Nett ... ist, wie das Bildniß, ein Geschenk der Freundschaft. Ihr Zartgefühl kann sich unmöglich durch die Übersendung des einen oder des andern beleidiget finden. Sie kennen

mich hinlänglich, um zu wissen, ob ich in einem solchen Falle zu entscheiden vermag. Ihr nächster Brief an die Fürstinn wird, hoffe ich, von dem mir Übersandten verschieden seyn und ich schmeichle mir darin die Billigung meines Verfahrens zu lesen."

«Ganz der ihrige, u. s. w."

Mochte auch das Herz noch immer viel dagegen einzuwenden haben, Dazincourt konnte den Gründen des kälteren Freundes seinen Beyfall nicht versagen. Die Ketten, welche die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft uns auflegt, können zuweilen sehr drückend werden, allein der Weise wird sie auch dann nicht abschütteln, wenn er es vermöchte. Wer steht uns dafür, welch eine Wirkung die Lösung eines einzigen uns unbedeutend scheinenden Gliedes für das Ganze haben könne? — Aber die Entfernung konnte im Innern dieser Menschen nichts verändern. Dazincourt empfing eben so oft die zärtlichsten Briefe von seiner angebetheten Fürstinn und von seinem Freunde, als er ihnen schrieb; und dieses zärtliche Verständniß dauerte, bis er unerwartet die schreckliche Nachricht erhielt, daß die Edle nicht mehr sey. Er trauerte lange um sie... So oft er ihrer erwähnte, glühete sein Auge, eine Thräne floß ihrem Andenken, sein Herz war gepreßt und nur die alles lindernde Hand der Zeit und eine neue Verbindung des Herzens konnte ihr Bild zwar nie verlöschen, aber doch die schmerzliche Lebhaftigkeit des Andenkens mildern.

8.

Die glückliche Cur.

«Und Pinchen wird Baronin Wildeck, und wenn du dich auf den Kopf stellest!" rief Frau Hofräthinn Horn ihrem Gatten zu und war kirschbraun im Gesichte, und das mit allem Rechte; denn seit ihrer sieben und zwanzigjährigen musterhaften Ehe war dieses das zweyte Mahl, daß Herr Horn sich einfallen ließ, auch einen Willen für sich zu zeigen. — Das erste Mahl hatte Eris in Gestalt eines Pudels Hader zwischen sie geworfen. Der Pudel war Horns treuer Gefährter gewesen, als er noch im ehrsamen Junggesellenstande lebte, er ging auf zwey Beinen gerader als mancher Junker, apportirte wie der flinkeste Hofmann, sprang über den Stock hoch hinweg, damit der Stock nicht über ihn springen möchte, hohlte ein Geldstück aus der Hosentasche trotz dem gelehrtesten Professeur de la physique amusante (zu Deutsch Taschenspieler), setzte seinem Herrn die Pantoffel zurecht, welches die junge Frau nicht nur nicht that, sondern im Gegentheile bald genug ihren Herrn abrichtete, sie ihr zurecht zu setzen — kurz, er war allerdings im Stande, der neuen Gebietherinn im Herzen des jungen Eheherrn Eintrag zu thun. Dieses reitzte die Eifersucht der zärlichen Gattinn, welche

dieses Herz mit niemanden theilen wollte, und wenn es auch ein Pudel wäre. — Erst wurde ihr der Geruch des garstigen Köters zuwider, daß sie immer Kopfschmerzen bekam, so oft er sich ihr nahete. — Herr Horn verbannte ihn aus der Nähe seiner Gattinn in sein Zimmer, und der Pudel war zu gelehrig, als daß er noch ferner zu Madame Horn gekommen wäre, besonders da sie ihm zuweilen nicht unzweydeutige Beweise ihrer Abneigung mit den Hacken gegeben hatte.

«Du hast also den Pudel lieber um dich als deine Frau,» sagte sie; «denn ich werde dein Zimmer nicht wieder betreten.»

«Ich komme zu dir, lieber Schatz,» erwiderte Herr Horn und streichelte ihr die Wangen.

Jetzt lag das Vorhaus immer voll Knochen, das Fett wurde in das Zimmer getragen, die Mägde beschwerten sich über die Unreinigkeit des garstigen Pudels. — Pollux, so hatte ihn sein Herr genannt, weil er selbst Castor hieß, (ob er sich dadurch nicht eine falsche Ableitung seines Nahmens von dem Griechischen Heiligen anmaßte, da er wahrscheinlicher von dem bekannten langhaarigen Thiere hergenommen war, bleibe dahin gestellt) Pollux wurde von seinem Herrn angewiesen, die Knochen auf dem Hofe zu verzehren, und er that es.

Nun zog der Pudelgeruch gar in Herrn Horn ganz hinein, und da Madame gerade guter Hoffnung war, so griff dieses ihre zarten Nerven so stark an,

daß Herr Horn, wollte er nicht über den Pudel Frau und Kind einbüßen, sich endlich, besonders da einige Worte von Krähenaugen und anderen Leckerbissen für garstige, stinkende Köter fielen, entschloß, ihn von sich zu entfernen. Wäre bloß von der Frau die Rede gewesen, wer weiß, ob der Pudel nicht da geblieben wäre; aber die Hoffnung, Vater zu werden, überwog. Er schenkte ihn einem seiner Freunde, mehrere Meilen von seinem Wohnorte, nachdem er ihn noch ein Mahl zärtlicher an seine Brust drückte, als seine Frau am zweyten oder dritten Ehemorgen sich rühmen konnte. — Den Verlust ersetzte ihm bald darauf Philippinchen, der erste und einzige Ehesegen, dessen er sich zu erfreuen hatte.

Von dieser Zeit an war Madame Horn unumschränkte Gebietherinn über Mann, Kind und Haus, wie sich es gebührt, und je mehr das Vaterherz mit dem Pinchen verwuchs, um so fester gründete sich ihre Herrschaft. Dabey mußte sich nun alles recht wohl befinden; denn wo erklärte Autorität herrscht, sagt eine neuerer Reisebeschreiber, um uns mit dem Zustande der Leibeigenschaft auszusöhnen, da herrscht Ruhe und Friede ... und jetzt sollte diese glückliche Eintracht dadurch gestört werden, daß Herr Horn sich einfallen ließ, gegen Pinchens Glück mit Baron Wildeck Einwendungen zu machen? Das mußte die zärtliche Frau ja wohl außer sich bringen. Sollte sie zum ersten Mahle dem Eigensinne ihres Mannes nachgeben, und dadurch das Grundgebäude ihrer häusli-

chen Glückseligkeit, die sie seit so vielen Jahren mit manchem Strebepfeiler sorgsam unterbauet hatte, erschüttern lassen? — Dazu war sie zu vernünftig, und genug, sie war fest entschlossen, Pinchen sollte Baroninn Wildeck werden, und wenn sich der Eheherr auch auf den Kopf stellte, das sie ihm übrigens nicht zutrauete, weil das Kopfstellen doch immer etwas Beschwerliches haben mag. Darin hatte sie denn auch vollkommen Recht; denn so bald sie die Thür hinter sich zugeschlagen hatte, daß die Wände erzitterten, sagte Herr Horn:

«Auf den Kopf stellen? Das laß ich bleiben! Aber meinen Kopf aufsetzen will ich, dafür stehe ich dir, und wenn ich ihn auch sieben und zwanzig Jahre in deiner Schlafkammer hätte stehen lassen, daß du deine Hauben darauf setzen konntest. Wie mit dem Pudel geht es nicht." —

Man sieht, daß Herr Horn ein wahrer Castor war, allein die Sache war nicht einmahl so einfach, als mit dem Pudel. Dieser stand wenigstens erklärt auf Herrn Horns Seite, da hingegen Pinchen sich ziemlich auf die Seite der Mutter zu neigen schien, und wer weiß, ob Herr Horn nicht zuletzt das immer nicht bequeme Kopfaufsetzen auch hätte bleiben und Pinchen in Gottes Nahmen Baroninn Wildeck werden lassen, wäre nicht denselben Abend, als er den eines Herkules würdigen Entschluß gefaßt hatte, ein Umstand dazu getreten, der ihm an das Herz griff und in seinem Vorsatze bestärkte.

Noch ganz erhitzt von dem ehelichen Gespräche kam die Frau Hofräthinn zur Tochter.

«Dein Vater widersetzt sich deinem Glücke, Pinchen,» sagte sie, «er hat keinen Sinn für Größe; aber verzage nicht, du weißt, zuletzt sind er und ich immer gleicher Meinung. — Du wirst Frau Baroninn, du sollst es werden, oder die Welt müßte sich ganz umgekehrt haben. Ziehe dich nur an, wir fahren in das Cassino; ich habe Wildecks versprochen, daß wir hinkommen würden. Du wirst Frau Baroninn, und trittst glänzend in die große Welt, dafür laß mich sorgen.»

Pinchen sahe sich schon in einem herrlichen Pallaste, umringt von Herrn und Grafen mit Bändern und Sternen, als Baroninn Wildeck in jeden glänzenden Zirkel eingeführt, alles in Putz und Schmuck überstrahlen, und das arme Kind bedurfte auch aller dieser Herrlichkeiten, um ihr Herz zu beschwichtigen, das von Zeit zu Zeit aufrührisch wurde, wenn ihr einfiel, wie sie an Lindheims Hand ehemahls die schönen Fluren von Weissenfells, dem väterlichen Landsitze durchwallet war, und sich oft so glücklich gefühlt hatte in dem Gedanken, auf dem nahen Seebach zu wohnen, das er als Pächter einer beträchtlichen königlichen Domäne mit dem Titel Amtmann inne hatte. — Das Bild jener Zeit und des Mannes, der zuerst ihrem Herzen das Gefühl der Liebe eingeflößt hatte, war zwar durch den Glanz der Gegenwart, der sie umgab, verdunkelt, aber nicht ausgelöscht. Der

Mutter hochstrebende Phantasie hatte sie nur ergriffen. Des Vaters Reichthümer eröffneten ihnen in der Residenz, die sie nun seit einem Jahre bewohnten, die glänzendsten Zirkel, und erwarben der Tochter, die, wo nicht schön, so doch in der vollen Jugendblüthe (welcher der väterliche Silberthau gar keinen Schaden that) recht reitzend war, viele Anbether, unter denen sich der junge Baron Wildeck bald als den zudringlichsten auszeichnete.

Dieser junge Herr, der Sprößling eines alt adelichen Hauses und mit den ersten Familien der Residenz verzweigt, hatte die Bedenklichkeiten einer Mesalliance mit echtem Cosmopolitismus überwunden; er schätzte das Reale höher in einer Zeit, in welcher nur das allenfalls noch gilt, was man hat, als das Ideale, mit dem man selten etwas anzufangen weiß, als etwa zu fangen, wozu er es denn auch benutzte. Er hatte sich ein eigenes System gebildet, das sich für einen jungen Freyherrn wohl hören ließ. Nach diesem dünkte es ihm weit bequemer und anständiger, in einem schönen modernen Pallaste, wäre es auch für Bürgergeld und mit einiger Aufopferung an adeliger Ehre, auf seidenen Polstern der göttlichen Faulheit standesmässig zu pflegen, als unter den zerrissenen Fahnen in der altväterischen Gothischen Burg seiner Ahnherren mit unverletztem Wappen auf verblichenem Damaste selbst gebaueten Kohl zu essen, oder gar der Erlauchten so zu vergessen, daß er zu einem Gewerbe im Staate griffe, zu dem sich

in der hochfreyherrlichen Familie seit vielen Generationen kein Wildeck herab gelassen hatte, als allenfalls zu den hohen Hofämtern eines Oberjägermeisters oder Oberkammerherrn, in welchem wichtigen Posten sein Herr Vater bald sein fünf und zwanzigjähriges Jubiläum zu feyern hoffte. Der Zeiten Unbild und das Überwaß des Glanzes, den seine Ahnherren und noch zuletzt der gegenwärtige Stammherr um sich verbreiteten, hatte die zahlreichen Familien-Güter ziemlich verringert, und an den wenigen, welche noch auf den hochfreyherrlichen Nahmen lauteten, war der Nahme auch fast das einzige, was dem Oberkammerherrn gehörte. — Schon glaubte die Familie zu andern Mitteln schreiten zu müssen, um ihrem Hause die Existenz zu sichern, allein zum Helden fühlte der einzige Stammhalter eines so erlauchten Geschlechtes gerade keinen sonderlichen Beruf, und jedem andern Mittel zu einer glänzenden Versorgung legte die brillante Erziehung, welche der junge Freyherr erhalten, manche Schwierigkeiten in den Weg. Außer den ritterlichen Künsten des Tanzens, Reitens, Fechtens und etwas Musik sprach er allerdings Französisch, und weit besser als seine Muttersprache, wie sich das gebührt; aber schreiben konnte er jene eigentlich so wenig, als diese, wenn es über die Sphäre eines Billetdoux hinaus ging, in welcher Gattung stilistischer Aufsätze er frühe Übung gehabt hatte. Racine, Voltaire, Marmontel, Rousseau, Grecour hatte er gelesen, auch mit unter etwas von Göthe, Schiller, Jean

Paul, Werner, vorzüglich in den Taschenbüchern — von Wieland weniger; allein fragte man, ob er die Pandecten kenne, oder die Finanz-Wissenschaft, oder die Politik, und er hatte mit seinen eigenen Finanzen und der Politik der Liebe genug zu schaffen, als daß er sich noch um fremde hätte bekümmern sollen. Er sprach sehr geläufig nach der neuesten ästhetischen Schule über Schauspiel und Schauspieler (den Schauspielerinnen hatte er als Repräsentanten der weiblichen Natur ein eigenes Studium gewidmet) über Kunst und Künstler; er wußte, daß die Baukunst nichts anders sey, als eine versteinerte Musik, die Tonkunst nichts anders, als parfümirte Luft, und was der erhabenen Offenbarungen der neuesten Schule mehr sind; auch hatte er das Schema zu Sonetten, in welchen seine zarteren Gefühle erklingen konnten, noch ehe der profane Klingklingel-Almanach es jedem Ungeweiheten verrathen hatte: allein mit dem Bewußtseyn des Genies hatte er sich auch begnügt. —

In dieser verzweifelten Lage, welche durch den Drang der Zeiten immer bedenklicher wurde, führte ihn sein Glücksstern auf einer Maskerade in die Bekanntschaft der Frau Hofräthinn Horn und ihrer Tochter, deren Anzüge durch ihren Reichthum aller Blicke auf sich zogen. Er kannte zufällig die Familie, unter deren Schutze jene auf der Maskerade erschienen. Er hatte es sich sogar bisher zum angenehmen Zeitvertreibe gemacht, der einen Tochter derselben einige Schmeicheleyen zu sagen, welche das arme Bürger-

mädchen für Ernst nahm: hatte davon gesprochen, wie glücklich man sich fühlen müsse, an so lieben, schönen Händen durch das Leben zu gehen, womit er eigentlich nichts meinte, als auf Bälle, Maskeraden, in das Schauspiel u. s. w., das aber von dem guten Kinde in einem ganz andern, wenigstens umfassendern Sinne genommen wurde; er hatte geschworen, daß die reinste Sympathie, jene Seelenverwandtschaft, der unmittelbare Ausfluß des Urwesens, ihn zu Emilien hinzöge, mit deren innigsten Seyn er so ganz harmonire, worunter er nichts weiter verstand, als daß es angenehm seyn müsse, in ihren Armen einige süße Stunden sich seines Seyns zu freuen, und welches Emilie für den Schwur ewiger Liebe annahm. — Jetzt erblickte er den glänzenden Stern Pinchen, und da er auf nähere Erkundigung vernahm, daß eine Goldmine aus ihm strahle, die als Brautschatz 150,000 Reichsthaler und nach dem Gott gebe baldigen Ableben der Ältern noch ein Mahl so viel abwerfe, da fühlte er mächtig die Anziehungskraft eines solches Planeten, und wünschte nichts sehnlicher, als eine gänzliche Vereinigung mit ihm, um ein neues Sonnen-System zu bilden. Er wandte Mutter und Tochter seine ganze Verehrung zu, both alle seine Kunst auf, sich in ihre Gunst einzuschmeicheln, und machte seine Ältern auf die Goldmine aufmerksam. Diese, durch die Aufklärung der Zeit an liberalere Ansichten gewöhnt, fanden es der Mühe nicht unwerth, das Dreygestirn in ihr System zu ziehen.

Der weibliche Theil der hochfreyherrlichen Familie suchte Gelegenheit zur Bekanntschaft mit einer so liebenswürdigen Mutter und einer so reitzenden Tochter, und hofften auf diese Weise auch den Vater zu gewinnen.

Bey der Frau Hofräthinn gelang es ganz nach Wunsch. Die Bekanntschaft wurde auf dem Cassino gemacht, und bald darauf erfolgte eine Einladung, welche die gute Frau in Entzücken setzte, und von ihr kurz nachher erwidert wurde. Zu kurzsichtig, hinter dem sie blendenden Glanze die ausgebrannte Schlacke zu erkennen, ließ sie willig den Zauber auf sich wirken. — Des jungen Wildeck Bewerbungen um Pinchen eröffneten der mütterlichen Phantasie eine zu glänzende Aussicht, um ihnen nicht allen Vorschub zu thun; die Schwiegermutter eines Barons, mit einem so alt adeligen vornehmen Hause verschwägert zu seyn, schien ihr das größte Glück für sie und ihre Tochter, und sie sahe mit eben so viel mütterlicher Freude, daß Pinchen Sinn für Größe, als mit ehelichem Mißvergnügen, daß Herr Horn keinen Sinn dafür hatte. Denn Herr Horn wollte sich gar nicht so drehen, als man wünschte; es war, als habe er gar keinen Pol in sich. Die vornehmen Bekanntschaften seiner weiblichen Familie waren ihm in den Tod zuwider, und so oft sie sein Haus beehrten, machte er sich aus dem Staube. Den Justiz-Rath Ferber und seine Familie (eben die, mit welcher Frau und Tochter auf der Maskerade erschienen, nahe Verwandte

des Amtmanns Lindheim) hatte er aber lieb gewonnen, und sahe sich und die Seinen gern in ihrem Kreise. Seit der Maskerade war eine Spannung eingetreten; die Damen sahen sich seltener, die Männer zwar öfter, aber doch nur am dritten Orte. Einige Einladungen waren vom Justiz-Raths abgeschlagen und auch nicht erwidert. Die Frau Hofräthinn rümpfte darüber die Nase und ließ einige Worte von Mißgunst fallen. Horn wußte sich das nicht zu erklären; er hatte es eine ganze Weile mit angesehen: da ihm aber den Abend nach der Unterredung mit seiner Frau der Justiz-Rath in der Ressource, in welcher er gewöhnlich einige Stunden zubrachte, in den Wurf kam, so ergriff er die günstige Gelegenheit, den braven Mann geradezu darum zu fragen, und nach einigen Ausweichungen kam es denn heraus.

Der Justiz-Rath war ein äußerst nachsichtsvoller Vater, und war darin vielleicht etwas zu weit gegangen. Nach der freyeren Ansicht der jetzigen Welt, die deßwegen noch gerade keine richtigere seyn möchte, hatte er den Umgang seiner Kinder mit dem jungen Baron nicht für bedenklich gehalten. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, der Baron blies ganz artig die Flöte, und der junge Ferber, sein Universitäts-Freund, hatte ihn in die kleinen Concerte eingeführt, welche der Vater oft bey sich veranstaltete. Bald wandte der junge Herr seine Aufmerksamkeit auf die älteste Tochter, ein äußerst reitzendes und liebenswürdiges Mädchen, und diese, ein

etwas schwärmerisches Gemüth, faßte in allem Ernste Leidenschaft für ihn. Jetzt sahe sie sich verlassen, der Gram nagte an ihrem Herzen, sie welkte hin, entdeckte sich endlich dem besorgten Vater, dessen Liebling sie war, und da dieser bald das ganze Verhältniß durchschauete, so zog er sich von der Hornschen Familie zurück, als das sicherste Mittel, auch den Baron los zu werden, dem er aus Gründen, die in seinen Verhältnissen lagen, nicht geradezu das Haus verbiethen konnte. Wildeck bemerkte leicht was vorging, und mit seinen Planen beschäftiget, war es ihm gar nicht unangenehm, daß die beyden Familien sich von einander entfernten.

«Hatten sie wirklich Absichten für ihre Tochter auf Baron Wildeck?" fragte der alte Horn den Justiz-Rath.

«Nein," antwortete der Redliche, «die hatte ich gewiß nicht, und nachdem meine Tochter den Baron näher hat kennen gelernt, heilten ihre Wunden bald, und ich habe sogar die frohe Aussicht, daß sie nächstens einem würdigen, jungen Manne, der ein anständiges Vermögen besitzt, mit mir in einem Collegio arbeitet und die zärtliche Neigung zu ihr hegt, ihre Hand reichen wird. Aber der Umgang mit der künftigen Baroninn Wildeck und ihrer Famile ist kein Umgang für uns. Ihre Reichthümer, Herr Hofrath, gestatten ihnen ohne Bedenken in jenen Kreis zu treten, aber uns . . ."

«Hm! hm!" brummte der alte Horn.

«Und das Herz meiner Tochter bedarf der Schonung.»

«Es thut mir wirklich leid,» sagte Horn, und drückte dem Justiz-Rathe herzlich die Hand, «daß ihnen jemahls die Entfernung von meiner Familie nothwendig scheinen konnte. Zu der frohen Aussicht für ihre Tochter wünsche ich ihnen Glück... Aber, auch ich bin Vater; sagen sie mir als Vater, wie hat ihre Tochter den Baron näher kennen gelernt?»

Der Justiz-Rath war verlegen, Horn sahe ihm aber zu vertrauensvoll in das Gesicht, als daß er hätte ausweichen können.

«Sie fragen mich als Vater,» sagte er, «und so will ich ihnen als Vater antworten. Daß der Baron um meiner Tochter Liebe sich bewarb, da er doch in jeder Hinsicht gewiß war, daß eine Verbindung zwischen ihnen nie Statt finden konnte; denn ich habe meiner Tochter kein Vermögen mitzugeben, dessen der Baron bedarf. . .»

«Das war schurkisch!» fiel Horn ein.

«Vor der strengen Moral möchte es freylich nicht bestehen,» erwiderte der Justiz-Rath, «aber verdammen möchte ich ihn deßwegen noch nicht; nur mich muß ich tadeln, daß ich mein Kind dieser Gefahr aussetzte. Das jugendliche Herz fragt bey seinen Gefühlen nicht so genau nach dem Sittengesetze, und das zärtliche Spiel des Herzens im Umgange mit einem schönen, gefühlvollen weiblichen Wesen hat einen Zauber, dem der Jüngling, und gerade der edlere, am wenigsten zu widerstehen vermag. Daß er

aber, da meine Tochter schwach genug war, ihn an seine Schwüre zu erinnern, so elend dachte, ihr zu schreiben: Wenn auch Verhältnisse ihn zwängen, seine Hand der Convenienz aufzuopfern, so bliebe ihr doch sein Herz; wahre Liebe klebe an keinen Formen, und als Gatte ihrer Tochter erlange er die Mittel, der Geliebten seines Herzens das Leben glänzend und angenehm zu machen — das öffnete meiner Tochter die Augen, und an die Stelle der Liebe trat die tiefste Verachtung."

«Von Rechtswegen!" rief Horn. — «Der Haysisch! — Der Vater dankt ihnen, lieber Justiz-Rath... Sie sollen von mir hören."

Horn war ein sehr rechtlicher Mann von gesundem, obgleich wenig gebildetem Verstande. Sein durch Lieferungen im Kriege und manche verständige und glückliche Unternehmungen erworbenes Vermögen schien ihm Ansprüche zu geben, die er jedoch nach ihrem wahren Werthe recht gut anzuschlagen wußte. Er war von gemeinen, aber redlichen Ältern entsprossen, hatte in seiner Jugend die Kochkunst erlernet, als Koch bey mehreren angesehenen Herrschaften gedient, war dann zum Haushofmeister eines Grafen avancirt, trat aus dessen Diensten als maitre d'hôtel in fürstliche, und fand hier Gelegenheit, sein Glück zu machen. Als gräflicher Haushofmeister hatte er die Kammerfrau der Gräfinn geheirathet. —

Auf Madame Horn machte der Besitz so beträchtlicher Glücksgüter allerdings einen tieferen Eindruck;

sie sehnte sich darnach, die Stelle in der Welt auch wirklich einzunehmen, welche ihrem Reichthume nach ihrer Meinung gebührte, und wünschte wenigstens, ihrer Tochter die Ansprüche zu sichern, welche sie an das Leben zu machen berechtiget sey. Ihr Mann, der gegen sie viel gutmüthige Schwächen hatte, ließ sich leicht überreden, sich, als er seine Geschäfte abgeschlossen hatte, mit seinem Vermögen in einem anderen Staate nieder zu lassen, wo ihre vormahligen Verhältnisse, wenigstens nicht bis auf die früheren Zeiten und mit allen Umständen bekannt waren. Er kaufte hier die beträchtliche Herrschaft Weissenfels an, und lebte auf derselben einige Jahre mit Frau und Tochter. Pinchen entwickelte sich und es entspann sich zwischen ihr und Lindheim, wie bereits erwähnt, ein zärtliches Verständniß, welches dem alten Horn ganz recht war, allein Madame Horn desto weniger behagte. Lindheim wagte es, um Pinchens Hand zu bitten, er wandte sich noch dazu höchst ungeschickt an den Vater, wie konnte er der Mutter Einwilligung erhalten. Unter dem Vorwande, Pinchen sey noch zu jung, sie müsse wenigstens noch einige Jahre warten, wurde seine Bewerbung höflich zurück gewiesen. — Pinchen war mit diesem Ausspruche in jedem Betracht höchst unzufrieden, sie liebte Lindheim, den braven und zugleich schönen jungen Mann, recht herzlich, und um ihr die kindliche Laune, wie Madame Horn es nannte, aus dem Kopfe zu bringen, vermochte sie den Alten, auf einige Zeit in die Re-

sidenz zu ziehen, um Pinchen hier mehr auszubilden, als dieses auf dem Lande geschehen könnte. Horn kaufte in der Residenz ein schönes Haus, und bemühete sich um den Umgang mit rechtlichen Familien aus den Classen des höheren Bürgerstandes; denn aus diesem strebte er nie hinaus, und alles, wozu seine Frau in diesem Puncte ihn hatte bringen können, war, daß er sich den Hofrathstitel gefallen ließ, welchen der Fürst ihm gern ertheilte, um einen so reichen Privatmann an sein Land zu fesseln. —

Wenn er in der letzten Zeit das Treiben seiner Frau mit ansahe, und bemerkte, daß die Zerstreuungen, in denen Pinchen lebte, und die Vorstellungen der Mutter, zu welcher Rolle sie in der großen Welt berechtiget wäre, ihre Phantasie berauschten und ihren Gefühlen für den wackeren Lindheim immer mehr an Lebhaftigkeit entzogen; so hatte er sich mit der Annäherung der Jahreszeit getröstet, die er auf seiner Herrschaft zuzubringen gedachte: er hoffte, dort würde alles wieder in das alte Gleise kommen und freuete sich im Voraus darauf. — Nun sahe er sich durch die Eröffnungen seiner Frau von ihren Aussichten für Pinchen, und wie weit es damit schon gediehen sey, sehr unangenehm in seiner Freude gestört. Er hatte Lindheim halb und halb sein Wort gegeben, seine Bewerbungen, wenn Pinchen einige Jahre älter wäre, kräftig zu unterstützen; der Gedanke war ihm unerträglich, daß seine Tochter aus dem Kreise, in welchem er sich wohl befand, heraus,

und in einen andern treten sollte, in dem er sich unmöglich heimisch fühlen konnte: am wenigsten war er geneigt, dem Bettelstolze altadeliger Avantüriers die Folie seiner Reichthümer unterzulegen; denn er hatte in seinen ehemahligen Verhältnissen nur zu sehr die innere Dürftigkeit und Jämmerlichkeit kennen gelernt, die sich so oft hinter Prunk und Hoffahrt versteckt. — Daher sein Widerwille gegen eine solche Verbindung um ihrer selbst willen, und jetzt eröffnete ihm nun noch die Mittheilung des Justiz-Rathes eine so trübe Aussicht für sein geliebtes Kind.

«Ich setze meinen Kopf doch auf," sagte er zu sich selbst, als er sich vom Justiz-Rathe getrennt hatte. «An einen Schurken will ich meine Tochter nicht wegwerfen und noch dazu an einem Baron; lieber allen den Plunder, der sie in die Gefahr bringt, unglücklich zu werden. Eine Tochter ist kein Pudel!"

Er überlegte, ob er nicht noch ein Mahl mit seiner Frau über die Sache sprechen und ihr mittheilen sollte, was er von dem braven Justiz-Rathe vernommen hatte; allein sein guter Verstand sagte ihm, daß es nichts fruchten würde. Mit vernünftigen Gründen war bey der Frau Hofräthinn Horn stets wenig auszurichten gewesen, und da er andere nicht gern anwenden mochte, so hatte sie bis jetzt noch immer Recht behalten. Sie hätte alles für Verleumdung der Mißgunst einer verliebten Närrinn erklärt, und wäre fester als jemahls auf ihrem Kopfe bestanden. Auch wünschte er das Übel mit der Wurzel auszurotten,

und den Hochmuth seiner Frau ein für alle Mahl in die gebührenden Schranken zurück zu bringen. Lange sann er hin und her und konnte nicht mit sich einig werden, als seine Frau ihn selbst auf einen Einfall brachte, von dessen Ausführung er sich wenigstens den Vortheil versprechen konnte, daß von der ihm so verhaßten Verbindung nicht mehr die Rede seyn würde, er wußte, daß seine Frau alles, was an ihre ehemahlige Verhältnisse erinnern konnte, sorgfältig vermied, so daß man in der Residenz mit ihrem ursprünglichen Stande durchaus unbekannt war und nur wußte, er habe durch Lieferungen im Kriege sein Vermögen erworben. Er selbst hatte es bisher auch nicht für nöthig erachtet, jedermann seinen ganzen Lebenslauf mitzutheilen, doch keineswegs aus Stolz, sondern aus dem ganz vernünftigen Grunde, daß es der Welt nichts angehe, was man war, sondern nur was man ist, und weil er nicht einsahe, warum er, da er die Menschen kannte, gerade Vorurtheile gegen sich erwecken sollte, die darum nicht minder nachtheilig wirken oder wenigstens beschwerlich sind, daß man sie für lächerlich und ungerecht erkennt. — Dieses war der Galgen, an welchen er den Hochmuth seiner Frau aufzuhängen beschloß.

Die Hofräthinn kam vom Cassino heim. Sie war ungewöhnlich freundlich; denn als eine verständige Frau erschöpfte sie, wie sie sagte, erst alle sanften Mittel, den Mann zur Vernunft zu bringen. Des

ehelichen Zwistes von vorhin wurde mit keiner Sylbe erwähnt. Sie erzählte bloß, was sie etwas Neues erfahren hatte, wer da gewesen war, wobey Wildecks nur eben berührt wurden, und lehnte bald das Gespräch auf die Reise nach Weissenfels.

«Wann willst du denn hinaus, Väterchen?" fragte sie; «es muß schon draußen recht schön seyn."

Dahinter steckt etwas! dachte der Alte, dem diese Frage von seiner Frau unerwartet kam. «Hm?" sagte er gleichgültig, «du weißt, Lieschen, das hängt ganz von dir ab. Ich dachte, wir wollten Ostern hier feyern."

«Ey nicht doch, liebes Väterchen, was wollen wir denn hier machen? Maskeraden, Bälle, Assembleen sind ja vorbey; draußen ist es doch so hübsch, man sieht die Bäume ausschlagen, das Gras wachsen."

Mich dünkt, dachte der Alte, ich sehe es so eben auch hier.

«Genießt das Erwachen des Frühlings. Ich weiß ja doch, daß dir das am Herzen liegt. Meine Einrichtungen sind bald getroffen, wir können hinaus, wenn du willst. Je eher, je lieber."

«Nun, so laß uns morgen gleich Anstalten machen."

«Morgen? Wo denkst du hin? Man kann ja doch nicht aus der Stadt gehen, als wenn man weg gelaufen wäre. Wir müssen unsern Freunden und Bekannten doch wenigstens ein Lebewohl sagen und sie bitten, uns auf dem Lande nicht zu vergessen."

«Also übermorgen.»

«Die künftige Woche, liebes Väterchen, etwa den Dinstag oder Mittewoche. Ich denke, wir wollen einen recht vergnügten Sommer zubringen. An Besuch wird es uns nicht fehlen.»

«Hm! hm!» brummte der Alte für sich.

«Du glaubst nicht, wie schön man unser Weissenfels findet.»

«Ey, wer kennt es denn?»

«Baron Wildeck war unlängst draußen auf der Jagd.»

«Auf meinem Reviere?» fuhr der Alte auf.

«Nicht doch. . . Wildecks haben ja Verwandte dort herum, bey denen war er und ging mit ihnen auf einige Stunden hinüber. Er lobte besonders deine schönen Anlagen, deine Baumschule, deine Schäferey.»

Ziehe nur die Pfötchen ein, dachte der Alte, die Krallen kommen schon.

«Er machte alle so neugierig, daß die Oberkammerherrinn uns versicherte, ehe wir es uns versähen, würden sie uns überraschen.»

«Hm! hm!» brummte der Alte und dachte: Will es da hinaus? — und in diesem Augenblicke entwickelte sich der Gedanke, den er schon lange bey sich hin und her geworfen hatte, ohne das Ende finden zu können. «Viele Ehre,» sagte er, und da er eben in das Bett stieg, so konnte die Frau Hofräthinn das spöttische Lächeln und die schalkhafte Miene,

mit der er das sagte, zum Glücke nicht sehen. «Und wenn meinest du denn, daß die Herrschaften kommen könnten? — Man muß doch einige Anstalten treffen.»

«Ja,» sagte sie doch etwas scheu, «freylich wohl; denn sie kommen auf einige Tage und bringen Gesellschaft mit.»

«Immerhin,» erwiderte der Alte, «je mehr, je besser!»

«Das habe ich auch gesagt,» platzte sie freudenvoll heraus, «und ich glaube, in acht Tagen sind sie bey uns. Der Oberkammerherr kommt auch mit, er nimmt ausdrücklich auf einige Tage Urlaub dazu. Du kennest ihn noch gar nicht, aber er wird gewiß gefallen und du auch ihm.»

«Seine Excellenz sollen sehen, daß ich die hohe Ehre zu schätzen weiß. — Besser wäre es aber doch, wir wüßten den Tag der Ankunft bestimmt, damit es an nichts fehlet.»

«Ey, wenn du willst, liebes Männchen, so will ich fragen. . .»

«Nicht doch,» versetzte der Alte, «dann wäre es ja keine Überraschung. Nun, ich denke, wir wollen sie auch überraschen. Du mußt dich so von Weitem darnach erkundigen.»

«Laß mich nur machen, Väterchen, morgen wollen wir es bestimmt wissen.»

Hier endigte sich das Gespräch, und die Hofräthinn wiegte sich in den süßesten Träumen. Sind sie

nur draußen, dachte sie bey sich selbst, und Sr. Excellenz bringen bey dem Alten das Gesuch um Pinchens Hand selbst an, so wird sich alles finden. — Der alte Horn aber legte dagegen in Gedanken sich alles zurecht. — Wenn nun aber Pinchen wirklich den jungen Hayfisch liebt, warf ihm sein Herz ein, wie dann? — Das mußt du erst untersuchen.

Die Hofräthinn ermangelte nicht, Pinchen gleich am folgenden Morgen mit der guten Stimmung des Vaters bekannt zu machen.

«Sagte ich es dir nicht," sagte sie zur Tochter, «du solltest mich nur sagen lassen? Der Alte hat sich es überlegt, und haben wir nur erst Wildecks draußen, so kann er ja gar nicht ausweichen."

Pinchen wollte sich freuen, aber es wollte damit nicht recht von Statten gehen, sie wußte selbst nicht warum.

Am Abend konnte die Hofräthinn ihrem Manne Tag und Stunde bestimmen, wenn die Herrschaften in Weissenfels eintreffen würden. Jetzt ging es an die Abschieds-Visiten. Auch bey Justiz-Raths erforderte es die Schicklichkeit, den Besuch abzulegen; allein man begnügte sich gegenseitig, Karten abzugeben. Des alten Herrn Abschiedsbesuche nahmen nicht so viel Zeit weg, und gerade bey Justiz-Raths war es, wo er am längsten verweilte. Er beurlaubte sich besonders bey der ältesten Tochter, die ihm ehrwürdig geworden war, wünschte ihr vom ganzen Herzen Glück zu ihrer Verbindung mit einem würdigen Man-

ne, welche die Freude ihrer Ältern mache, und lud die ganze Familie, den Bräutigam nicht zu vergessen, zu sich auf das Land ein. — Als der Justiz-Rath ihn hinaus begleitete, drückte er ihm noch ein Mahl recht herzlich die Hand.

«Nochmahls meinen Dank für die Aufklärung, die sie mir gegeben haben, und besonders für dieses hier (er zeigte auf die linke Westentasche, was darin steckt, werden wir ja wohl erfahren) und stehe für allen Mißbrauch. — Unsere Bekanntschaft, hoffe ich, soll nicht so in der Ferne bleiben."

In der folgenden Woche ging es nach Weissenfels.

Die Natur war in ihrem Erwachen. Sie glich einem zarten, reitzenden Mädchen, daß zum ersten Mahle den Strahl der Liebe empfindet, und in dem sich jetzt, wie durch einen Zauberschlag, alles in voller Blüthe entwickelt. Das Geheimniß seines innersten, eigensten Wesens ist ihm aufgeschlossen; es fühlet seine Bestimmung, Liebe zu geben und zu empfangen, und es drängen sich in ihm tausend liebliche Wünsche, das Paradies, welches in seinem Inneren blühet, auch um sich her zu zaubern. Ach! es fühlet sich dann so fromm und so milde, möchte dann jede Thräne trocknen, jede Wolke um die Stirn des Geliebten zertheilen.

Die Hofräthinn war der Natur schon längst entblühet; Pinchen aber fühlte die nähere Verwandtschaft, und der Anblick der wohl bekannten Gefilde erweckten tausend unnennbare Gefühle, tausend süße

Erinnerungen in ihrer Brust. Sie fühlte ein inneres Sehnen, in Liebe aufzubrechen, wie die Natur, ein Sehnen, das der Gedanke an die Stadt und alle ihre Herrlichkeit nicht zu stillen vermochte. Ihr Blick spähete umher. Was er suche, war sie sich selbst nicht deutlich bewußt, und doch war es ihr, als müsse sie es irgendwo erblicken. Sie konnte kaum den Augenblick erwarten, daß der Wagen vor dem Schlosse hielt; sie hätte mögen früher hinaus springen und umher schwärmen, und jedes ihr wohl bekannte Fleckchen aufsuchen. — Der Alte freuete sich dieses Eindruckes, er machte sie auf alles aufmerksam, und besonders erregte er ihre Neugier auf das schöne Blumen-Parterre, das er für sie um eine niedliche Mooshütte her hatte anlegen lassen.

Es war gegen Abend, als sie ankamen. Das Gepäck war voraus gegangen und sie traten in die bereits völlig eingerichteten Zimmer. Die Hofräthinn nahm alles in Augenschein und hatte mehrere häusliche Anordnungen, die zum Theile auf den vornehmen Besuch Bezug hatten, zu treffen, Herr Horn ging in die Schäferey und in die neuen Gewächshäuser, die er hatte anlegen lassen, und Pinchen konnte dem Drange des Herzens nicht widerstehen, sie eilte in den Garten hinab, und ihr erster Gang war zur wohlbekannten Mooshütte hin zu dem Blumen-Parterre, dessen Kinder noch in den zarten Knospen schlummerten. Es wurde bereits dunkel, sie konnte deutlich nichts mehr unterscheiden, einzelne Sterne flimmerten, und der jungfräuliche Mond lächelte ihr

mild zu. — Da erschreckte sie die hohe Gestalt eines Jünglings, der unerwartete Anblick entriß ihr einen leisen Schrey, als eine wohl bekannte Stimme zärtlich ihr zurief:

«Pinchen, sie erschrecken vor mir?"

«Lindheim!" rief Pinchen noch erschrockener, «sie hier?"

«Ich, Pinchen, hier — hier, wo wir so oft, so gern waren."

Pinchen wußte nicht ob sie bleiben, ob sie gehen sollte — aber es war ihr, als habe sie gefunden, was sie suchte. — Dieses wahr die nähmliche Stelle, wo Lindheim zum ersten Mahle ihr die Gefühle seines Herzens entdeckt hatte, wo sie zum ersten Mahle jungfräulich erröthend in seine Arme sank — um dieselbe Stunde fast war es gewesen. — Mächtig klopfte ihr das Herz.

«Haben sie diese Stelle vergessen, Pinchen?" fragte Lindheim mit bebender Stimme.

«Nein — nein" — zitterte Pinchen, aber ..."

«Sie haben sie nicht vergessen?" rief Lindheim entzückt aus und ergriff ihre Hand, und drückte sie mit Inbrunst an sein Herz — «o dann haben sie auch den armen Lindheim nicht vergessen!" — Er wollte seinen Arm um sie schlingen, sie entwand sich, aber nicht unwillig.

«Sie haben mich sehr überrascht, Lindheim," sagte sie, «sie hier zu finden, vermuthete ich nicht."

«Ich wußte, daß sie heute ankommen sollten. Morgen erst wollte ich ihre lieben Ältern auf Weis-

senfels willkommen heißen, aber sie mir so nahe zu wissen, und ihnen nicht näher zu eilen — zu einer Ewigkeit hätte sich mir diese Nacht ausgedehnt. Wenn ich sie auch nicht zu sehen hoffen konnte, so wollte ich mich doch überzeugen, daß sie da wären; mein Herz ließ mir keine Ruhe — es riß mich mit Gewalt hierher. — In ihr Haus zu treten wagte ich nicht; denn, ach — Pinchen! Ihre Frau Mutter hat mich nur zu deutlich erkennen lassen, wie gern sie meinen Anblick entbehrt. Wäre ihr trefflicher Vater nicht, ich wäre verzweifelt."

«Wie?" rief Pinchen, «mein Vater . . ."

«Er erhielt meine Hoffnung, den Glauben an ihr Herz."

Diese Worte durchbebten Pinchen, ihr Gewissen erwachte.

«Sie lieben mich noch, Lindheim, und ich . . ."

«Und sie?" unterbrach er sie erschrocken, «Sie?"

«Bin einem andern bestimmt," stammelte sie, «meine Mutter. . ."

«Und ihr Herz, Pinchen?"

«Der Wille meiner Mutter. . ."

«Und sie? — O Gott, könnten sie ihre Hand hingeben ohne ihr Herz, Pinchen, und mich in Verzweifelung stürzen? —"

«O Lindheim, wenn es nur von meinem Herzen abhinge, aber . . ."

«So bin ich verloren!" rief Lindheim und sank auf die Moosbank vor der Hütte hin — «so ist mein Herz dennoch verrathen!"

«Nein, nein!" rief Pinchen und lag in seinen Armen, «nein Lindheim, ich verrathe dich nicht, mein Herz vermag es nicht! — Verzeihung!"

Und ihre Herzen schlugen an einander und feyerten den Triumph der Versöhnung. — Als sie wieder ruhigere Fassung gewannen, sagte Lindheim:

«Nun ich überzeugt bin, daß du mich noch liebest, nun darf ich dir wohl entdecken, auf wessen Anstiften du mich hier siehest; denn ich, ach Pinchen! ich muß es dir nur gestehen, ich wußte, daß du durch Wildecks Bewerbungen und die Wünsche deiner Mutter dich verblenden ließest. Mein Herz kämpfte in Verzweifelung, aber es fühlte seinen Werth; ich wollte es los reißen und sollte es verbluten. Da schrieb mir dein gütiger Vater, er habe Hoffnung, und fühltest du noch Liebe für mich, wovon ich mich selbst überzeugen sollte, so wärest du mein. Er bestimmte mir diesen Platz und diese Stunde, geboth mir aber Verschwiegenheit."

«Ach, lieber Lindheim, aber die Mutter. . ."

«Laß den Vater nur machen, Pinchen," versetzte Lindheim und schloß sie von neuem in seine Arme, «du liebest mich, und du wirst die Meine, das sagt mir mein Herz. — Aber jetzt kehre zurück, liebes Herzens-Pinchen, die Mutter könnte dich vermissen. Morgen statte ich ihr den Besuch ab, dann laß dein liebes Auge mir sagen, daß du wieder ganz, ganz mein bist, wenn dein Mund es mir nicht sagen darf."

Ihr pochendes Herz sagte es ihm jetzt, als er sie an seine treue Brust drückte, und die Liebenden trennten sich.

Als Pinchen vor die Thür kam, setzte sie sich auf die steinerne Bank, um sich zu fassen, ehe sie vor die Mutter träte. Lindheim füllte ihr ganzes Herz aus, das fühlte sie und alle die Herrlichkeit der großen Welt, deren sie in seinen Armen zum Theil wenigstens entsagen sollte, hatte allen ihren Zauber von diesem Gefühle verloren. Warum der Vater ihr so viel vom Blumen-Parterre vorgeredet hatte, wußte sie nun auch. — Um ein Weilchen hörte sie ihn nach ihr fragen. Sie trat in das Haus und fiel ihm um den Hals, und er fühlte, daß eine Thräne seine Wange benetzte. Innig bewegt drückte er die geliebte Tochter an seine Brust.

«Sey ruhig, Pinchen," sagte er leise, «laß den Vater nur machen, und alles wird gut gehen."

Daß sie ihn fester umschlang, sagte ihm mehr als Worte.

Die Hofräthinn war zu beschäftiget in ihren Anordnungen, als daß sie sonderlich auf Vater und Tochter geachtet hätte, um so mehr, da sie beyde, wenigstens die Letztere gewiß, mit ihr selbst einverstanden glaubte.

Am folgenden Tage legte Lindheim seinen Besuch ab. Er wurde von der Hofräthinn mit vornehmer Höflichkeit aufgenommen, und als er sich nach Mamsell Pinchen erkundigte, erhielt er zur Antwort, sie sey auf ihrem Zimmer beschäftiget. Er suchte nun den

alten Herrn im Garten auf, und dieser empfing ihn mit väterlicher Herzlichkeit und dankte ihm für die Sorgfalt, die er auf seine neuen Anlagen verwendet hatte; denn unter Lindheims Aufsicht war alles entstanden, und daß er das Blumen-Parterre um die Mooshütte nicht versäumt hatte, läßt sich leicht denken. — Gegen den Alten schüttete er nun sein volles Herz aus, und dieser sprach ihm Muth ein, ohne jedoch seinen Anschlag zu verrathen.

«Bleiben sie jetzt einige Tag weg, lieber Lindheim,» sagte er zu ihm, «damit sie mir nicht das Spiel verderben.»

«Wie? ich sollte Pinchen nicht sehen, nicht sprechen?»

«Ihr werdet nachher Zeit genug dazu finden.»

«Aber was wird Pinchen glauben?»

«Erleichtern sie ihr Herz in einem Briefchen, und schreiben sie ihr, daß es meine Wille sey.»

«Wie werde ich es ertragen!»

«Nun, so thut, was ihr wollt, verrathet alles — ich ziehe meine Hand ab.»

«O nein, nein gütiger Vater, ich folge blindlings, aber Pinchen. . .»

«Ich will sie schon beruhigen. Hat man nicht seine Noth mit den Verliebten! Ihr Briefchen lassen sie durch mich gehen. . . Ich will euer Postillon d'amour seyn. So bald ich sie brauche, lasse ich sie es wissen.»

Mit beklommenen Herzen entfernte sich der arme Lindheim, und nur, als er sich auf das Pferd schwang,

erblickte er Pinchen am oberen Fenster, die ihm einen Kuß zuwarf und sich dann schnell zurück zog. — Das war freylich nur wenig für sein Herz, allein doch etwas und in sich etwas Bedeutendes, und dann setzte er auch noch einige Hoffnung auf die Moosshütte, wo er die Geliebte vielleicht dennoch sprechen würde. Er ließ in dem Briefchen, das der Vater der Tochter zusteckte, einige Winke davon fallen. Pinchen verstand ihn, und die Liebe täuschte auch selbst den väterlichen Vertrauten wenigstens um einige süße Augenblicke. Was aber der Vater vorhabe, war beyden ein Geheimniß.

Der Tag, an dem die hohen Herrschaften eintreffen sollten, rückte immer näher. Die Hofräthinn hoffte an diesem Tage zugleich das Verlobungsfest der Tochter zu feyern, und der Alte ließ sie in ihren Zurüstungen gewähren, nichts war ihm zu kostbar, nichts zu theuer; die Zimmer waren bereit zu ihrer Aufnahme, Küche und Keller reichlich versehen, für den nöthigen Brautstaat hatte das Mutterherz schon in der Residenz gesorgt. Einige Besuche in der Nachbarschaft und diese Einrichtungen ließen ihr die Zeit nicht lang werden, Pinchen aber litt nicht wenig; denn beynahe in jeder Stunde des Tages mußte sie sich vorerzählen lassen, welch ein Glück ihrer warte, sie sahe die mütterliche Freude und wußte, daß sie getäuscht werden sollte. Mehr als ein Mahl war sie im Begriffe, der Mutter das Geheimniß zu entdecken, und nur Lindheims dringende Bitten und des Alten ernster Befehl hielten sie zurück. Dabey quälte sie

die Neugier nicht wenig, wie der Vater die Mutter von der Heirath mit Wildeck ab- und zur Heirath mit Lindheim hinbringen wollte; aber das war und blieb des Alten undurchdringliches Geheimniß.

Drey Tage vor dem ersehnten fuhren die Hofräthinn und Pinchen zu einer Gasterey auf ein zwey Meilen entferntes Amt; der Vater blieb unter einem unverdächtigen Vorwande zu Hause. — Der Tag verstrich ganz angenehm und sie kehrten gegen Abend in der frohesten Stimmung nach Weissenfels zurück. — Als sie in die Allee einfuhren, die auf die Cascade führte, hinter welcher das Schloß Weissenfels sich erhob, wunderte sich die Hofräthinn, fast alle Zimmer erleuchtet zu sehen, besonders die Gastzimmer. — Sie machte Pinchen aufmerksam darauf.

«Sollten Wildecks schon da seyn?" sagte sie, «das hieße doch wirklich Überraschung. — Nun, sie fänden uns nicht unvorbereitet."

Pinchen klopfte bey dieser Vermuthung ängstlich das Herz.

«Joseph, fahr doch zu!" rief sie aus dem Wagen. — «Pinchen, sie sind gewiß da — es ist ja so laut."

Jetzt fuhren sie um die Cascade herum. — Mehrere Fahrzeuge standen abgeschirrt da, Bedienten und Kutscher liefen durch einander.

Ich habe es wohl gedacht!" rief sie freudig aus, und bog sich aus dem Kutschenschlage, da der Wagen durch ein vorstehendes Fuhrwerk verhindert wurde, in das Thor zu fahren. — Aber, o Himmel, was

erblickte sie! Kaum trauete sie ihren Augen. — Über dem Thore prangte eine mächtig große schwarze Tafel, oben mit dem goldenen Sporne eines Goliath verziert, und darauf stand mit eines Fingers langen, goldenen Buchstaben: Gasthof zum goldenen Sporne.

«Was ist das?» rief sie erschrocken. — «Pinchen, ist das unser Schloß? — Joseph, sind wir denn auch hier recht, oder ist das Zauberey.»

«Recht sind wir wohl,» antwortete Joseph und sperrte den Mund auf; «aber richtig ist das nicht.»

Der Wagen fuhr jetzt hinein und siehe, Herr Horn in einer weißen Jacke, eine weiße Mütze auf dem Kopfe, das Kochmesser in der halb aufgeschlagenen Schürze, stand da und rief mehreren Kellnern zu, seiner Frau und seiner Tochter aus dem Wagen zu helfen.

Der Hofräthinn bebten die Knie, als sie ausstieg. Sie glaubte, der Alte habe den Verstand verloren.

«Aber Vater, sagte sie, was spielest du denn für Maskerade?»

«Was Maskerade,» erwiderte er; «nicht wahr, das hättest du nicht erwartet, daß deine Wünsche so schnell erfüllet würden.»

«Meine Wünsche?» sagte sie mit funkelnden Augen und erstickter Stimme, «daß du dich zum Narren machest?»

«Zum Narren, versetzte der Alte ruhig. «Wenn man nicht aus seinen Schranken geht, wird man nie zum Narren. Wir fingen weit geringer an,» fuhr er halolaut zu ihr fort, «und solch einen Gasthof hat

nicht ein jeder Koch. — Wir haben das ganze Haus voll Gäste."

«Voll Gäste!" rief die Hofräthinn, ein Gasthof!"

«Nun freylich, zum goldenen Sporne. — Du kommest mir doch recht wunderlich vor. Hast du denn nicht selbst für Gäste gesorgt? — Besinne dich doch, die hohen Herrschaften aus der Residenz — die werden recht überrascht seyn — so einen stattlichen Gasthof werden sie hier kaum vermuthen. — Zwar werden sie sich jetzt etwas behelfen müssen, sollten die Herrschaften, die heute gekommen sind, etwa länger bleiben."

«Sind es denn nicht Oberkammerherrns?" fragte sie verdutzt.

«Ey, die kommen ja erst übermorgen; aber die Herrschaften oben sind auch aus der Residenz, wo ich unsern Gasthof gehörig recommandirt habe."

Das Ganze war zu unerwartet, als daß die arme Hofräthinn nicht hätte betäubt seyn sollen, und diese Betäubung hemmte den Sturm, der sonst unfehlbar ausgebrochen wäre. Sie eilte in das Zimmer. Thränen erstickten ihre Stimme. Pinchen war erschüttert, sie schlang ihre Arme um sie.

«Vater," sagte sie, «wie können sie die Mutter so ängstigen!"

«Hm! hm!" brummte der Alte, der auf einen Sturm, aber nicht auf diese Erstarrung gefaßt war, «nun Lischen, erhohle dich nur, fasse dich."

Sie war einer Ohnmacht nahe, Pinchen und der Alte brachte sie auf den Divan und waren um sie beschäftiget.

«So erkläre mir doch nur, was soll das heißen?" sagte sie, als sie sich etwas erhohlet hatte.

«Das will ich," erwiderte der Alte. — Du aber inchen gehest auf dein Zimmer."

Pinchen ging und wußte gar nicht, was sie daraus achen sollte.

«Siehe nur, liebes Lieschen," sagte Herr Horn als sie allein waren, «wir sind nur schlichte, geringe Leute. Du magst gern mit vornehmen Herrschaften umgehen; da ist nun der beste Rath, wir fangen eine Wirthschaft an, es kommen dann Herren, Grafen und Fürsten, die kannst du alle bewirthen nach Herzenslust; je mehr kommen, desto besser, je länger sie bleiben, desto lieber."

«Was?" rief jetzt die Hofräthinn, die nun wohl sahe, wo das hinaus wollte, «was? so wolltest du uns prostituiren. Wir, einen Gasthof?"

«Zum goldenen Sporne," antwortete der Alte ganz gelassen. «Besser man hat den auf dem Schilde, als im Kopfe, und für einen Gasthof ist das Häuschen artig genug."

Die arme Frau schäumte vor Wuth. «Nein, so etwas ist nicht erhört!" sagte sie. «Nein, so ist noch keine Frau behandelt worden! — O, ich merke recht gut, was das heißen soll. Du willst Pinchen, dein eigenes, einziges Kind mit aller Gewalt um ihr Glück bringen, du willst mich herab setzen, zum Gelächter machen."

«Pinchen soll mir schon glücklich werden," sagte er; jetzt hat sie Gelegenheit sich in der Wirthschaft umzusehen."

«Nun und nimmermehr!" zürnte die Hofräthinn, «ich dulde es nicht, ich bin Mutter."

«Und ich Vater," fiel Herr Horn mit größerem Ernste ein, als er je für den Pudel gezeigt hatte, «und ich will es. Die Tochter muß sich in den Stand des Vaters schicken, wie die Frau in den Stand des Mannes."

«Aber," schluchzete die Hofräthinn voll Wuth, «wie kommst du mir denn vor? Das kann doch dein Ernst nicht seyn."

«Gewiß," antwortete er fest. «Ich bin ein schlichter Bürger, und das will ich bleiben. Meine Frau hat den Narren im Kopfe, die große Dame zu spielen. So lange die Narrheit unschädlich war, ey nun, so ließ ich es hingehen; aber da sie auch meiner Tochter den Kopf verrückt und an einen Nichtswürdigen wegwerfen will, der für ihr Geld in den Armen Anderer zu schwelgen und die Unschuld zu verführen denket: wie hier zu lesen" — und er warf erzürnt des Barons Brief an Emilien, den er sich vom Justiz-Rathe erbethen, und auf den er, bey dem Abschiedsbesuche, in der Tasche gedeutet hatte, hin — «da finde ich es gerathen, einzulenken, und lieber wieder zu meinem vorigen Stande zurück zu kehren, als mein einziges Kind unglücklich zu machen."

«Was hast du dir von bösen, neidischen Menschen wieder einreden lassen," sagte die Hofräthinn bestürzt.

«So lies!" rief er und reichte ihr den Brief.

Sie nahm ihn; es war des Barons Hand. — Sie las ihn zitternd, sie wurde bald blaß, bald roth. Kaum trauete sie ihren Augen und wagte es nicht, sie aufzuschlagen.

«Nun?» fragte der Alte.

«Aber — freylich scheint es seine Hand — aber ist es denn auch gewiß?»

«Gewiß.»

«Mein Gott, sie werden doch nun herkommen,» sagte sie ängstlich.

«Ein Wirthshaus steht für sein Geld jedem offen, erwiderte Herr Horn.

In diesem Augenblicke wurde er abgerufen; die Gäste verlangten etwas. Er ging. — Außer sich warf die Hofräthinn sich auf den Divan, sie rang die Hände, ein Thränenstrom brach aus ihren Augen. So hatte sie noch nie gelitten. Wäre nur der fatale Brief nicht gewesen; was konnte sie dem entgegen setzen? — Doch die Erniedrigung, als Gastwirthinn vor denen zu erscheinen, in deren Gesellschaft sie geglänzet hatte, der Gedanke war ihr unerträglich. Mit Gewalt, das sahe sie wohl ein, war nichts auszurichten, sie beschloß sich also auf das Bitten zu legen.

«Vater,» sagte sie zu Horn, als er nach einem Viertelstündchen wieder zurück kam, «nein, es kann dein Ernst nicht seyn, daß du mich so erniedrigen wolltest, so kannst du mich nicht hassen.»

«Ich dich hassen, Lieschen!» erwiderte der Alte bewegt. «Wen habe ich jemahls gehaßt und sollte nun bey dir anfangen?»

«Also mit dem Gasthofe ist es nur dein Scherz, nicht wahr? Du hast mich nur ein wenig ängstigen wollen."

«Hm! hm!" brummte er, «es ist Scherz — es ist Ernst, wie du es willst."

«Wie ich will?" sagte sie mit Thränen.

«Ja," versetzte er fest, «wenn du darauf noch bestehest, daß Pinchen Baroninn werden soll, wenn du mir das Haus voll solcher Gäste bringen willst, als die Wildecks sind, so ist es Ernst."

«Aber wir können sie doch nicht zurück weisen, da wir doch nun einmahl..."

«Einen Gasthof haben, da hast du Recht; aber in solch einem Gasthofe kostet es Geld, Lieschen, und auf Credit gebe ich nichts, da bleiben sie dir nicht lange, du wirst sehen," sagte der Alte lächelnd.

«Nein, das wirst du nicht thun," erwiderte sie schmeichelnd, «das überlebte ich nicht. Du lässest dich erbitten."

«Unter Bedingungen, vielleicht..." antwortete der Alte.

«Alles, alles!" rief die Hofräthinn.

«Alles was Recht ist," versetzte er. «Von einer Heirath zwischen dem Menschen und Pinchen ist also, hoffe ich, die Rede nicht mehr."

«Da wir ihn so kennen lernen."

«Und der vornehme Umgang wird abgebrochen."

«Wenn er dir so zuwider ist, nun ja, lieber Mann, aber da sie doch nun einmahl kommen..."

«So will ich dir einen Vorschlag thun, wie alles ohne Aufsehen in das Geschick kommen kann. Wir verheirathen ganz geschwind unsere Tochter, sie finden sie als junge Frau und ziehen bald ab, das versichere ich dir."

«O das arme Pinchen!" rief sie aus, wird sie denn auch wollen? Und wen soll sie heirathen? Sie liebt den Baron."

«Das läßt sie bleiben," sagte der Alte, «sie liebt Lindheim."

«Wie?" rief die Hofräthinn überrascht.

«Und will gern sein braves Weib werden," fuhr der Alte fort, «und weiß noch nicht einmahl um diesen Brief."

«Man kann sie aber doch Lindheim nicht mit aller Gewalt an den Kopf werfen!" sagte sie ärgerlich.

«An den Kopf werfen? Hat keine Noth."

Er klingelte und Lindheim und Pinchen warfen sich der Mutter zu Füßen.

«Da, leg sie ihm an das Herz und mache uns alle glücklich!"

Die Hofräthinn war überrascht. Sie wußte nicht, was sie davon denken, was sie thun sollte. Nach einer Pause fragte sie mit scheuer Stimme halblaut:

«Und das Gasthausschild?"

«Ich schon abgenommen, liebes Lieschen," erwiderte der Alte lächelnd, «und oben erwartet uns eine angenehme Gesellschaft zur Verlobung unserer Tochter."

Der Hofräthinn fiel ein Stein vom Herzen. Sie legte die Hände der bittenden, liebkosenden Kinder in einander, und der Alte drückte sie an sein klopfendes Herz.

«Ist der Sporn aus dem Kopfe, so ist er auch vom Schilde," sagte er in froher Laune, warf Mütze, Jacke, Schürze und Messer weg und stand bald in seiner gewöhnlichen Kleidung da. «Komm, Lieschen, komm, wir wollen recht froh seyn. Du bist wieder Frau Hofräthinn."

Er zog sie jubelnd mit sich fort, die Kinder folgten in die oberen Zimmer, und wie erstaunte die Hofräthinn, als sie hier die liebenswürdige Familie des braven Justiz-Rathes antraf, welche ihr froh entgegen [illegible]lte, und zur Verlobung ihrer Tochter ihr Glück [illegible]ünschte. Im Herzen war sie zwar wenig zufrieden [illegible]mit, daß sie so das Spielwerk des Mannes gewe[illegible]n war, den sie bis jetzt als ihr Spielwerk betrach[illegible]t hatte; allein nach dem Briefe des Barons war [illegible]er Gedanke an eine Verbindung zwischen ihrer Toch[illegible]er und ihm wenigstens ihrem mütterlichen Herzen [illegible]nmöglich, und die Gegenwart so vieler Zeugen zwang [illegible]ie, sich zu fassen und zum bösen Spiele gute Miene zu machen.

Der Alte hatte den guten Erfolg voraus gesehen, und Justiz-Raths, als die nächsten Verwandten des Amtmannes, zu dessen Verlobung mit seiner Tochter feyerlich eingeladen; auch Emiliens Bräutigam war gegenwärtig und wurde jetzt der Hofräthinn vorgestellt. Die Einladung auf das entfernte Amt hatte

der Alte veranstaltet, um Spielraum zu gewinnen. — Als er Pinchen auf ihr Zimmer schickte, hatte er Lindheim schon hinauf gesandt; sie erstaunte nicht wenig, ihn hier zu finden, und bestürzt über den Vorfall unten verlangte sie von ihm Aufschluß. Er konnte ihr weiter nichts sagen, als daß der Vater sich mit der Mutter einen Scherz machen wolle. Der Scherz war jedem zwar seltsam vorgekommen, indessen kannte man den alten als einen launigen Mann, und hatte also nicht viel daraus gemacht. Als der Alte sich von seiner Frau hatte abrufen lassen, war er auf Pinchens Zimmer gekommen und hatte den Kindern gebothen, sich bereit zu halten, so bald er klingelte, in das Zimmer der Mutter zu treten. Mit ängstlich klopfendem Herzen harrten sie des glücklichen Zeichens und der Erfolg krönte ihre Wünsche. — Jetzt wurden in Gegenwart der Zeugen förmlich die Ringe gewechselt und die Verlobten von Vater und Mutter feyerlich eingesegnet. Sie fielen entzückt den guten Ältern um den Hals und die Hofräthinn konnte sich der Freudenthränen nicht erwehren, die jeden Groll in ihrem Herzen auslöschten. Der Abend wurde in Freude verbracht, es ging hoch her, und spät begaben sich Wirthe und Gäste zur Ruhe.

«Du hast mir meine Einwilligung zu dieser Verlobung nun so abgelockt,» sagte die Hofräthinn zu ihrem Manne, als dieser ihr für die Freude, die sie ihm gemacht hatte, dankte, «und da Pinchen zufrieden und glücklich scheint, so mag es darum seyn. Aber

Barons kommen doch nun, du wirst sie doch nicht beleidigen?"

«Sey unbesorgt, Lieschen," antwortete er; «übermorgen ist Pinchens Hochzeit und ich hoffe zugleich Emiliens; kommen sie dann, so wird es ihnen unter diesen Umständen nicht lange bey uns gefallen, und sollte es, ey nun, so wollen wir sie einige Tage füttern. . . Aber ich denke, das haben wir nicht zu befürchten."

Als Pinchen am folgenden Morgen zu ihm kam, und auf die Frage, ob sie denn auch recht glücklich sey, ihm mit herzlichen Liebkosungen antwortete, da sagte er ernst und wehmüthig zu ihr:

«Und doch konntest du wider dein Herz, durch Eitelkeit geblendet, dich unglücklich machen und einen redlichen Mann gegen einen Nichtswürdigen vertauschen wollen. — Hier lies," — und er gab ihr Wildecks Brief.

Pinchen las. . . Zorn und Scham rötheten ihre Wangen.

«Ey der abscheuliche Mensch!" rief sie aus, «und er stellte sich Wunder wie verliebt, daß mir bey meinem Glücke um seinetwillen ordentlich noch bange um das Herz war. — Ich war eine Närrinn, liebes Väterchen. . . Und wie Unrecht habe ich Emilien gethan! — Aber nun will ich auch gleich zu ihr gehen und ihr um den Hals fallen. Wenn wir uns nur an dem Menschen rächen könnten!"

«Sey recht glücklich, liebe Lindheim recht herzlich und du rächest dich, Pinchen!" sagte der Alte.

Aber die Rache sollte wirklich noch ausgezeichneter seyn, als er sie erwartet hatte.

Er nahm jetzt den Justiz-Rath allein und vertraute ihm das ganze häusliche Geheimniß. Dieser tadelte nicht die Sache, wohl aber die Art.

«Ey nun, lieber Justiz-Rath,» erwiderte der Alte, «ich hatte nun einmahl meinen Kopf aufgesetzt und der mag nicht viel taugen; doch war es meiner Frau eigene Schuld, und wer weiß, wie es erst abgelaufen wäre, wenn ich mich gar auf den Kopf gestellt hätte. Nun lassen sie uns aber auch vollenden, damit der Böse uns nicht wieder Unkraut unter den Weitzen säet. Morgen soll meine Tochter mit Lindheim getrauet werden; wie wäre es, wenn wir zwey Hochzeiten zugleich feyerten, wenn ihre Emilie — Übermorgen kommen die Wildecks Sie abweisen mag ich um meiner Frau willen nicht, aber wenn sie sehen werden, daß nichts hier zu hohlen ist, so sind wir sie auf immer los. Zugleich können wir uns wohl die kleine Rache an dem jungen Hayfisch gönnen, daß er beyde Mädchen als junge, glückliche Frauen vorfindet.»

Der Justiz-Rath war dem Vorschlage nicht abgeneigt, er sprach mit seiner Gattinn, die ihm beystimmte, die jungen Leute willigten gern darein, und den andern Morgen um eilf Uhr standen beyde Pärchen im hochzeitlichen Schmucke vor dem Altare, von den frohen Ihrigen und den gutmüthigen, theilnehmenden Dörfnern umringt. Das unauflösliche Band wurde geknüpft und eingesegnet, und im feyerlichen Zuge ging es wieder zum Schlosse zurück. — Da

sprengte ein Reuter mit einem Bedienten zum Dorfe hinaus, als ob ein Sturmwind ihn jagte. Sie glaubten den jungen Baron zu erkennen und irrten nicht.

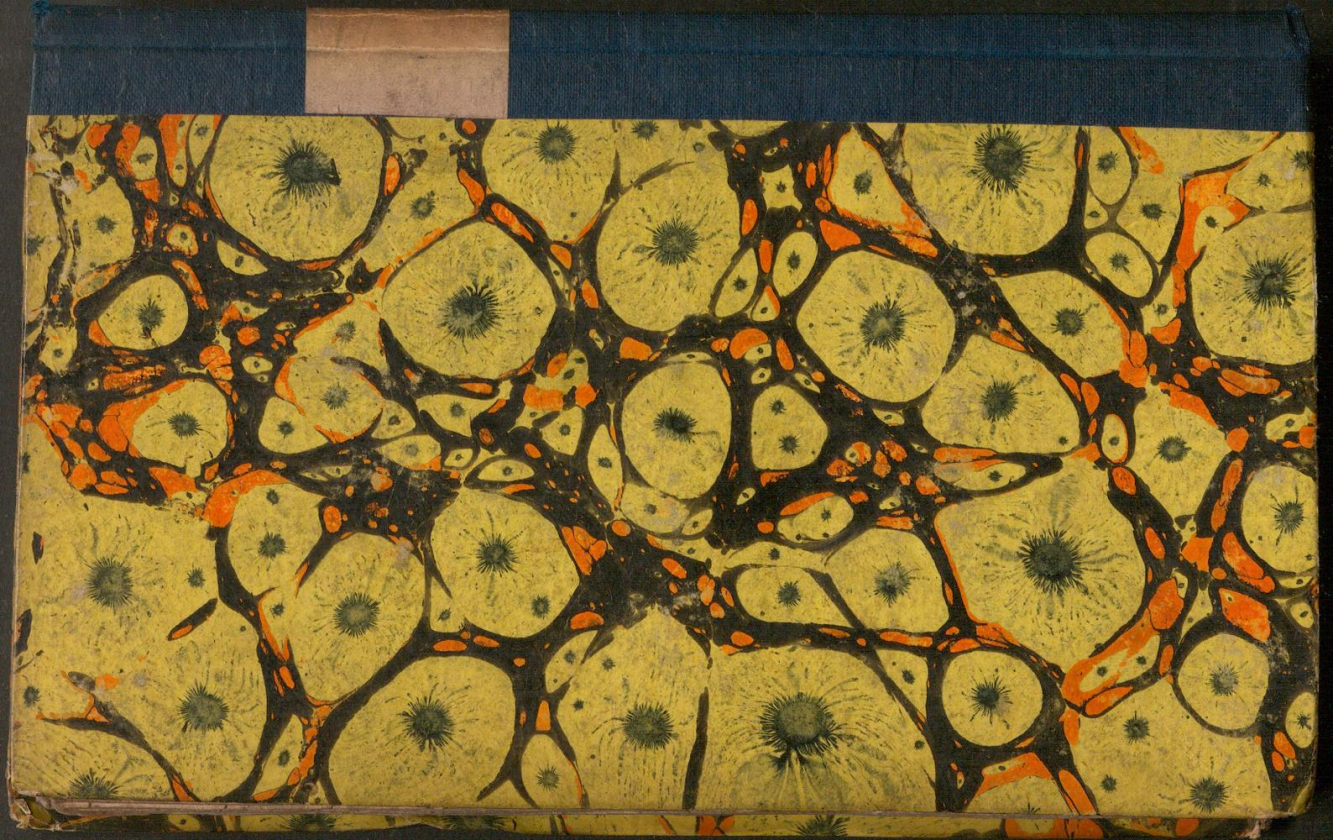
In der frohen Erwartung, daß Pinchens Goldmine nun bald sein würde, war er voraus geeilt, die Ankunft seiner Ältern auf den folgenden Tag anzukündigen. Als er vor der Kirche vorbey ritt, bemerkte er das Zuströmen der Menge, fragte, was es bedeute und hörte, daß zwey Pärchen getrauet würden. Die Neugier trieb ihn an, abzusteigen und hinein zu gehen. Er findet die Kirche gedrängt voll, hat Mühe bis zum Altare zu kommen und — was glich seinem Erstaunen, als er hier Emilien und in der zweyten Braut gar Pinchen erkannte. Ganz verdutzt starrete er hin und wußte nicht, ob es das Gaukelwerk eines feindseligen Dämon oder Wirklichkeit sey. Da hörte er von Pinchens Lippen ein frohes Ja ertönen und erwachte aus seiner Erstarrung. — Er schlich sich unter der Menge fort, warf sich fluchend auf das Pferd und sprengte davon.

«Jetzt sind wir den vornehmen Besuch los,» sagte der Alte lachend, «und ihr, Kinder,» flüsterte er den beyden jungen Frauen zu, «ihr seyd gerächt.»

Sie erröteten und fielen einander um den Hals — Auch hatten sie nie Ursache zu bereuen, daß sie nicht Baroninn Wildeck geworden waren; denn sie waren höchst glückliche Frauen und machten auch ihre Männer so glücklich, als dieses für Frauen möglich

ist; die Damen werden also am Besten beurtheilen können, wie glücklich diese waren.

Die Frau Hofräthinn nahm sich aber vor dem vornehmen Schwindel auf das sorgfältigste in Acht, und war auch, seit der eindringlichen Lection, weit liebreicher und nachgiebiger gegen ihren Eheherrn. Hätte er jetzt zwey Pudel haben wollen, sie hätte keine Miene dazu gemacht.

Inhalt.

	Seite
Die unverhoffte Erbschaft	5
Nemesis, oder das Opfer des Herzen .	37
Die Wiedervereinigung	73
Das Familien-Bild	93
Giovanni Altieri	107
Weibliche Würde	167
Edle Weiblichkeit	235
Die glückliche Cur	265